UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01795830 7

WILH. OPPERMANN

Aus dem Leben unserer Mutter-sprache

Professor W. Oppermann

Aus dem Leben unsrer Muttersprache

Kahle
2.5.9. 192

Aus dem Leben unsrer Muttersprache

Eine Einführung in das Verständnis deutscher Sprache und deutscher Art

von

Prof. W. Oppermann

MICROFILMED BY
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
MASTER NEGATIVE NO.:
940043

1 * 9 * 2 * 2

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck von
G. Uschmanns Buchdruckerei
Weimar

*

PE
3073
O63
1922

Dem Erwecker und Förderer
meiner Liebe zur Muttersprache,

MEINEM VATER,

dem Kgl. Seminaroberlehrer a. D.
H. W. Oppermann in Hannover,
in Dankbarkeit zugeeignet.

Vorwort

Die Zeiten, in denen die deutsche Sprache an niederen und höheren Schulen fast wie eine Fremdsprache behandelt wurde, müssen vorüber sein. Der deutsche Sprachunterricht hat es im allgemeinen gar nicht nötig, die „Muttersprache“ zu lehren, und sollte nicht durch Aufstellung und Einprägung steifen Regelwerks die Liebe zur Muttersprache ertöten; statt dessen muß er mehr und mehr seine Aufgabe darin erblicken, in das Verständnis des Geistes und Lebens der deutschen Sprache einzuführen, um die Ziele zu erreichen, die der Altmeister Rud. Hildebrand bereits vor einem halben Jahrhundert gezeigt hat. Eine solche vertiefte Kenntnis unsrer herrlichen Muttersprache zum Gemeingut des deutschen Volkes, zunächst wenigstens der auf „Bildung“ Anspruch erhebenden Kreise zu machen, darf keine der geringsten Aufgaben des deutschen „Wiederaufbaus“ sein. Aus dem gründlichen Verständnis unsrer heimischen Sprache wird dann Besinnung auf deutsche Art, Liebe zum deutschen Volkstum und Achtung vor der Größe unsres Volkes fließen, und jene für den Gang der deutschen Geschichte oft verhängnisvolle Bewunderung und Nachahmung ausländischen Wesens wird abnehmen.

Das vorliegende Werk beruht auf jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Muttersprache und ist schließlich veranlaßt worden durch den Wunsch von Volkshochschulhörern, die mit ihnen behandelten Stoffe gedruckt zu sehen. Das Buch verfolgt nicht den Zweck, eine lückenlose Darstellung der deutschen Sprachgeschichte zu geben; es greift in das volle Leben unsrer Muttersprache hinein und ist bemüht, deren bedeutsamste Lebenserscheinungen in zusammenhängender, lesbarer Form darzustellen und mit einer ausreichenden Menge von Beispielen zu belegen. Überall soll zu selbständigem weiterem Nachdenken über die einzelnen Vorgänge im Sprachleben angeregt werden. Das Buch möchte den Lehrern aller Schulgattungen Winke geben und Stoff darreichen für eine lebensvollere Gestaltung des deutschen Sprachunterrichts im Sinne der „Arbeitsschule“; es möchte reiferen Schülern bei der Beschäftigung mit der Muttersprache ein Freund und Führer sein und sie zu selbständiger fleißiger Beobachtung der sprachlichen Erscheinungen anleiten; es möchte nicht zuletzt auch außerhalb des Schulbereichs in weiten Kreisen der Gebildeten und Bildungsuchenden Verständnis und Liebe für deutsche Sprache und deutsche Art wecken und fördern.

Meiningen, den 16. September 1921. Wilhelm Oppermann.

Inhaltsübersicht.

Seite

A. Einführung 1

Der Wert unsrer Muttersprache (S. 1). Die Sprache als lebendes Gebilde (S. 2). Die Entstehung der Sprache (S. 3). Die Entstehung der germanischen Grundsprache (S. 5). Die Entstehung der hochdeutschen Sprache (S. 8). Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache (S. 9).

B. Das Leben der Wortgestalt 12

1. Die Veränderlichkeit der Wortgestalt 12

Zeitliche und örtliche Verschiedenheiten im Lautbestand der Wörter (S. 12). Die Ursachen des Lautwandels (S. 13).

2. Wandel der Selbstlaute 15

Der Ablaut (S. 15). Der Umlaut (S. 16). Die Erhöhung (S. 17). Die Brechung (S. 17). Spaltung und Zusammenziehung von Selbstlauten (S. 18). Selbstlautschwächung und -schwund in Nebensilben (S. 18). Selbstlautdehnung und -kürzung (S. 20).

3. Wandel der Mitlaute 22

Der grammatische Wechsel (S. 22). Angleichung (S. 22). Ausweichung (S. 23). Mitlautschwund (S. 24). Mitlautzusatz (S. 24). Mitlautumstellung (S. 25).

4. Wortgeschlecht 25

Natürliches und grammatisches Geschlecht (S. 25). Die Entstehung des grammatischen Geschlechts (S. 26). Geschlechtswandel (S. 29). Geschlechtsschwankungen (S. 31).

C. Das Leben der Wortseele 33

5. Zusammenhang zwischen Wortform und Wortbedeutung . . 33

Die Beseelung der Wörter (S. 33). Der Bedeutungswandel (S. 33).

6. Verengung des Bedeutungsumfangs 34

Ausdrücke aus dem Familienleben (S. 34). Bezeichnungen für Nutzpflanzen (S. 35). Stoffbezeichnungen (S. 35). Bezeichnungen des Körpers und seiner Teile (S. 36). Ausdrücke aus dem religiösen und kirchlichen Leben (S. 36). Gelegenheitsbedeutungen (S. 37). Aus der Sprache der Handwerker (S. 37), Landwirte und Kaufleute (S. 38). Aus der Rechtssprache und Soldatensprache (S. 38). Aus der Fachsprache der Künste (S. 39). Das Zeitwort „fahren“ (S. 39).

7. Erweiterung des Bedeutungsumfangs 39

Gemischte Beispiele (S. 39). Kirchliche Ausdrücke (S. 41). Bezeichnungen für Räumlichkeiten (S. 42). Bedeutungserweiterung bei Zeitwörtern (S. 42), Eigenschaftswörtern (S. 43) und Umstandswörtern (S. 44).

Seite

8. Änderung des Bedeutungswertes 44
Werterniedrigung bei Personenbezeichnungen (S. 44) und bei Tiernamen (S. 45). Gemischte Beispiele (S. 45). Anredewörter (S. 46). Werterhöhung (S. 48). Wertstufen (S. 49). Entstehung von Schimpfwörtern durch Werterniedrigung (S. 49).

9. Verstärkung und Abschwächung des Wortsinnes 50
Übertreibung (S. 50). Hervorhebung durch Verneinung (S. 51). Hervorhebung durch gegenteiligen Ausdruck (S. 51). Abschwächung durch Verhüllung oder Beschönigung (S. 51).

10. Bedeutungsübertragung 52
Wesen und Arten der Bedeutungsübertragung (S. 52). Übertragung auf Grund der Ähnlichkeit der äußeren Gestalt (S. 53) oder des Lageverhältnisses (S. 55). Übertragung von Raumanschauungen auf Zeitverhältnisse (S. 55). Bedeutungsänderung der Verhältniswörter (S. 56). Übertragungen von einem Sinnesgebiet auf ein anderes (S. 56). Übertragung von Bezeichnungen für sinnlich Wahrnehmbares auf Geistiges (S. 57). Belebung des Leblosen (S. 57).

11. Bedeutungsverschiebung 58
Wesen der Bedeutungsverschiebung (S. 58). Der Teil für das Ganze (S. 58). Der Raum anstelle derer, die sich in ihm aufhalten (S. 59). Der Name eines Gegenstandes für die in seiner Nähe befindlichen Personen (S. 60). Vertauschung von Hülle und Umhülltem (S. 60). Bezeichnung von Gemütsbewegungen nach ihren körperlichen Begleiterscheinungen (S. 61). Das Werkzeug statt des damit Erzeugten (S. 61). Eigenschaften anstatt der Person oder Sache, der sie zukommen (S. 61). Vertauschungen zwischen Bezeichnungen für Tätigkeiten und den dabei beteiligten Personen oder Gegenständen (S. 61).

12. Anpassung der Wortbedeutung an veränderte Kulturzustände 63
Wortseele und Kultur (S. 63). Namen für Kleidungsstücke (S. 64). Münzennamen (S. 65). Bezeichnungen aus dem Gebiete des Heerwesens (S. 66). Beispiele aus verschiedenen Kulturgebieten (S. 66).

13. Bedeutungswandel in Sprichwörtern und Redewendungen . 67
Die Sprichwörter als Spiegel der Vergangenheit (S. 67). Aus dem Reich des Aberglaubens, der Sage und der Fabel (S. 68). Biblische Wendungen (S. 69). Aus dem kirchlichen Leben (S. 70). Altdeutsche Rechtsbräuche (S. 71) Aus dem Ritterleben (S. 74). Aus den Berufssprachen (S. 75). Aus der Soldatensprache (S. 77). Aus der Sprache der Jäger, Schützen und Fechter (S. 77). Spiel, Musik und Theater (S. 79). Ehe und häusliches Leben (S. 79). Redensarten aus verschiedenen Gebieten (S. 81). Geschichtliche Redensarten (S. 83).

14. Volkstümliche Umdeutung und Umformung unverstandener Wörter (Volksetymologie) 84
Entstehung der Volksetymologie (S. 84). Die Volksetymologie in der Schriftsprache (S. 85) und in der Umgangssprache (S. 88).

Seite

15. Unsre Personennamen 90
Wert der Namenforschung (S. 90). Deutsche Namen (S. 91). Fremdsprachige Namen (S. 93).

16. Unsre Familiennamen 94
Entstehung der Familiennamen (S. 94). Vaternamen (S. 96). Benennung nach Stand und Beschäftigung (S. 97), nach Heimat und Wohnstätte (S. 98), nach persönlichen Eigentümlichkeiten (S. 100). Deutsche Familiennamen in fremdem Sprachgewande (S. 102).

17. Eigennamen als Gattungsnamen 103
Deutsche Vornamen als Gattungsnamen (S. 103). Allerlei Personennamen als Gattungsnamen (S. 104). Länder- und Völkernamen als Gattungsnamen (S. 105). Ortsnamen als Gattungsnamen (S. 106).

D. Das Leben des Wortschatzes 107

18. Der Reichtum unsrer Muttersprache 107
Wortmenge (S. 107). Wortmannigfaltigkeit (S. 108). Wortfruchtbarkeit (S. 109).

19. Werden und Vergehen der Wörter 110
Wortuntergang (S. 110). Wortauferstehung (S. 113). Wortschöpfung (S. 114). Künstliche Wortgebilde (S. 115). Mode- und Schlagwörter (S. 115).

20. Wortbildung durch Ableitung 116
Mittel der Wortbildung (S. 116). Ableitung durch Stammveränderung (S. 118). Ableitung durch Endsilben (S. 119). Ableitung durch Vorsilben (S. 124).

21. Wortbildung durch Zusammensetzung 124
Wesen der Zusammensetzung (S. 124). Arten der Zusammensetzung (S. 125). Form der Zusammensetzung (S. 127). Sinn der Zusammensetzung (S. 129). Verdunkelte Zusammensetzungen (S. 129).

22. Die Mundarten als Jungborn unsrer Schriftsprache . . . 131
Schriftsprache und Mundart (S. 131). Oberdeutsches im Schriftdeutschen (S. 133). Mitteldeutsches im Schriftdeutschen (S. 134). Niederdeutsches im Schriftdeutschen (S. 135).

23. Fremdes Gut in unsrer Muttersprache 137
Fremdwörter und Lehnwörter (S. 137). Entlehnungen in voralthochdeutscher Zeit: keltische (S. 139), römische (S. 140). Entlehnungen in althochdeutscher Zeit: Christentum (S. 143), kirchliche Wissenschaft (S. 145), weltliche Kultur (S. 146). Monatenamen (S. 147). Wochentagenamen (S. 148). Entlehnungen in mittelhochdeutscher Zeit (S. 148): lateinisch-griechische Entlehnungen (S. 150), französische Entlehnungen (S. 150). Morgenländische und italienische Entlehnungen (S. 152). Entlehnungen in der Übergangszeit zum Neuhochdeutschen: Humanismus (S. 153); französischer und italienischer Einfluß (S. 155). Ent-

Seite

lehnungen in neuhochdeutscher Zeit: lateinische und griechische Wörter (S. 157); Einfluß des Französischen (S. 157) und des Englischen (S. 161); slawische Lehnwörter (S. 163); Sprachgut von andern europäischen Völkern und aus fremden Erdteilen (S. 163); Judendeutsch (S. 163); Rückentlehnungen (S. 164).

24. Sprachreinigung 164

Geschichtlicher Überblick (S. 164). Die Fremdwortfrage in der Gegenwart (S. 168).

E. Ausblick 175

Die Weltgeltung der deutschen Sprache (S. 175). Die Zukunft unsrer Muttersprache (S. 176).

*

Abkürzungen.

afrz. = altfranzösisch
ahd. = althochdeutsch
and. = altniederdeutsch
engl. = englisch
frz. = französisch
germ. = germanisch
got. = gotisch
gr. = griechisch
hd. = hochdeutsch
hebr. = hebräisch
idg. = indogermanisch
it. = italienisch
lat. = lateinisch
md. = mitteldeutsch
mhd. = mittelhochdeutsch
mnd. = mittelniederdeutsch
nd. = niederdeutsch
ndl. = niederländisch
nhd. = neuhochdeutsch
nnd. = neuniederdeutsch
oberd. = oberdeutsch
urspr. = ursprünglich
vgl. = vergleich
vw. = verwandt

A. Einführung.

Der Wert unsrer Muttersprache. „Aus dem Leben unsrer Muttersprache" will dies Buch erzählen. Kein andres Volk der Erde hat für die Bezeichnung seiner Sprache ein derartiges Wort aufzuweisen, ein Wort so hold und herzlich, so sinnig und innig wie das deutsche Wort „Muttersprache". Dies einzigartige Wort ist geboren im Reformationszeitalter. Im Jahre 1544 ist es zum erstenmal nachweisbar. Hat auch nicht Luther selbst es geprägt, so ist es doch kein Zufall, daß gerade zur Zeit dieses kerndeutschen Mannes das Wort auftauchte, das den Gefühlen des deutschen Volkes für seine Sprache den innigsten Ausdruck verleiht.

„Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet, süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet, klingest ewig in mir fort," —

so sang Max von Schenkendorf vor hundert Jahren, also in einer Zeit, als unser Volk ebenso wie in unsern Tagen Veranlassung hatte, sich auf sich selbst zu besinnen. Für Volksgenossen gibt es kein stärkeres, dauernderes Band als die gemeinsame Sprache. Das deutsche Land und Volk zeigt eine reiche Gliederung in Landschaften und Stämme. Jeder Stamm redet seine besondere Mundart. Das ist sein gutes Recht. Aber über den deutschen Mundarten steht die deutsche Schriftsprache, die Gemein- und Einheitssprache, die in der geistgewaltigen Zeit des 16. Jahrhunderts entstanden ist, in der die Lutherbibel und alle großen deutschen Schrift- und Dichtwerke der letzten Jahrhunderte abgefaßt sind, und die der erste und kräftigste Wegbereiter der deutschen Einheit gewesen ist, die dann im 19. Jahrhundert endlich auch auf wirtschaftlichem und staatlichem Gebiete vollzogen wurde. Der stolze Reichsbau, den unsre Väter errichteten, ist durch die Stürme des Weltkrieges ins Wanken geraten; das Deutschland der Gegenwart ist zur Ohnmacht verdammt. In leidenschaftlichem Parteihader zerfleischen die Deutschen einander selbst; eine schier unüberbrückbare Kluft der Weltanschauungen trennt die einzelnen Gruppen des deutschen Volkes. In dieser tieftraurigen Zeit der völkischen Zersplitterung und Zerrissenheit bildet die gemeinsame Sprache fast noch das einzige Band, das alle Volksgenossen umschlingt. Darum ist die Pflege unsrer Muttersprache heute mehr denn je eine völkische Pflicht.

Schon das Wort „Muttersprache" sagt uns, daß die deutsche Sprache, die wir reden, uns von unsern Vorfahren überliefert worden ist. Wir dürfen dieses Erbteil nicht gedankenlos hinnehmen; wir sollten die uns vorgesprochene Sprache nicht verständnislos nachplappern, sondern wir müssen sie wie alles, was von den Vätern auf uns gekommen ist, erst erwerben, um sie zu besitzen. Daher mahnt Schenkendorf in dem zuvor erwähnten Gedicht mit Recht:

„Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht."

Die Sprache als lebendes Gebilde. In das rechte Verständnis unsrer Muttersprache können wir aber nur dann eindringen, und eine echte Liebe zu ihr kann sich nur dann in uns entwickeln, wenn wir die einzelnen Wörter nicht als tote Münzen ansehen, die von Hand zu Hand gehen, sondern als etwas Lebendiges, Beseeltes, als einen Ausfluß der Seele unseres Volkes, ja als ein Stück unser selbst. Jedes Wort hat seine Geschichte und seine Geschicke, und es vermag davon wohl zu erzählen, wenn wir nur lauschen wollen. In unsrer Sprache spiegelt sich das gesamte Leben und Erleben unsres Volkes wider: seine Sitten und Gebräuche, seine Welt- und Lebensanschauungen im Wandel der Zeiten, sein Denken, Fühlen und Streben, sein bleibendes Wesen mit seinen Vorzügen und Fehlern. — Ein Wort besteht aus Form und Inhalt, es besitzt Gestalt und Bedeutung, es hat wie ein Lebewesen Körper und Seele. Beide sind in beständiger Entwicklung begriffen. Freilich liegen deutlich zu unterscheidende Stufen der allmählich fortschreitenden Veränderung der Sprache in der Regel Jahrzehnte und Jahrhunderte auseinander. Nehmen wir als Beispiel das Wort „deutsch". Es hatte vor tausend Jahren die Form diutisc und machte dann bis heute folgende wichtigste Wandlungen durch: teodisc, dütisc, dütsch, teutsch, deutsch. Ebenso hat sich die Bedeutung, die Seele des Wortes im Laufe der Zeiten gewandelt: zuerst bedeutete es soviel wie volkstümlich, verständlich (von theoda = Volk; vgl. Dietrich = Volksherrscher und „deuten" = verständlich machen). Im 9. Jahrhundert bezeichnete „deutsch" die Volkssprache im Gegensatz zur lat. Kirchen- und Gelehrtensprache. Dann wurde das Wort zur Bezeich-

nung unsres Volkes, der Deutschen, die das römische Kaiserreich erneuerten. Zur Zeit der Freiheitskriege gebrauchte man „deutsch" als Gegensatz zu welsch, bezeichnete also damit nicht nur einen völkischen, sondern geradezu einen sittlichen Gegensatz. „Deutsch" ist soviel wie treu und wahr, der Inbegriff aller heiligsten Güter und hehrsten Tugenden unsres Volkes.

Aber nicht nur an den einzelnen Wörtern, an ihrer Veränderung nach Gestalt und Gehalt, offenbart sich uns das Leben unsrer Muttersprache, auch wenn wir alle Wörter zusammennehmen und sie als ein Ganzes betrachten, erblicken wir Leben und Bewegung. Der Wortvorrat oder Wortschatz unsrer Sprache ist in ständigem Wechsel begriffen. Wörter kommen und gehen, leben und sterben, ja in der Wortwelt ist es nichts Unerhörtes, daß Tote zu neuem Leben erstehen. Zahlreiche Wörter, die Luther und seine Zeitgenossen gebrauchten, sind inzwischen aus dem Verkehr verschwunden; andre, die man noch vor hundert Jahren nicht kannte, sind seitdem geschaffen worden und Allgemeingut geworden. Nicht nur aus der Fremde, von andern Völkern, strömen unsrer Sprache fortgesetzt neue Wörter zu und werden zum Teil nach längerer oder kürzerer Zeit wieder abgestoßen, sondern unsre Muttersprache treibt auch aus eigner Kraft unablässig frisches Wortleben, darin der belebten Natur ähnlich, die sich aus sich selbst heraus immer wieder verjüngt.

So brauchen wir denn nur hineinzugreifen in das volle Leben unsrer Muttersprache, und wir werden erkennen: wo wir es packen, da ist es interessant.

Die Entstehung der Sprache. Um die Veränderlichkeit unsrer Muttersprache in ihren letzten Ursachen zu verstehen, müssen wir uns zunächst wenigstens in großen Umrissen vergegenwärtigen, wie die Sprache überhaupt und insbesondre die deutsche Sprache entstanden ist.

Der Ursprung der menschlichen Sprache liegt, wie die Anfänge der Menschheit überhaupt, in dem tiefen Dunkel, das für unser Erkennen über die vorgeschichtliche Zeit gebreitet ist. Noch im 18. Jahrhundert nahmen die meisten Sprachforscher an, die Sprache sei in ihren Urbestandteilen den Menschen angeboren, sei also unmittelbar göttlichen Ursprungs. Heute gilt uns als sicher, daß nur die Fähigkeit des Sprechens zu den Naturanlagen des Menschen gehört, daß aber die einzelnen Sprachgebilde (Lautverbindungen oder Wörter) weder von Anfang an dagewesen noch ursprünglich absichtlich und künstlich geschaffen worden, sondern erst auf Grund einer längeren Entwicklung zunächst ohne bewußte Absicht entstanden sind, entsprechend dem Fortschritt der Bildung und aus

dem wachsenden Bedürfnis der Menschen, ihre Gedanken miteinander auszutauschen.

Im Urzustand vermochten die Menschen mit ihren unentwickelten Stimmwerkzeugen, ähnlich wie Tiere und kleine Kinder, als unwillkürlichen Ausdruck von Schmerz, Schreck, Freude und anderen Gefühlen nur kurze Schreie auszustoßen. Derartige *Gefühlslaute* besitzt auch die heutige Sprache noch in Empfindungswörtern wie ah! au! ei! oh! hu! u. a. m. Allmählich gewöhnte man sich wohl daran, mit bestimmten Gefühlen, Strebungen und Vorstellungen die Hervorbringung solcher Laute bewußt zu verbinden, um absichtlich die Aufmerksamkeit eines anderen auf sich zu lenken. Auch hierin unterschied sich der Mensch noch nicht vom Tier, das sich bekanntlich ebenfalls mancher *Lock- und Warnrufe* bedient; aber es war hiermit doch bereits *der Anfang der Sprache*, d. h. der bewußten Gedankenmitteilung, gegeben.

Der Mensch blieb jedoch auf dieser tierischen Stufe des Sprechens nicht stehen. Höhere geistige Begabung und fortschreitende Bildung befähigten und nötigten ihn, die Gegenstände und Vorgänge seiner Umgebung durch Laute und Lautgebilde zu benennen. Man darf annehmen, daß die ersten eigentlichen Wörter noch halb unwillkürlich entstanden sind, indem der Mensch, ebenso wie das Kind z. B. den Hund nach dem Klange seines Bellens benennt, Lebewesen und Gegenstände einfach durch Nachahmung der Geräusche bezeichnete, die er als von ihnen ausgehend wahrnahm. Solche *schallnachahmenden* oder lautmalenden Wörter sind auch in unsrer Sprache noch sehr häufig; einige Beispiele sind: blöken, fauchen, gackern, heulen, klappern, kreischen, lispeln, plätschern, quietschen, säuseln, rauschen, zischen, grell, husch, plumps, tick-tack, Pfiff, Klaps, Riß, Töff-töff. Zu der unmittelbaren trat die sinnbildliche Schallnachahmung; sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Lautgebilde aus, die für das Ohr einen Eindruck hervorrufen, der dem des Gegenstandes für die Seele ähnlich ist. So erwecken die Wörter stehen, stetig, starr den Eindruck des Festen; nicht, nur, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden; wehen, Wind, Welle, Woge, Wolke, Wunsch den des Schwankenden, Unruhigen.

Aber nachdem die Namengebung einmal im Fluß war, ergriff sie auch solche Gegenstände, für die die Bezeichnung *sozusagen gewaltsam gefunden* werden mußte, bis schließlich sogar Unsinnliches (Abstraktes), freilich immer nur durch Übertragung von ursprünglichen Bezeichnungen für Sinnliches (Konkretes), ausgedrückt werden konnte. Aber auch die

meisten scheinbar ganz künstlich gebildeten Wörter haben wahrscheinlich von Haus aus mehr wirklichen Zusammenhang mit dem bezeichneten Gegenstande, als wir heute noch erkennen können; denn das Bewußtsein dieses Zusammenhanges ging im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden und bei der fortdauernden Veränderung der Wortformen naturgemäß mehr und mehr verloren, so daß heutzutage bei fast allen Wörtern jener Zusammenhang völlig verdunkelt ist.

Die Form der Urwörter ist für die Wissenschaft natürlich unerreichbar. Wahrscheinlich waren die ersten Wörter sehr kurz, d. h. sie bestanden aus nur ganz wenigen miteinander verbundenen Lauten; doch ist es nicht ausgemacht, daß die Urwörter mit den sogenannten Wortwurzeln, d. h. mit den gemeinsamen Grundbestandteilen der jetzt als verwandt erscheinenden Wörter gleichlautend gewesen seien. Mit größerer Bestimmtheit läßt sich vermuten, daß jene Urwörter zunächst nicht eine bestimmte Wortart, z. B. das Dingwort oder das Zeitwort, vertreten haben, sondern daß sie eine ganze Sachlage bezeichneten, also im Sinne eines heutigen Satzes gebraucht wurden. Wenn es z. B. das Wort „Fleisch" gegeben hätte, so würde dessen Aussprache etwa bedeutet haben: Gib mir von dem Fleisch da zu essen! — Durch einfache Zusammenstellung von zwei oder mehr Wörtern entstanden dann nach und nach die ersten Sätze; z. B. Hund-Fleisch = der Hund frißt, oder: der Hund hat gefressen, oder: der Hund soll fressen.

So haben sich in Jahrtausenden die Sprachen der in ihrer Bildung fortschreitenden Völker mehr und mehr vervollkommnet, sowohl durch Schöpfung und Bildung immer neuer Wörter als auch durch Unterscheidung verschiedener Wortarten oder Redeteile und durch Erfindung von Mitteln, um die gegenseitigen Beziehungen der Wörter eines Satzes auszudrücken (Wortbiegung), so daß die Gegenwartssprachen der gebildeten Völker nahezu als vollkommenes Mittel gelten können, die feinsten Regungen des menschlichen Geisteslebens zeichenartig darzustellen und anderen mitzuteilen.

Die Entstehung der germanischen Grundsprache. Die Zahl der Sprachen, die gegenwärtig auf der Erde gesprochen werden, hat man auf rund 1000 geschätzt. Manche werden nur von einigen hundert oder tausend Menschen gesprochen, z. B. die Sprachen einiger Indianerstämme oder der Australneger, andere wiederum von vielen Millionen, so das Chinesische von mehr als 300 Millionen, also etwa von $^1/_5$ aller Menschen, das Englische von annähernd 150 Millionen, das Russische von mehr als 100 Millionen,

das Deutsche von etwa 90 Millionen, das Französische von 50 Millionen Menschen. Aber die vergleichende Sprachforschung, die seit reichlich hundert Jahren arbeitet, hat erwiesen, daß jene gewaltige Zahl der Menschensprachen sich auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Ursprachen zurückführen läßt. Auch den germanischen Sprachen, zu denen unser Deutsch gehört, steht eine Reihe anderer Sprachen nach Bau und Wortschatz sehr nahe. So lautet z. B. unser Zahlwort „drei" im Altindischen (Sanskrit) tri, gr. treis, lat. tres, got. threis, engl. three, ahd. und mhd. drî. Das Wort „Mutter" hat im Altindischen die Form mātár, im Pers. madr. im Armen. mair, im Russ. mater, im Litauischen mōtē, im Gr. mḗtēr, im Lat. mater, im It. madre, im Frz. mère, im Engl. mother, im Schwed. moder. Da solcher Zusammenstellungen hunderte möglich sind, so darf man die betreffenden Sprachen als Verwandte zu einer großen Sprachfamilie zusammenfassen und muß auf Abstammung aus einer gemeinsamen Ursprache schließen. Dieser hat Jakob Grimm nach ihren zu seiner Zeit angenommenen äußersten östlichen und westlichen Vertretern den Namen **Indogermanisch** gegeben. Als Zweigsprachen des indogermanischen Sprachstammes sind bisher mit Sicherheit erkannt in Asien: **Indisch, Persisch** und **Armenisch**, in Europa: **Griechisch, Albanisch, Lateinisch, Keltisch, Slawisch, Litauisch** und **Germanisch.**

Von der Ursprache, aus der alle diese Tochtersprachen im Laufe von Jahrtausenden sich entwickelt haben müssen, hat man dann auch auf ein Urvolk, die Indogermanen, geschlossen, das in grauer Vorzeit nach älterer Annahme im mittleren Asien, nach jetzt vorherrschender Ansicht in Europa, nach der Meinung einiger Forscher sogar im Gebiete des heutigen Deutschlands seine Wohnsitze hatte, und das dann durch Abwanderung und Trennung einzelner Gruppen sich allmählich in verschiedene Völkerfamilien und Völker mit Sondersprachen immer weiter gespalten hat.

Wie keine geschichtliche Überlieferung irgendwelcher Art Einblick in die idg. Ursprache gestattet, so zeugt auch keine Urkunde von der germanischen Grundsprache. Nur durch Vergleichung der Einzelsprachen, die später aus dem Gemeingermanischen hervorgegangen sind, können auf die Sprache des vom idg. Urvolke getrennten, aber für sich zunächst noch einheitlichen Germanenvolkes Rückschlüsse gezogen werden. Die besten Dienste leisten hierbei naturgemäß die ältesten erhaltenen Reste germanischer Sprachen, nämlich das Gotische (in Ulfilas Bibelübersetzung) und das in einigen Runeninschriften vorliegende Urnordische. Auf dem Wege dieser Vergleichung ist die germanische Sprachforschung zu der Erkenntnis

gelangt, daß es im wesentlichen zweierlei ist, was dem Germanischen gegenüber allen anderen idg. Sprachen den Stempel der Eigenart aufgeprägt und seine Selbständigkeit entschieden hat.

Die erste gemeinsame Eigentümlichkeit aller germ. Sprachen besteht in einer gesetzmäßigen Verschiebung gewisser Konsonantengruppen, der sogenannten ersten oder germanischen Lautverschiebung, die wohl schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend begonnen hat.[1]) Die idg. stimmlosen Verschlußlaute p, t, k gingen im Germ. zu den entsprechenden stimmlosen Reibelauten f, th (gespr. wie das engl. th) und h (= ch) über (gr. patēr = got. fadar, nhd. Vater; gr. treis = got. threis, nhd. drei; gr. kordia = got. hairto, nhd. Herz); die idg. gehauchten stimmhaften Verschlußlaute bh, dh, gh, an deren Stelle im Gr. und Lat. bereits ph bezw. f, th bezw. f und ch bezw. h getreten sind, gingen im Germ. in die gewöhnlichen stimmhaften Verschlußlaute b, d, g über (gr. pherein. lat. ferre = got. bairan, nhd. ge-bären; gr. thyra, lat. fores = got. daur, nhd. Tor, Tür; gr. chortos, lat. hortus = got. gards, nhd. Garten); die idg. stimmhaften Verschlußlaute b, d, g gingen im Germ. in die stimmlosen Verschlußlaute p, t, k über (gr. tyrbe = got. thaurp, nhd. Dorf; gr. deka = got. taihun, nhd. zehn; gr. gony = got. kniu, nhd. Knie).

Das zweite gemeinsame Merkmal aller germanischen gegenüber den anderen idg. Sprachen betrifft den Wortton. Die idg. Ursprache hatte die sogenannte freie oder wechselnde Betonung, d. h. der Hauptton eines Wortes war an keine bestimmte Silbe gebunden. Diese Betonungsregel blieb in allen übrigen idg. Sprachen bestehen (gr. phōs, phōtós = Licht, Lichtes; lat. Róma, Románus, Romanórum); im Germ. dagegen bildete sich die feste Betonung heraus, d. h. der Hauptton ruht immer auf der für den Wortsinn bedeutsamsten Silbe, auf der Stammsilbe (z. B. König, Könige, Königin, Königinnen; groß, Größe, vergrößern, Vergrößerung, Vergrößerungsglas). Nur auf Wörter fremder Herkunft hat sich bezeichnenderweise das germanische Betonungsgesetz nicht immer ausgedehnt (vgl. Philosophie, Testament, Natúr, Partei, halbieren). Während sich also die übrigen idg. Völker bei der Wahl des Worttons durch den Wohlklang leiten lassen, zeigt die mehr logische Betonung der Germanen, daß diese Völker den Inhalt höher schätzen lernten als die Form, daß sie das Wesen höher stellten als den Schein.

Die durch die beiden vorerwähnten sprachlichen Eigentümlichkeiten bewirkte Neugestaltung der ererbten Grundsprache durch die Germanen ist

[1]) Vgl. F. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte (Leipzig 1921), S. 59.

so einschneidend, daß sie schwerlich entstanden wäre, wenn die Germanen immer und ewig auf demselben Grund und Boden ansässig gewesen wären. Nur gänzlich neue Lebensbedingungen können derartig grundstürzende sprachliche Änderungen veranlaßt haben; daher erscheint die Annahme einiger neueren Forscher unhaltbar, daß die germ. Urheimat ein und dieselbe gewesen sei wie die Heimat des ganzen idg. Urvolkes.

Die Entstehung der hochdeutschen Sprache. Aus dem Gemeingermanischen haben sich drei germanische Sprachgruppen entwickelt: das Ostgermanische (Gotische) ist ausgestorben; das Nordgermanische gliedert sich in Isländisch, Norwegisch, Schwedisch, Dänisch; das Westgermanische umfaßt Englisch, Friesisch und Deutsch.

Auf dem deutschen Sprachgebiet vollzog sich in der Zeit vom 5. bis 8. nachchristl. Jahrhundert eine neue Konsonantenbewegung. Ein Teil der Verschlußlaute, die das Deutsche aus der germ. Grundsprache übernommen hatte, erlitt eine abermalige Wandlung. Diese zweite Lautverschiebung steht an räumlicher und inhaltlicher Ausdehnung hinter der ersten weit zurück. Sie vermochte nicht einmal das ganze deutsche Sprachgebiet, sondern nur den Süden zu erobern und heißt deshalb auch hochdeutsche Lautverschiebung; sie ist aber auch selbst auf diesem beschränkten Gebiet nicht gleichmäßig streng durchgeführt und ist zum Teil von nur vorübergehender Dauer. Sie betrifft vor allem die stimmlosen Verschlußlaute p, t, k, weniger die stimmhaften Verschlußlaute b, d, g und so gut wie gar nicht die Reibelaute. Die Ergebnisse der hd. Lautverschiebung mögen einige Beispiele zeigen, bei denen als Vertreter der übrigen, dem Hochdeutschen gegenüberstehenden germ. Sprachen das Gotische, Englische und Niederdeutsche verwendet sind. Was die stimmlosen Verschlußlaute betrifft, so wird germ. p im Hd. im Anlaut zu einer Verbindung von Verschlußlaut + Reibelaut (von den Sprachlehrern Affrikata genannt), also zu pf (got. pund, engl. pound, nd. pund = ahd. pfunt, nhd. **Pfund**), im In- und Auslaut zum Reibelaut f (ff), seltener zu pf (engl. sleep, nd. slapen = hd. schlafen; engl. open, nd. apen = hd. offen; nd. druppen = hd. Tropfen); germanischem t entspricht hd. ts (geschr. z) oder s, ss, sz (got. taikns, engl. token, nd. teiken = hd. Zeichen; got. itan, engl. eat, nd. eten = hd. essen; engl. foot, nd. faut = hd. Fuß; engl. it, nd. et = hd. es). Dem germ. k würde im Anlaut eigentlich die Affrikata kch entsprechen; tatsächlich hat eine solche Lautverbindung einst im Oberdeutschen bestanden, ist aber jetzt nur noch mundartlich im südlichsten oberd. Gebiet, im Alemannischen (Schweiz, Oberelsaß), erhalten, wo man „Kchind"

statt „Kind“ spricht; im Auslaut wurde k meistens zu ch (nd. ik = hd. **ich**; got. brikan, engl. break, nd. breken = hd. **brechen**). Von den germ. stimmhaften Verschlußlauten sind b und g nur in vereinzelten Fällen vorübergehend verschoben worden, d jedoch ist meistens dauernd zu t geworden (engl. daughter, nd. dochter = hd. **Tochter**; got. haldan, nd. halden = hd. halten; engl. dead, nd. **dod** = hd. **tot**.

Nach Durchführung dieser hochdeutschen Lautverschiebung waren Oberdeutsch und Niederdeutsch in ihrem Lautbestand derartig voneinander geschieden, daß nunmehr geradezu zwei selbständige deutsche Sprachen nebeneinander standen. Hierdurch war auch die völkische Einheit der Deutschen stark bedroht. „Aber gemildert wurde die Gefährdung einer deutschen Zukunft, indem die Schranken, die sich jetzt in den deutschen Landen aufrichteten, doch nicht zu hoch waren. Die hochdeutsche Lautverschiebung zog nicht eine einzige Grenzlinie in der Richtung von West nach Ost, sondern mehrere, und zwar alle in wesentlich gleicher Richtung. Die der nd. Sprachgrenze (Linie Aachen, Düsseldorf, Cassel, Magdeburg, Lübben an der Spree, Birnbaum) zunächst benachbarten Lande zeigen die neuen Lautgesetze nicht so umfassend durchgeführt wie der Süden des deutschen Sprachgebiets. Von den Alpen bis zur nd. Sprachgrenze stuft sich die Verschiebung ab von einer strengen Folgerichtigkeit bis zum Aufhören des Gesetzes. So entstehen die mannigfaltigen Schattierungen zwischen Mittel- und Oberdeutsch, die wir als „Hochdeutsch“ zusammenfassen.“ [1])

So sind denn seit etwa 800 n. Chr. zwei deutsche Sprachzweige selbständig weitergewachsen und haben sich unabhängig voneinander fortgebildet. Den drei Entwicklungsstufen des Hochdeutschen (Ahd. bis etwa 1100, Mhd. bis etwa 1450, Nhd. bis zur Gegenwart) entsprechen drei zeitlich ungefähr gleicherweise abzugrenzende Stufen des Niederdeutschen[2]) (And., Mnd., Nnd. = Plattdeutsch).

Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Von größter Bedeutung für die geistige und wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes ist die Herausbildung einer alle seine Teile umfassenden Gemeinsprache, die über den örtlichen Mundarten steht. Eine gemeinsame deutsche Lautsprache („Sprechsprache“) besitzen wir nicht; nur die auf einer Versammlung deutscher Sprachgelehrter und Schauspieler im Jahre 1898 vereinbarte hochdeutsche Bühnensprache kann als ein Anfang nach dieser Richtung hin angesehen werden. Jedoch zu einer gemeinsamen deutschen

[1]) F. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte. S. 209.

[2]) Zum Nd. ist auch das Niederländische und das Flämische in Belgien zu rechnen.

Schriftsprache (Schreib- oder Literatursprache) hat unsre Kulturentwicklung der letzten Jahrhunderte geführt.

In ahd. Zeit gab es für die einzelnen Gaue unsres Vaterlandes noch keine gemeinsame Sprache. In jeder Gegend sprach und schrieb man in der heimischen Mundart. Auch die mhd. Zeit brachte es nicht zu einer Schriftsprache im heutigen Sinne. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß manche ahd. Dichter danach strebten, ihre mundartlichen Eigentümlichkeiten bis zu einem gewissen Grade zu unterdrücken, um über ihre engere Heimat hinaus verstanden zu werden. Vor allem suchte man in den Reimen heimisch-mundartliche Besonderheiten zu vermeiden. So ist es bis heute nicht gelungen, die unbekannte engere Heimat des oberd. Dichters Walther von der Vogelweide nach der Sprachform seiner Gedichte einwandfrei festzustellen. Im spätern Mittelalter aber, als der ritterliche Minnesang verklungen war, gingen jene Ansätze schriftsprachlicher Einigung wieder verloren; man fiel schnell in die Mundarten zurück.

Erst die nhd. Zeit brachte unserm Volke endgültig eine Schriftsprache. Für ihr Zustandekommen wurde es von großer Bedeutung, daß man seit etwa 1300 die amtlichen Schriftstücke nicht mehr wie bisher lateinisch abfaßte, sondern als Kanzleisprache das Deutsche bevorzugte. Besonders die Sprachform der Urkunden aus der Kaiserlichen Kanzlei in Prag, die für das ganze Reichsgebiet bestimmt waren, wurde für weite Kreise vorbildlich und beeinflußte allmählich die landesfürstlichen und auch die städtischen Kanzleien. Ein weiteres starkes Einigungsmittel für die deutsche Sprache bildete seit dem 15. Jahrhundert die neue Buchdruckkunst. Um ihren Büchern ein möglichst großes Absatzgebiet zu verschaffen, erstrebten die bedeutendsten Druckereien um 1500 (in Augsburg, Straßburg, Basel, Mainz, Wittenberg) eine Ausgleichung der Sprache und eine gegenseitige Annäherung, teilweise mit Anlehnung an die Kanzleisprachen. Jedoch sind die Unterschiede der einzelnen Kanzlei- und Druckersprachen nach unsern Begriffen immerhin noch recht erheblich.

Den kräftigsten und nachhaltigsten Anstoß erhielt die sprachliche Einigungsbewegung durch Martin Luther. In seiner Bibelübertragung und in seinen andern bahnbrechenden Schriften redete dieser Volksmann zu seinen Deutschen bewußt in der Sprache, „der alle Fürsten und Könige in Deutschland nachfolgten und die alle Reichsstädte schrieben". Selbstverständlich konnte dieses teilweise recht steife Amtsdeutsch weder in seiner Form noch in seinem Wortvorrat für die Schriften eines Luther ausreichen. Dieser erweiterte das Kanzlei- und Druckerdeutsch vielmehr durch eine

Fülle volkstümlicher Wörter und Wendungen, die er teils aus eigner sprachschöpferischer Kraft, teils dadurch fand, daß er „den Leuten aufs Maul sah". So gaben Luthers Schriften den Ausschlag dafür, daß sich die im wesentlichen auf mhd. Grundlage beruhende deutsche Schriftsprache nach und nach in allen deutschen Gauen einbürgerte. Zögernd mußten auch die katholischen Kreise sich bequemen, „lutherisch" zu reden. Martin Opitz († 1639) und die sprachgewaltigen Gelehrten Gottsched († 1766) und Adelung († 1806) setzten ihren ganzen Einfluß für das Lutherdeutsch ein; und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. hatte die nhd. Gemeinsprache unser Schrifttum bereits so weit erobert und hatte sich bis zu einer solchen Vollendung entwickelt, daß sie den Gedanken- und Gefühlsreichtum unsrer größten Dichter und Denker auszudrücken vermochte. Seit den Tagen unsrer Klassiker beherrscht die nhd. Schriftsprache das gesamte geistige Leben unsres Volkes.

Wenn neben der Schriftsprache die Mundarten als Mittel des alltäglichen mündlichen Gedankenaustausches weiterleben, wenn sie die Sprache der Dichter und Schriftsteller beeinflussen und in neuerer Zeit in einem eignen, reichen Schrifttum verständnis- und liebevolle Pflege erfahren, so ist das dem allgemeinen Schriftdeutsch nur zum Vorteil: es wird vor Erstarrung bewahrt und kann sich mit Hilfe der Mundarten immer wieder verjüngen.

B. Das Leben der Wortgestalt.

1. Die Veränderlichkeit der Wortgestalt.

Zeitliche und örtliche Verschiedenheiten im Lautbestand der Wörter. Wie überhaupt kein Mensch irgendeinem andern völlig gleicht, so deckt sich auch niemals die Sprache oder vielmehr die Aussprache zweier Menschen vollkommen. Es sei nur an die Tatsache erinnert, daß man jemanden, mit dem man längere Zeit verkehrt hat, mit Sicherheit an seiner Sprache erkennt, auch ohne ihn zu sehen. Ja selbst dem einzelnen ist es kaum möglich, dasselbe Wort stets ganz übereinstimmend ohne die geringsten Schwankungen auszusprechen, ganz abgesehen von den Veränderungen, die im Laufe des Lebens sich an den Sprachwerkzeugen durch Entzündungen der Rachen- und Nasenhöhle oder durch Ausfall von Zähnen und dergl. vollziehen. Genau genommen gibt es also wenigstens so viele Formen jedes einzelnen Wortes unsrer Muttersprache, als es Menschen gibt und gegeben hat, die sie sprechen und je gesprochen haben. Aber die allermeisten dieser Unterschiede in den Formen ein und desselben Wortes sind so fein, daß sie sich nicht genau erfassen und bestimmen lassen und vor allem nicht durch ein so unzulängliches Zeichen angedeutet werden können, als es die Schrift ist. Unsre Schrift weist nur 25 Lautzeichen (Buchstaben) auf; selbst wenn die Zahl dieser Zeichen vier- oder fünfmal so groß wäre, würden diese noch nicht ausreichen, um die feineren Unterschiede in der Aussprache wiederzugeben. Erst ziemlich erhebliche Veränderungen der Wortgestalt, die sich im Laufe mehrerer Menschengeschlechter allmählich herausgebildet haben, lassen sich durch die Schrift zur Anschauung bringen. So liegen z. B. zwischen der Wortform „mannisco“. die vor mehr als tausend Jahren gebräuchlich war, und der heutigen, schon seit dem Mittelalter üblichen Form „Mensch“ ohne Zweifel mehrere Übergangsstufen in der Aussprache, die in dem uns erhaltenen Schrifttum nicht festgehalten worden sind; denn eine so beträchtliche Umwandlung des Wortbildes kann sich nicht plötzlich, beim Übergang von einem zum nächsten Geschlecht, vollzogen haben. Manche Wörter wandeln im Lauf der Zeit ihre Gestalt weniger, andere mehr; einige verändern sich schneller, andere langsamer; ganz vereinzelt kommt es auch vor, daß Wörter seit der Entstehung der deutschen Sprache ihre Form so gut wie unverändert gewahrt haben. Jedoch die meisten Wörter unsrer Muttersprache weisen drei deutlich zu unterscheidende und daher auch im Schrifttum festgehaltene

Entwicklungsstufen ihrer Gestalt auf; daher unterscheiden wir eben in der Entwicklung der hd. Sprache die drei Zeiträume des Althochdeutschen, des Mittelhochdeutschen und des Neuhochdeutschen (ebenso auch beim Niederdeutschen, vgl. S. 9). Einige Beispiele für die Veränderung von Wörtern in den angegebenen Zeitabschnitten sind: furisto — vürste — Fürst; herizogo — herzoge — Herzog; weralt — werlte (werlt) — Welt; wila — wile — Weile; zeman — zemen — ziemen.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß die Gestalt unsrer Wörter nicht nur zeitliche, nacheinander hervortretende Veränderungen aufweist, sondern daß auch gleichzeitig örtliche Verschiedenheiten in der Gestalt ein und desselben Wortes nebeneinander vorhanden sein müssen. Größere oder kleinere Sprachgebiete, meistens bestimmten deutschen Stämmen und Landschaften entsprechend, haben ihre eignen Wortformen; in diesem Sinne sprechen wir von verschiedenen deutschen Mundarten. So lautet z. B. das schriftdeutsche Wort „Sonntag", soweit sich die Aussprache durch die Schrift wiedergeben läßt, in der Gegend von Zürich etwa Sunndig, in Oberbayern Sunntaë, im Coburgischen Sunntigh, im Meiningischen Sonntigh, im Westfälischen Sönndag, im Hannoverschen Sünndag. — Das Wort „Garten" hat in den genannten Gegenden der Reihe nach die Formen Gartli, Gaartl, Gartla, Gärtla, Gaaren, Goaren. — Die Zahl der deutschen Mundarten ist fast unbegrenzt. Die Hauptgruppen des Oberdeutschen sind: Alemannisch, Schwäbisch, Bayrisch-Österreichisch; das Mitteldeutsche zerfällt in die Hauptgruppen: Fränkisch, Thüringisch-Obersächsisch, Ostmitteldeutsch (Lausitzisch, Schlesisch); das Niederdeutsche wird in drei Mundartengruppen eingeteilt: Niederfränkisch, Niedersächsisch, Ostniederdeutsch.

Die Ursachen des Lautwandels. Diese im zeitlichen Nacheinander und im räumlichen Nebeneinander in die Erscheinung tretende Veränderung der Wortformen pflegt man Lautwandel zu nennen. Die Ursachen dieser Erscheinung im Leben der Sprache sind mannigfaltig; sie liegen zum Teil klar zutage, zum Teil jedoch lassen sie sich nur vermuten. Es wurde oben bereits an die Tatsache erinnert, daß es selbst dem einzelnen nicht möglich ist, dieselbe Lautgruppe stets in derselben Weise mit gleicher Klangfarbe und Tonstärke hervorzubringen; kleine Schwankungen treten schon hier ein. Es ist nun weiter zu bedenken, daß die Sprache sich durch Vor- und Nachsprechen fortpflanzt. Nun sind aber die Sprachwerkzeuge und die Gehörorgane der Menschen nicht völlig bis ins einzelne gleich gebaut. Selbst wenn die Kinder die von den Eltern vorgesprochenen Wörter ganz

genau mit dem Ohr aufnehmen könnten, so besitzen sie doch nicht die Fähigkeit, sie ganz unverändert wiederzugeben. Kleine, zunächst vereinzelte Schwankungen in der Aussprache einzelner Laute (z. B. ü statt i; vgl. „Kürche" statt Kirche) können allmählich zu regelmäßigen und durch Übertragung auf andere Geschlechter zu allgemein verbreiteten werden. — Neben der Unfähigkeit, Vorgesprochenes genau aufzufassen und unverändert wiederzugeben, wirkt als eine zweite wichtige Ursache der Sprachveränderung die Bequemlichkeit mit. Die gesteigerten Kulturverhältnisse der neueren Zeit, die eine Beschleunigung des Denkens, Sprechens und Handelns verlangen, veranlassen den Menschen, so viel wie möglich an Zeit und Kraft zu sparen. Das führt beim Sprechen zunächst zu einer vereinfachten Bewegung der Sprachwerkzeuge; aus lambir (nhd. Lämmer) wurde zunächst lembir, weil die Zungenstellung bei der Aussprache des „e" der beim Hervorbringen des „i" näher liegt als der des „a". Besonders gern werden ferner Laute verschluckt, ausgestoßen; wir sprechen Haup-teil statt Haupt-teil, aus werlt wurde Welt, aus muoter — Mutter, aus pfenning — Pfennig, aus paraveredus — Pferd; aus schoene — schön, aus grave — Graf. Neuerdings hört man gar Vereinfachungen wie Autobus statt Automobilomnibus oder Photo statt Photographie und Kino statt Kinematograph. Zuweilen wiederum ist es bequemer, einen Laut einzuschieben, um Härten in der Lautverbindung zu beseitigen; so wurde aus enzwei (= in zwei Teile) entzwei, aus namenlich — namentlich, aus Spinnel — Spindel. — Eine dritte Ursache für die Veränderung der Wortgestalt ist in dem unwillkürlichen Bestreben zu suchen, verwandte Wörter einander möglichst anzugleichen und bei der Wortabwandlung verschiedene Wortformen gleichmäßig zu behandeln; so wurde aus gülden — golden, mit Anlehnung an Gold, und die Einzahl und Mehrzahl im Imperfekt der starken Zeitwörter, die früher zwei verschiedene Stammvokale aufwiesen, wurden einander angeglichen (half — hulfen wurde halfen; fang — fungen wurde fangen). — Wenn man alle diese Ursachen, außer denen noch manche andere mitwirken, ins Auge faßt, so muß man sich eigentlich weniger über die fortgesetzte Veränderung unsrer Wörter wundern als über das trotzdem zu beobachtende starke Beharrungsvermögen der Wortformen und über die Allmählichkeit, mit der sich der Lautwandel im allgemeinen vollzieht. Die Verlangsamung der Veränderung der deutschen Schriftsprache wird vor allem durch die Schrift bewirkt, die das Wortbild dem Auge in stets unveränderter Buchstabenfolge darbietet und sich nur schwer zu Neuerungen entschließt. In England geht das so weit, daß man

dort bekanntlich längst erheblich anders spricht als schreibt; die Schreibung ist eben dort seit Jahrhunderten so gut wie gar nicht geändert worden. Aber auch im Deutschen folgen Schrift und Druck nur zögernd den Änderungen der Sprache. So schreiben wir zwar „Imbiß" genau nach der Aussprache, aber wir schreiben „anbeißen", obwohl fast jedermann „ambeißen" spricht; und bis vor kurzem schrieben wir „Thier", obwohl das „h" keinen gesprochenen Laut vertrat; auch in der jetzt geschriebenen Form „Tier" steht wie in vielen andern Wörtern ein überflüssiges „e", das im Mhd. wirklich nach dem „i" gesondert ausgesprochen wurde (Tiër), aber seitdem aus dem Worte längst verschwunden ist.

2. Wandel der Selbstlaute.

Nur ausnahmsweise wird ein einzelner Laut als Wort gebraucht (z. B. das „Ei"). Meistens dienen solche einlautigen Wörtchen dem kurzen Ausdruck eines lebhaften Fühlens oder Wollens, z. B. ei! au! sch! — Alle andern Wörter sind Verbindungen von wenigstens einem Selbstlaut und einem Mitlaut (ich, du, Eis, Tau); die allermeisten Wörter unsrer Muttersprache aber sind aus drei oder mehr Lauten zusammengesetzt. Unter diesen bilden die Mitlaute gleichsam das Gerippe des Wortkörpers; denn sie sind verhältnismäßig starr und wenig veränderlich. Die größere Beweglichkeit besitzen die Selbstlaute. Da bei ihrer Hervorbringung das beweglichste Glied unsres Sprachorgans, die Zunge, stark beteiligt ist, da ferner auf ihnen der Wortton mit seinen mehrfachen Abstufungen und Schwankungen ruht, so sind gerade die Selbstlaute den mannigfaltigsten Wandlungen unterworfen.

Der Ablaut. Wir haben in unsrer heutigen Sprache einige Wörter und Wortreihen, in denen sich ein eigentümlicher, wohltönender Vokaldreiklang oder -zweiklang vernehmen läßt, z. B.: bim-bam-bum, piff-paff-puff, ri-ra-rutsch, stripp-strapp-strull, kling-klang-gloria, Lirum-larum-Löffelstiel, tick-tack, pinke-panke, blink und blank, Singsang, Schnick-schnack, Mischmasch, Wirrwarr, Zickzack, Tingeltangel u. a. m. In solchen Bildungen ist noch die uralte, bis in die idg. Zeit zurückgehende Abänderung des Stammselbstlautes lebendig, die J. Grimm *Ablaut* genannt hat. Der Ablaut hat seinen Ursprung wohl in der freien, wechselnden Betonung im Idg.; je nachdem der Ton vor oder hinter die Stammsilbe fiel, nahm der Stammselbstlaut ganz natürlich verschiedene Färbung an und ging leicht in andere Selbstlaute über. Nach und nach gewann der Ablaut *formbildende Kraft*; auf seiner Verwendung beruht ein be-

deutsamer Unterschied in der Abwandlung unsrer Zeitwörter. Wie klangvoll sind gegenüber den sogenannten „schwachen" Stammformen wie „lebe — lebte — gelebt" die Stammformen der nach alter Weise „stark" abwandelnden, ablautenden Zeitwörter: sitze — saß — gesessen, sinne — sann — gesonnen, finde — fand — gefunden, lade — lud — geladen, gleiche — glich — geglichen, fliege — flog — geflogen, blase — blies — geblasen! — Auch als Mittel der Wortbildung hat der Ablaut eine große Bedeutung gehabt; mit seiner Hilfe konnte aus einer Wurzel eine Fülle neuer Wörter geschaffen werden, z. B. Trunk — Trank, Binde — Band — Bund, Steig — Stiege — Steg, Fliege — Flug — flügge — Flocke, schieben — Schaufel — Schober — Schuft. Daß der Ablaut nicht auf Stammsilben beschränkt ist, sondern auch in Endsilben vorkommt, zeigt z. B. der Vergleich der Ortsnamen auf —ingen und —ungen (Meiningen — Wasungen).

Der Umlaut. In den verwandten Wörtern „Braut" und „Bräutigam" (d. h. „Brautmann") bemerken wir verschiedene Stammselbstlaute; das au des ersten Wortes ist in dem andern zu äu geworden. Bewirkt ist diese Änderung durch das i in Bräutigam, dem ein äu in der Aussprache näher steht als au. Für diese in zahllosen Wörtern zu beobachtende Umänderung von Selbstlauten durch Angleichung an ein i der folgenden Silbe hat J. Grimm die Bezeichnung Umlaut eingeführt. Im heutigen Deutsch ist das i in den meisten Fällen nicht mehr vorhanden oder durch einen andern Selbstlaut (e) ersetzt. Zuweilen beruht der Umlaut in neuerer Zeit auch nur auf Ähnlichkeitsbildungen. — Im Ahd. lautete zunächst nur a zu e um: Mann — Mensch (ahd. mennisco); Ahn — Enkel; Vater — Vetter; Hahn — Henne; Land — Elend (elilenti = Ausland, dann: Heimatlosigkeit, Unglück); Angst — eng; Fahrt — fertig, Ferge; Hand — behende; Strang — streng; Mark — ausmergeln; Marke — merken; Name — nennen; Draht — drehen; Kante — kentern; Wabe — weben, Wespe (mhd. webse, so noch mundartlich); Ameise — emsig; Qualle — quellen; Hag — hegen, Hecke; gar — gerben; danken — denken; raffen — reffen; alt — Eltern; baß — besser; fassen — Fessel; wallen — Welle; Saal — Geselle.

Im Mhd. und im Nhd. wurde der Umlaut immer mehr erweitert: dem a (dessen Umlaut von nun an als ä geschrieben wurde) folgten o (ö), u (ü) und au (äu), z. B. Arm — Ärmel; arm — ärmlich (aber: Armut); achten — verächtlich (aber: achtbar, achtsam); ich nahm — ich nähme; hoch — höher, höchst; Knochen — Knöchel; Wurf — Würfel; Wust — wüst;

Wurz(el) — würzen; jung — jünger, jüngst, Jüngling; Frau — Fräulein; Haus — Häuschen. — In oberd. Mundarten ist der Umlaut am wenigsten durchgeführt; das zeigen Wörter wie Innsbruck (dagegen: Bingerbrück), hupfen, lupfen, schlupfen und Rucksack. So stehen in der Schriftsprache manche unumgelautete, aus Oberdeutschland stammende Wörter neben den entsprechenden umgelauteten Wörtern mit abweichender Bedeutung, z. B. drucken — drücken; zucken — zücken; sachlich — sächlich; Mucke — Mücke. Dagegen ist der Umlaut in nd. Mundarten noch weiter verbreitet als in der Schriftsprache; dort sagt man sogar: Hünde, Butterbröte, Ruderböte und er kömmt und frägt.

Die Erhöhung des e zu i, auch E-Wechsel genannt, ist ebenfalls eine Umlautung, da die Ursache gleichfalls in einem (früher) folgenden i zu sehen ist. Man vergleiche die Wörter: Feld — Gefilde (ahd. gefildi), Berg — Gebirge, Wetter — Gewitter, Herde — Hirte, Stern — Gestirn, Feder — Gefieder, Erde — irdisch, schlecht — schlicht, recht — richtig, Neffe — Nichte (hd. Niftel), Nest — nisten, Schenkel — Schinken, Speck — spicken, Zweck — zwicken, beten — bitten, schwellen — Schwiele, begehren — Gier, keck (Quecksilber) — erquicken (Quickborn), blenden — blind, treffen — triftig, geben — gibst, gibt, Gift; gelb — vergilbt, gären — Gicht, senden — Gesinde, Mehl — Milbe (= die Zermahlende), gelten — Gilde.

Die Brechung ist eine dritte Art des Umlauts. Sie betrifft hauptsächlich das u und trat ursprünglich da ein, wo in der nächsten Silbe a (auch e oder o) folgte; man nennt sie deshalb auch A-Umlaut im Gegensatz zu den I-Umlauten (Umlaut im engern Sinne und E-Wechsel). Aus ahd. gihulfan wurde „gehölfen". Auch diese Lautveränderung zeigt, daß wir beim Sprechen zur Bequemlichkeit neigen; denn die Einstellung der Sprachwerkzeuge beim Hervorbringen des o ist der des a ähnlicher als die beim Aussprechen des u. Man vergleiche miteinander: Zug — gezogen, Burg — geborgen, Huld — hold, Schuld — soll, Gulden — Gold, Lücke (nd. Luke) — Loch, Tür — Tor, Trutz — Trotz, Fülle — voll, Brunnen — Bronnen, Fluß — Floß, für — vor (ahd. furi — fora), lat. furca — Forke, zürnen — Zorn, knüpfen — Knopf, Bürste — Borste, Büttel — Bote, Gelübde — geloben, Geflügel (mhd. gevügel) — Vogel, Füllen — Fohlen. — In der volkstümlichen Redeweise finden sich noch heute ungebrochene Formen; Uhland sagt z. B.: „Daselbst erhub sich große Not" und „Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt." Anderseits erscheint die Brechung bisweilen in Mundarten, wo die Schriftsprache sie nicht kennt, z. B.: Motter (Mutter), Botter (Butter), gesongen und gesprongen.

Spaltung und Zusammenziehung von Selbstlauten. Ein Vergleich unsrer Wörter „Zeit", „Haus" und „heute" mit mhd. zît, hûs und hiute (iu = ü) zeigt, daß die langen einfachen Selbstlaute i, u und ü in hochtonigen Silben im Nhd. gespalten sind: durch Vorsetzen von a (a-i, a-u) und o (o-ü) sind die in der Schrift mit ei (ai), au und eu (äu) bezeichneten Zwielaute (Diphthonge) entstanden. Die Sprachforscher nennen diesen Selbstlautwandel Diphthongierung. Die Bewegung begann im 12. Jahrh. auf bayrisch-österreichischem Boden, griff im 13. und 14. Jahrh. auf Schwaben, Böhmen und Ostmitteldeutschland über und eroberte im 15. Jahrh. auch das westmitteldeutsche Sprachgebiet, mußte aber im Norden vor dem Nd. und im Süden vor dem Hochalemannischen haltmachen. Daher heißt es im Plattdeutschen: „Ut mine Stromtid", Lüt (Leute), hüt (heute), bruken (brauchen), Mul (Maul), Win (Wein), Is (Eis) — und im Alemannischen: Uf'm Bergli, Hus, Zit, Hüsli, Schwyz. Einzelne nd. Wörter mit ungespaltenen i, u und ü haben in der Schriftsprache Aufnahme gefunden, so: Bruno (Braun), Schneewittchen (Schneeweißchen), Linnen (Leinen), Rune (vgl. raunen), Gertrud (Gertraud), Hüne, Düne, düster.

Umgekehrt sind drei mhd. Zwielaute (uo, üe, ie, gespr. í-ĕ) im Nhd. zu den einfachen Selbstlauten (Monophthongen) u, ü, i zusammengezogen worden. Man vergleiche mhd. muoter mit nhd. Mutter, genuoc mit genug, güete mit Güte, grüezen mit grüßen, miête mit Miete, liëp mit lieb. Die tonlos und flüchtig gesprochenen Laute ŏ und e sind eben schließlich beim schnellen Sprechen verschluckt worden. Das „ie" ist von der Schrift unberechtigterweise beibehalten worden, und das „e" wird in dieser Verbindung fälschlich als „Dehnungszeichen" gedeutet. Auch diese sogenannte Monophthongierung ist nicht von allen Mundarten angenommen worden. Besonders im Oberdeutschen sind die alten Zwielaute uo (ua, uë), üe (üa) und ië (ia) erhalten geblieben; dort hört man Formen wie Muetr (Mutter), Bua oder Bue (Bube), Blüemli und liëbli (lieblich). Auch zahlreiche andere der Schriftsprache unbekannte Zwielaute sind in Mundarten fast aller Gegenden unsres Vaterlandes zu vernehmen.

Selbstlautschwächung und -schwund in Nebensilben. Das Wort „Herz" wurde im Ahd. folgendermaßen abgewandelt; in der Einzahl: herza, herzin, herzin, herza, in der Mehrzahl: herzun, herzono, herzom, herzun. Im Mhd. lauten sämtliche Fälle desselben Wortes „herzen"; nur der 1. und 4. Fall der Einzahl hat die Form „herze". Im Nhd. haben bekanntlich alle Endungen dieses Wortes, soweit sie überhaupt noch vorhanden sind, das dumpfe, gemurmelte ĕ, das fast wie ein flüchtig ge-

sprochenes, kurzes ö lautet. Das Imperfekt von „suchen", also „ich suchte" usw., hieß im Ahd. suohta, suohtôs, suohta; suohtum, suohtut, suohtun. Im Mhd. stimmen die betreffenden Formen bereits genau mit denen unsres heutigen Deutsch überein. Man vergleiche ferner die ahd. und mhd. Gestalt von Wörtern der verschiedensten Wortklassen, z. B. gurtil — gürtel, klaga — klage, salbon — salben, sibun — siben, guldin — gulden, hiutu — hiute. und man wird erkennen, daß der reiche Bestand an volltönenden Selbstlauten, den das Ahd. nicht nur in Stammsilben, sondern auch in den Biegungs- und Ableitungssilben noch besessen hatte, in den unbetonten Silben des Mhd. verschwunden ist und durchweg dem dumpfen, farblosen e Platz gemacht hat. Die gotische Dingwort-Abwandlung zählte 40 verschiedene Endungen, in denen alle Selbstlaute erscheinen, die ahd. noch 25, während die nhd. mit sechsen ausreicht, in denen sämtlich das schwache e herrscht. Diese vokalische Verkümmerung der Nebensilben ist das Hauptmerkmal, wodurch das Mhd. und Nhd. sich gemeinsam vom Ahd. unterscheiden. Die Ursache für diese Erscheinung im Leben unsrer Sprache ist wiederum, wie z. B. auch das Schwinden des Ablauts, in den deutschen Wortbetonungsgesetzen zu suchen (S. 7); je mehr die Stammsilben den Ton an sich zogen, desto flüchtiger eilte der Sprechende über die Nebensilben hinweg. Die Folge davon war eben eine unvollkommene, undeutliche Aussprache, die dann zur Verdumpfung der ursprünglich klangvollen Selbstlaute in den Nebensilben führte. Diese Entwicklung war für unsre Muttersprache teils ungünstig, da diese viel von ihrer Lautfülle und von ihrem Wohlklang einbüßte, teils aber auch günstig, insofern, als nunmehr die Hauptsilben mehr hervortraten und die Wortformen kürzer, also für den Gebrauch bequemer wurden.

Nur ausnahmsweise sind volltönende Selbstlaute in Nebensilben heute noch vorhanden und bilden dann sozusagen Versteinerungen der Sprache, so in einigen Vorsilben (ant-, un-, ur-); in den Ableitungssilben -in, -ing, -ung, -nis, -sal (neben: sel), -ig, -icht, -isch, -lein, -heit, -keit, -schaft, -tum, -rich, -olf, -bald, -bar, -haft, -sam, -lich; in vielen Eigennamen, z. B. Heiland, Bruno, Otto, Hugo, Anna (neben Anne und Änne), Elsa (Else), Emma, Berta, Frida; endlich in wenigen einzelnen Wörtern wie Hansa, Bräutigam, Eidam, Arbeit, Heimat, Monat, Kleinod, Zierat, Nachtigall, Armut (unwillkürlich an „Mut" angelehnt), Leumund (fälschlich als Zusammensetzung mit „Mund" aufgefaßt) und desto und in den Kanzleiformen dero, ihro und weiland.

Durch fortschreitenden Drang des Sprechenden nach Wortverkürzung

und durch weitere Toneinbuße der Nebensilben kann das schwache e ganz fortfallen. Dieser Selbstlautschwund kommt am häufigsten am Wortende als „Abfall", aber auch im Wortinnern als „Ausfall" vor und kann dann außer dem e auch andere Selbstlaute treffen. Ahd. hano wird mhd. hane und nhd. Hahn; mhd. schrîbaere wird nhd. Schreiber; aus süeze wird süß, aus schoene wird schön und aus sanfte wird sanft. Die Bewegung ist noch nicht zum Stillstand gelangt; nebeneinander stehen im heutigen Deutsch z. B. Hirte — Hirt, Genosse — Genoß, Geselle — Gesell, Bursche — Bursch, Geleise — Gleis, Gesimse — Gesims, Ochse — Ochs, milde — mild, geschwinde — geschwind, gerne — gern, während Wortformen wie Bette, Hemde, Bilde, Kreuze, Herre bereits altertümlich klingen. Schwankend ist besonders das Endungs-e im Dativ der Einzahl stark abgewandelter Dingwörter, z. B.: dem Berg(e), Tag(e), Mann(e).

Ebenso wie der Abfall hat auch der Ausfall von Selbstlauten eine unübersehbare Ausdehnung angenommen. Einige Beispiele sind: Magd (mhd. maget), Held (helid), Haupt (houbet), Arzt (arzat, arzet) Angst (angest), Mönch (münech), Vogt (lat. vocatus, mhd. voget), fressen (verezzen), gleich (gelich), nackt (nacket), hübsch (vgl. höfisch), pommersch (... isch), off(e)ne, bitt(e)re, ed(e)le, d(a)rum, d(a)rin usw. Nebeneinander werden gebraucht: Kapellan — Kaplan, Lehen — Lehn, Oheim — Ohm, Grummet — Grumt, Drillich — Drilch, Zimmet — Zimt, Sammet — Samt.

Die Mundarten und die volkstümliche Redeweise gehen in der Schwächung, Abstoßung und Ausstoßung von Selbstlauten noch viel weiter; da hören wir: Gschicht (Geschichte), Gsetz, ich komm, hoben (hier oben), hunten (hier unten), hast (hast du), hastn (hast du ihn), wollnse (wollen sie), gibsem (gib es ihm), Hampfel (aus: Hand voll), Mumpfel (aus: Mund voll).

Selbstlautdehnung und -kürzung. Hinsichtlich der Tondauer (Länge oder Kürze) der Selbstlaute herrscht in den einzelnen Gegenden unsres Vaterlandes, besonders zwischen dem Norden und Süden, wenig Übereinstimmung. In Norddeutschland hört man Räd, Täg, Höf, gĭb, Zŭg, in Mittel- und Süddeutschland dagegen Rād, Tāg, Hōf, gīb, Zūg. Umgekehrt heißt es im Nd. Wāter, māken, ēten, āpen oder ōpen, im Hd. dagegen Wässer, mächen, essen, öffen. Wiederum sagt man im Plattdeutschen liggen, Bädder, Lĕdder, im Hd. aber liegen, Väter, Lēder. Und doch bedeuten solche Verschiedenheiten nicht eigentlich Widersprüche, sondern lassen sich verstehen. Im Ahd. und Mhd. konnte eine betonte Silbe sehr wohl kurz und doch zugleich „offen" (d. h. vokalisch ausgehend) sein. Gegen Ende der mhd. Zeit jedoch gewöhnte man sich daran, die kurzen Selbst-

laute in offener Tonsilbe zu dehnen, und zwar zuerst im Norden, dann auch in Mittel- und Süddeutschland; mhd. să-gen, klă-gen, lĕ-ben, bŏ-te, jù-gent wurde jetzt sāgen, klāgen, lēben, Bōte, Jūgend ausgesprochen. In geschlossener (d. h. mitlautisch ausgehender) Stammsilbe wurde der kurze Vokal teils beibehalten (gŏt, hĕlfen, bĭnden = Gott, helfen, binden), teils aber, besonders vor l und r, gedehnt (mhd. dĕr, vĭl, nŭr wurde dēr, viel, nūr). Wenn ein Wort in verschiedenen Abwandlungsformen teils geschlossene, teils offene Silben hat (z. B. Glas, Gla-ses, mag, mö-gen), so hat in der hd. Aussprache in der Regel ein Formenausgleich zugunsten des gedehnten Selbstlauts stattgefunden (Glās, Glāses; māg, mögen), während der Niederdeutsche folgerichtig geschlossene Silben kurz (Glăs, măg), offene Silben aber gedehnt (Glā-ses, mö-gen) spricht. Nirgends findet sich im heutigen Deutsch ein kurzer Selbstlaut in offener Silbe. Wird ein solcher Vokal nicht gedehnt, so macht man die betreffende Silbe sozusagen zu einer halbgeschlossenen dadurch, daß die Silbengrenze in den folgenden einfachen Mitlaut hinein verlegt wird. So wurde z. B. aus mhd. hă-mer und sĭ-te nhd. Hammer und Sitte. Dabei ist aber zu bedenken, daß trotz der Doppelschreibung des Mitlautzeichens immer nur ein Mitlaut gesprochen wird: am Ende der ersten Silbe wird der für die Aussprache des betreffenden Mitlauts erforderliche Verschluß hergestellt (beim m: Schließen der Lippen; beim t: Anlegen der Zungenspitze an das Zahnfleisch der oberen Schneidezähne), und beim Beginn der zweiten Silbe erfolgt die Lösung (beim m: Öffnen des Mundes; beim t: Zurückschnellen der Zunge). Im Mhd. dagegen sprach man genau hă-mer und sĭ-te; das m und t gehörten also ganz der zweiten Silbe an. So besteht denn auch zwischen der nd. Aussprache Lĕdder (kurz in halbgeschlossener Silbe) und der hd. Lēder (lang in offener Silbe) kein lautgesetzlicher Widerspruch.

Weit seltener als die Dehnung kurzer ist die Kürzung langer Stammselbstlaute eingetreten; am häufigsten läßt sie sich vor Mitlautverbindungen und vor den Endungen —er und —en in zweisilbigen Wörtern beobachten: mhd. brāhte — nhd. brächte, du hâst und er hât — du hast, er hat; hōchzīt — Hŏchzeit (aber hōch und hōher), nāhgebur — Năchbar, blāter — Blatter, nāter — Natter, jāmer — Jammer, mūoter — Mutter, fūoter — Futter, lāzen — lassen. Die offenen Silben sind bei der Kürzung auch hier in halbgeschlossene verwandelt worden, was in der Schrift wiederum durch Doppelung des betreffenden Buchstabens angedeutet wird.

Kennzeichnend ist jedenfalls für die heutige Sprache ein Vorherrschen der langen Stammselbstlaute, während in der älteren die kurzen überwogen.

3. Wandel der Mitlaute.

Die Mitlaute widersetzen sich einer Veränderung viel stärker als die Selbstlaute. Manche haben den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt und werden heute noch ebenso ausgesprochen wie vor zweitausend Jahren. Dennoch sind auch die Mitlaute dem Gesetz der Entwicklung unterworfen. Aber die Veränderungen, die sie durchgemacht haben, gehören im ganzen der Vergangenheit an; gegen Ende des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung ist der Konsonantenwandel unsrer Sprache im wesentlichen bereits zum Stillstand gekommen. Seit dem Abschluß der „zweiten Lautverschiebung" (S. 8), durch die die hd. Sprache entstand, herrscht also unter den Mitlauten verhältnismäßig große Ruhe. Immerhin ist der Anteil auch der Konsonanten an der Weiterentwicklung unsrer hd. Sprache bemerkenswert.

Der grammatische Wechsel. Noch unter dem Einfluß der in alter Zeit schwankenden Wortbbetonung steht der sogenannte grammatische Wechsel. In verschiedenen Stammformen desselben Zeitworts oder in verschiedenen Wörtern aus demselben Stamme finden wir nämlich nebeneinander **f** und **b**: dürfen — darben; Hefe — heben; Hof — hübsch; Kufe — Kübel; Hafer — Haber; schnaufen — schnauben; **d** und **t**: schneide — schnitt, geschnitten; siede — sott, gesotten; scheiden — Scheit, Scheitel; Herde — Hirte; Odem — Atem; Schneider — Schnitter; **g** und **h**: ziehe — zog, gezogen, Zug; gedeihen — gediegen; Reigen, Riege — Reihe; Hügel — Höhe; Schwager — Schwäher; **r** und **s**: war — (früher: was), gewesen, Wesen; nähren — genesen; küren — kiesen; gären — Gest, Gischt; frieren — Frost; verlieren — Verlust, los; dürre, verdorren — Durst; Ohr, Öhr — Öse; mehr — meist; Farren — Färse (Rind); lehren, lernen — List.

Angleichung (Assimilation). Der Hang zur Bequemlichkeit veranlaßt den Sprechenden oft, beim Zusammentreffen zweier Mitlaute sich die Aussprache dadurch zu erleichtern, daß er beide Laute einander gleich macht, also den einen im andern aufgehen läßt. Zuweilen fügt sich der zweite Laut dem ersten (fortschreitende Angleichung); so wird mhd. tumb zu dumm, lamb zu Lamm, zimber zu Zimmer, mülnaere zu Müller, lat. damnare zu verdammen. Umgekehrt hat sich der erste Mitlaut dem zweiten gefügt (rückschreitende Angleichung), wenn aus hochvart Hoffart, aus gruonmat Grum(me)t, aus barlast Ballast, aus zwineline Zwilling und aus nemnen

nennen wird. Die vollzogene Lautangleichung wird in der Schrift durch die doppelte Schreibung des (nur einmal zu sprechenden) Mitlauts angedeutet. — In den meisten Fällen muß die Sprache sich damit begnügen, benachbarte Konsonanten einander nur ähnlich zu machen. Man ersetzt nämlich gern den einen Mitlaut durch einen solchen, der eine möglichst ähnliche Einstellung und Bewegung der Sprachwerkzeuge erfordert wie der andere Mitlaut. Inbiz wurde zu Imbiß, entfangen zu empfangen, Nauenburg zu Naumburg, Hohenburg zu Homburg, Schauenburg zu Schaumburg, Babenberg zu Bamberg, Hunibert zu Humbert, Wirtenberg zu Württemberg, hintber zu Himbeere. In der Sprache des Alltags können wir die Neigung zur Konsonantenangleichung auf Schritt und Tritt beobachten; wir hören: ambinden statt an-binden, ampreisen statt an-preisen, añgleichen statt an-gleichen, Ammerkung statt An-merkung, immeiningen statt in Meiningen; und der Niederdeutsche sagt: Kinner statt Kinder, Wunner statt Wunder, unnen statt unten, Ellern und der Olle statt Eltern und der Alte.

Eine besondre Art der Angleichung, die aus uralter Zeit stammt, besteht darin, daß die Verschlußlaute b (p), g (k, h) und d (t) in verwandten Wörtern oder Wortformen als entsprechende Reibelaute (f, ch, s) erscheinen, wenn sie vor einem t stehen. Man erkennt diesen sogenannten T-Wechsel beim Vergleich z. B. der Wörter: schreiben — Schrift; treiben — Trift; klieben (= spalten) — Kluft; haben — Haft; geben — Gift, Mitgift; tragen — Tracht; schlagen — Schlacht; biegen — Bucht; pflegen — Pflicht; sehen — Gesicht; geschehen — Geschichte; fliehen — Flucht; denken — dachte, Andacht; mögen — mochte; laden — Last. Noch folgerichtiger ist der T-Wechsel im Plattdeutschen durchgeführt; da heißt es hei gift und schrift statt er gibt und schreibt, ji heft statt ihr habt (aber „ji hebbet" wegen des dazwischengetretenen Vokals).

Ausweichung (Dissimilation). Wie schwierig es oft ist, denselben Konsonanten mehrmals kurz hintereinander zu sprechen, zeigen die bekannten Scherzsätze wie „Fischers Fritz fischt frische Fische" oder „Der Kutscher putzt den Postkutschkasten". Daher wird in manchen Wörtern der eine von zwei gleichen Mitlauten entweder in einen andern verwandelt oder wird ganz unterdrückt. So erklären sich die Wortformen: Kartoffel (aus Tartoffel), Knoblauch (statt Kloblauch; von klieben = spalten), Knüppel (statt Klüppel; zu klopfen, vgl. Klöppel), Fibel (aus Bibel), Knäuel (mhd. kliuwel), Marmelstein (lat. marmor), Turteltaube (lat. turtur), balbieren (mundartlich für barbieren); fodern (neben fordern), König (aus kunninc),

Polier (statt Parlier = Wortführer, aus frz. parler), Leineweber (statt Leinenweber), Henneberg (statt Hennenberg), Wernigerode neben Elbingerode.

Mitlautschwund. Der Wegfall von Mitlauten ist nicht annähernd so häufig wie der von Selbstlauten. Abfall am Wortanfang ist beim Übergang vom Ahd. zum Mhd. vielfach erfolgt; Spuren von diesem Vorgang sind in unsrer heutigen Sprache jedoch kaum noch zu erkennen, höchstens beim Vergleich der Eigennamen Chlodwig und Chlotar mit Ludwig und Lothar. Das Ahd. hatte am Wortanfang noch Konsonantenverbindungen wie hl, hn, hr, hw, wr und wl. In allen einst derartig beginnenden Wörtern ist der erste Konsonant verstummt. Ahd. hleib wurde zu (Brot)laib, hnuz zu Nuß, hraban zu Rabe, hros zu Roß (jedoch engl. horse), hwer zu wer. Dem engl. to write entspricht unser „reißen", „ritzen" (vergl. Grundriß, Reißzeug); wr ist in den aus dem Nd. stammenden Wörtern Wrack und wringen (Wringmaschine) erhalten geblieben. — Abfall am Wortende ist erkennbar beim Vergleich von falb und fahl, gelb und gehl (Gehlberg im Thür. Wald, Gehlhaar als Familienname), Milbe oder Melberei und Mehl, herb und Herling (= herbe Traube), darum und da, hier und hie. Ausfall im Wortinnern ist verhältnismäßig am häufigsten vorgekommen, sowohl zwischen Mitlauten (Marstall aus Marchstall, Marschall aus Marchschalk, Tinte aus lat. tincta aqua = gefärbtes Wasser, bunt aus punctus, Kirmes aus Kirchmesse, Ammann aus Amtmann) als auch zwischen Selbstlauten (Nelke aus negelke = Nägelchen; Sense aus segense, Weiterbildung von Säge; Frau aus frouwe; steil aus steîgal. von steigen; gen aus gegen; Eidechse aus egedehse; Hain aus hagen; Maid aus maget; Getreide aus getregede; verteidigen aus vertagadingen; Meister aus lat. magister). Sehr häufig werden in süddeutschen Mundarten Konsonanten unterdrückt, z. B. sait statt sagt, treit statt trägt, leit statt liegt, froite statt fragte. Auch in schriftdeutschen Wörtern wie Mädchen (Mägdchen), Amt (ambet), Welt (werlt), Eiland (Einland), hast (habst), hat (habt), wirst (wirdst), unwirsch (unwirdisch) und in Eigennamen wie Rudolstadt (Rudolfstadt), Rüdersdorf (Rüdigersdorf), Ellwangen (Elchwangen), Marburg (Markburg, d. h. Grenzburg) und Bismarck (Bischofsmark) läßt sich Mitlautausfall beobachten.

Mitlautzusatz. Einschub oder Anschub neuer Mitlaute ist meistens aus dem Bestreben zu erklären, die Aussprache zu erleichtern oder die Wortform abzurunden. Besonders gern schleichen sich d oder t ein, vor allem zwischen n und l oder zwischen n und r. So steht Fähndrich neben Fähnrich, Spindel neben mhd. spinnel, minder neben lat. minor, entlang

neben mhd. enlange; in Wörtern wie namentlich, eigentlich, gelegentlich, ordentlich, wissentlich, öffentlich, wöchentlich ist das t allemal als Schmarotzer anzusehen. Ein Lippenlaut schiebt sich zwischen n und t bei Zunft (ziemen), Brunst (brummen, jetzt oft Hirschbrunst), Vernunft (vernehmen), Ranft (Rand); ein s bei Kunst (können), Gunst (gönnen), Brunst (brennen), Gewinst (gewinnen), Gespinst (spinnen) und Gespenst (spanan = locken). — Im Wortauslaut erscheinen d oder t als Anhängsel bei: Papst (babes), Obst (obez), Saft (mhd. saf), Sekt (it. vino secco), Pergament (pergamena charta), Palast (frz. palais), Dutzend (frz. douzaine), doppelt (frz. double, daher: Doppelgänger, Doppeladler), Mond (mhd. mane, vgl. Montag), jetzt (iezuo), mittelst (= mittels), selbst (selbes), einst (eines), jemand, niemand (= je, nie ein Mann), entzwei (= in zwei Teile), weiland (wilen), zu guter Letzt (eigentlich: Letze, d. h. Abschiedsmahl; vgl. sich letzen). Wie beliebt t als Anhängsel ist, beweisen die in der Umgangssprache oft zu hörenden Wortformen anderst (st. anders) und besonderst (st. besonders). Ein n erscheint als Zusatz in „albern" (alwaere = ganz wahr).

Mitlautumstellung. Selten und zugleich seltsam ist der Fall, daß ein Mitlaut innerhalb eines Wortes wandert und einen andern Platz einnimmt. Der „Bernstein" müßte eigentlich „Brennstein" heißen, „Gebresten" gehört zum Zeitwort „bersten"; neben „Brunnen" oder „Bronnen" steht „Born", neben Brett — Bord (bretterne Schiffswand), neben Albert — Albrecht; aus lat. granum ist „Korn" entstanden. Daß zuweilen auch zwei Konsonanten ihre Plätze im Worte miteinander vertauschen, zeigt der Vergleich von Erle und Eller, Geiß und Ziege, Zicke (junge Ziege) und Kitze (junges Reh), Topf und Pott (vgl. Pottasche), Nachen und Kahn, Bühel und Hübel (Krummhübel im Riesengebirge). In der volkstümlichen Sprache lassen sich noch weitere Beispiele für diesen eigenartigen Lautwandel finden. Statt „Kruste" sagt man in manchen Gegenden „Kürste"; ein Getreidehaufen wird entweder „Dieme(n)" oder „Miete" genannt; in Südhannover hört man statt „ich darf" zuweilen „ich draff". In der Regel haben Mitlautversetzungen ihren Ursprung wohl in einem Versprechen.

4. Wortgeschlecht.

Natürliches und grammatisches Geschlecht. Es gibt wenig, was so zur Belebung unsrer Muttersprache beiträgt wie die von ihr vollzogene Übertragung der beiden Geschlechter des Menschen auf die Gegenstände der ihn umgebenden Natur. Treffend sagt J. Grimm: „Das grammatische Geschlecht ist eine in der Phantasie der menschlichen Sprache

entsprungene Ausdehnung des natürlichen auf alle und jede Gegenstände. Durch diese wunderbare Operation haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst tote und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen." — Unsre Muttersprache unterscheidet, den Verhältnissen in der Natur gemäß, geschlechtige (z. B. Vater, Mutter; Hahn, Henne) und ungeschlechtige (geschlechtslose) Hauptwörter (z. B. Ding, Eisen); die geschlechtigen sind entweder männlich (z. B. Mann) oder weiblich (z. B. Frau). Die geschlechtslosen Wörter werden treffend mit dem lat. Wort als Neutra (= „keins von beiden" Geschlechtern) bezeichnet. Die deutsche Benennung „sächliches Geschlecht" ist unrichtig; denn tatsächlich werden auch Menschen und Tiere von der Sprache oft als „sächlich" behandelt (z. B. Weib, Kind, das Mensch; Pferd), während umgekehrt sehr viele unbelebte Gegenstände (Sachen) in der Sprache als männliche oder weibliche Wesen erscheinen (z. B. Stein, Erde). Die Geschlechtsbezeichnung für den Namen eines Gegenstandes (das grammatische Geschlecht) entspricht also nicht immer dem Geschlecht oder der Geschlechtslosigkeit des betreffenden Gegenstandes selbst (dem natürlichen Geschlecht). — Die Unterscheidung der Hauptwörter nach Geschlechtern stammt bereits aus der idg. Zeit. Der Geschlechtsunterschied wurde ursprünglich teils durch besondere Wörter (vgl. Knecht — Magd), teils durch besondere Endungen (vgl. Bauer, Bäurin) zum Ausdruck gebracht. Erst in den germanischen Sprachen kamen die sogenannten Geschlechtswörter auf (der, die, das; ein, eine, ein). Das Geschlechtswort, eigentlich nur ein abgeschwächtes hinweisendes Fürwort oder ein abgeschwächtes Zahlwort, ist mithin die jüngste unsrer Wortarten.

Während der nüchterne Engländer bereits im Mittelalter die sprachliche Unterscheidung der Geschlechter fast ganz aufgegeben hat und auch die nordischen Sprachen auf dieses schöne Ausdrucksmittel zum großen Teil verzichten, hat unsre sinnige deutsche Muttersprache sich das lebhafte Gefühl dafür bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Die Entstehung des grammatischen Geschlechts. Daß die Sprache bei der Benennung lebender Wesen das Geschlecht zum Ausdruck zu bringen sucht, und daß sie Ungeschlechtiges als solches zu kennzeichnen sucht, ist leicht begreiflich. Auch daß sie dazu überging, leb- und geschlechtslose Dinge so zu behandeln, als ob sie lebten und mit einem bestimmten Geschlecht ausgestattet wären, können wir verstehen; denn bei jugendfrischen Völkern ist die Einbildungskraft so stark, daß sie allen Gegenständen und Vorgängen der Natur, besonders solchen, an denen große

Kraft und starke Bewegung in die Erscheinung tritt, einen beseelenden Odem einhaucht und sie verpersönlicht. Sonne, Mond und Sterne, Wolken und Winde, Blitz und Donner, der rauschende Regen, das wogende Meer und die rieselnde Quelle, — sie alle wurden bekanntlich von den alten Völkern nicht nur als menschliche Persönlichkeiten, sondern geradezu als göttliche Wesen angesehen und verehrt, ja sogar in Marmor körperlich dargestellt. Hiernach könnte es höchstens unserm Zeitalter der „entgötterten Natur" wunderbar erscheinen, daß die Sprache leblose Gegenstände wie Personen behandelt; in alter Zeit war ein derartiges Vorgehen selbstverständlich, und das grammatische Geschlecht beruhte auch bei solchen Wörtern sozusagen auf dem „natürlichen" Geschlecht. Schwieriger aber ist die Frage zu beantworten, nach welchen Grundsätzen die Einbildungskraft und mithin auch die Sprache das Geschlecht lebloser Gegenstände im einzelnen Fall bestimmte. Die Untersuchung wird noch verwickelter angesichts der Tatsache, daß sich in den verschiedenen Sprachen oft eine verschiedene Auffassung auf diesem Gebiete zeigt. So sind die Flußnamen im Lateinischen meist männlich, im Deutschen weiblich; die Bäume werden von der französischen Sprache als männliche, von der lateinischen und deutschen dagegen als weibliche Wesen behandelt. Länder- und Städtenamen werden im Lateinischen und Englischen weiblich gebraucht, im Deutschen aber sind sie mit geringen Ausnahmen geschlechtslos. Offenbar hängt die Bestimmung des Wortgeschlechts mit der Eigenart und mit der Heimat der einzelnen Völker aufs engste zusammen. Es ist z. B. wohl kein Zufall, daß die Sonne in dem rauhen Lande der Germanen als eine gütige, lebenspendende Frau verehrt, dagegen von den Griechen und Römern als ein gestrenger Herrscher (helios, sol) gefürchtet wurde, der Menschen, Tiere und Pflanzen mit seinen sengenden Strahlen treffen konnte. Während umgekehrt das Nachtgestirn den südlichen Völkern als eine milde, sanfte Frau erschien (gr. selene; lat. luna), sahen die Germanen in dem Monde den Begleiter froststarrender Winternächte. Den Griechen und Römern wurden die reißenden Bäche und Flüsse ihrer gebirgigen Länder zu männlichen Wesen; die Germanen jedoch gaben den ruhiger dahinfließenden Strömen der norddeutschen Tiefebene durchweg weibliche Namen: die Elbe, Saale, Unstrut, Werra, Fulda, Weser, Aller, Leine, Innerste, Ems u. a.; nur von den ursprünglich keltischen oder slawischen Flußnamen haben einige das männliche Geschlecht (der Rhein, Main, Bober, Niemen). Selbst Flüsse in andern Ländern, die dort männlich benannt werden, behandeln wir zuweilen weiblich, so „die" Rhone (frz. le Rhône). Das Meer,

das den seekundigen Hellenen als gütiges weibliches Wesen (thalassa), den Römern jedoch, die niemals auf diesem Element recht heimisch waren, als geschlechtslos galt (mare, aequor), erschien unsern Vorfahren als wildes, männliches Wesen. Denn das Wort „See" ist im Got. und Ahd. ausschließlich, im Mhd. noch überwiegend männlich; erst unserm Geschlecht, dessen Zukunft auf dem Wasser liegen sollte, ist die See weiblich geworden.

So läßt sich trotz der scheinbaren Widersprüche bei der Bestimmung des Wortgeschlechts doch eine gewisse Regel, ein leitender Grundgedanke erkennen: Gewaltiges, Starkes, Kühnes, Strenges, Hartes und Unangenehmes erhielt ursprünglich das männliche Geschlecht; Mildes, Sanftes, Schwächliches, Weichliches, Zartes, Freundliches und Angenehmes wurde von der Sprache als weiblich angesehen. Männlich sind z. B. Fluß, Berg, Fels, Sturm, Wind (mit seiner sanfteren Genossin, der „Windsbraut"), Donner, Blitz und der Himmel, der den befruchtenden Regen und Schnee sendet; weiblich sind dagegen die befruchtete Erde, die Nährmutter aller Geschöpfe, die sanfte Luft, die vom Winde gejagte Wolke, die murmelnde Quelle, die liebliche Blume und die in Schönheit prangende Eiche, Linde, Buche, Birke, Tanne, Fichte und Erle. Namen für Dinge, die als untätig und alles Lebens bar erschienen oder nur etwas Erzeugtes, Gemachtes sind, blieben ungeschlechtig, z. B. die Metalle (Eisen, Blei, Erz, Kupfer, Zinn, Silber, Gold), Holz, Glas, Ei (so auch das Junge, das Kind, das Geschöpf). Ebenso behandelte man aus leicht erkennbaren Gründen die Namen für Sammelbegriffe (Gras, Heu, Korn, Moos, Gebirge) und die Verkleinerungswörter (Blümchen, Bäumlein; jedoch unverändert: Ärmel von Arm, Säckel von Sack, Eichel von Eiche).

Selbst sinnlich nicht wahrnehmbare, abgezogene (abstrakte) Begriffe nahmen in der jugendfrischen Vorstellungswelt unserer Altvordern persönliches Gepräge an und erhielten je nach ihrer mehr kraftvollen oder mehr sanften Äußerung männliches oder weibliches Geschlecht. Redeten doch die Dichter des Mittelalters gern von der Frau Minne, von der Frau fuoge oder unfuoge. So erschienen Grimm, Haß, Zorn, Hader und Neid als männlich, dagegen Liebe, Freude, Wonne, Geduld, Güte, Treue, Zucht, Keuschheit als weiblich. Der Mut gilt als eine männliche Eigenschaft; die zur Familie dieses Wortes gehörenden Sproßformen werden hinsichtlich der Geschlechtsgebung verschieden behandelt: Edelmut, Freimut, Hochmut, Unmut, Wankelmut u. a. haben das Geschlecht des Stammwortes bewahrt; die zarteren Regungen der Demut, Sanftmut, Anmut, Großmut, Langmut, Wehmut u. a. haben weibliche Geltung erlangt.

Nicht immer auf den ersten Blick verständlich erscheint die Geschlechtsbezeichnung bei den Tiernamen. Zwar hat der Mensch für die Tiere seiner nächsten Umgebung, die Haustiere, meistens besondre Wörter zur Unterscheidung der beiden Geschlechter geschaffen, z. B. Ochse — Kuh, Hengst — Stute, Bock — Ziege (Geiß), Eber — Sau, Hahn — Henne, Kater — Katze. Bei andern Tieren wird das weibliche Geschlecht vom männlichen oder umgekehrt das männliche vom weiblichen durch eine Ableitungssilbe unterschieden (Wolf — Wölfin, Löwe — Löwin; Gans — Gänserich, Taube — Tauber). Aber je schwieriger es war, die Geschlechtsunterschiede äußerlich wahrzunehmen, um so lieber begnügte man sich mit einem gemeinsamen Wort für beide Geschlechter. Im allgemeinen wurden dann größere, stärkere Tiere mit einem männlichen, dagegen kleinere, zartere, niedlichere Tiere mit einem weiblichen Wort bezeichnet. So heißt es: der Bär, Fuchs, Luchs, Dachs, Wal, Hai, Adler, Falke, Habicht, Storch, Reiher; aber die Maus, Nachtigall, Lerche, Meise, Amsel, Drossel, Forelle, Libelle, Eidechse, Ameise. Verhältnismäßig selten werden Tiernamen ungeschlechtig behandelt, so z. B. wenn beide Geschlechter in einem Gattungsnamen zusammengefaßt werden sollen (das Roß oder Pferd, das Schaf, das Schwein), oder wenn es sich um wunderbar gestaltete ausländische Tiere handelt, z. B. das Krokodil, das Kamel, das Känguruh, das Gnu, das Lama, das Zebra.

Geschlechtswandel. Ein Blick in die Geschichte der deutschen Sprache zeigt, daß zahlreiche Dingwörter ihr Geschlecht im Laufe der Zeit gewechselt haben. Dieser Wandel kann auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden. In vielen Fällen hat die Wortform den Wechsel veranlaßt. So sind ursprünglich männliche oder geschlechtslose Wörter, die viel in der Mehrzahl gebraucht wurden, unter der Einwirkung der Mehrzahlform, besonders infolge des Gleichlauts des Mehrzahlgeschlechtswortes mit dem weiblichen Einzahlgeschlechtswort („die") bisweilen zu weiblichen Wörtern geworden. Aus mhd. der lok (Mehrz. die locke) wurde nhd. die Locke (neue Mehrzahl: die Locken); mhd. der binez — nhd. die Binse; der asch — die Esche; der grât — die Gräte; der slâf — die Schläfe; der trahen — die Träne; der zaher — die Zähre; der tuc — die Tücke; der wâc — die Woge; daz âher — die Ähre. Auf ähnliche Weise sind weiblich geworden die ursprünglich männlichen Wörter Angel (Goethe sagt im „Fischer" noch: „Sah nach dem Angel ruhevoll"), Angst, Distel, Fessel, Hummel, Hornisse, Art, Bank, Gewalt, Lust, Luft, Heirat, Furt — und die früher geschlechtslosen Wörter Beere, Spreu, Märe (= Erzählung), Armut, Heimat, Ecke

(noch „das Eck"), Waffe (selten noch „das Waffen"; aber „das Wappen"). Auch die aus dem Lat. und Gr. entlehnten Wörter Bibel, Orgel, Schüssel, Chronik, Prämie, Studie gehen wohl auf die Mehrzahlformen biblia, organa usw. zurück. Überhaupt haben gerade Lehnwörter oft im Deutschen ein andres Geschlecht als in ihrer Grundsprache erhalten; sie richteten sich in dieser Beziehung gern nach ähnlich klingenden oder ähnlich auslautenden deutschen Wörtern. So haben die lat. Neutra solarium, spicarium, vivarium, corpus (= Söller, Speicher, Weiher, Körper) und das lateinische Femininum ancora (= Anker) beim Übergang ins Deutsche das männliche Geschlecht angenommen, da dieses eben den meisten deutschen Wörtern mit der Endung -er eigen ist (vgl. Lehrer, Schüler, Bohrer, Heber, Leuchter u. a.). Andre Lehnwörter sind weiblich geworden wegen ihrer Endung -e, die vorwiegend weiblichen Wörtern anhaftet, so die frz. Wörter le groupe — die Gruppe, le buste — die Büste, le cigare — die Zigarre, (vgl. die Liebe, Freude, Gnade, Lehre, Ehre u. a. m.). Manchmal scheint sogar der Reim für die Geschlechtsbestimmung entscheidend gewesen zu sein. So richtete sich Sitte (mhd. der site) nach Bitte und Mitte, Schlange (mhd. der slange) und wange (mhd. geschlechtslos) nach Stange und Zange, Frucht (lat. fructus, männl.) nach Flucht und Sucht.

In allen vorgenannten Fällen, die durch zahlreiche weitere Beispiele vermehrt werden könnten, machten sich äußere, die Wortform betreffende Einflüsse geltend, die durch An- und Ausgleichung die ursprüngliche Geschlechtsform verwischten. Nicht selten wirkten ferner innere Gründe, die Wortbedeutung betreffend, umgestaltend auf die Geschlechtsform der Wörter ein. So wurde aus lat. murus (männl., frz. le mur) — „die Mauer" unter dem Einfluß des sinnverwandten Wortes „die Wand"; numerus (männl.) — die Nummer (nach „die Zahl"); tegula (weibl.) — der Ziegel (wie Stein); frons (männl.) — die Front (wie Stirn); crucifixus („der ans Kreuz Geschlagene") — das Kruzifix (wie Kreuz); frz. la douzaine — das Dutzend (wie das Schock); frz. la marche — der Marsch (wie Gang); frz. la place — der Platz (wie Raum). Die ursprünglich männlichen Wörter Nickel und Messing wurden geschlechtslos wie die übrigen Metallnamen; Milz, früher männlich, wurde weiblich wie das sinnverwandte Wort Leber; ebenso paßte sich Hirse (männl.) im Geschlecht an Bohne und Erbse an; Schrot, ursprünglich männlich, wurde ungeschlechtig wie „Korn", weil es mit diesem Wort in der Wendung „Schrot und Korn" eine feste Verbindung einging; Otter, früher nur männlich, wurde weiblich nach dem Vorbild von „Schlange"; Mittwoch, ursprünglich selbstverständlich weib-

lich, fügte sich in der Schriftsprache dem männlichen Geschlecht der übrigen Wochentagenamen.

Geschlechtsschwankungen. Nach den bisherigen Ausführungen kann es nicht überraschen, daß in der Gegenwart bei einer beträchtlichen Zahl von Wörtern das Geschlecht unsicher ist. Zwischen männlicher und „sächlicher" Form schwanken Bereich, Begehr, Ungestüm, Bündel, Floß, Knäuel, Sims, Dotter, Laken, Teil, Sofa, Meter, Barometer, Thermometer, Liter, Münster, Zepter, Juwel. Zwischen männlicher und weiblicher Form schwankt z. B. das Wort Muff. Noch zahlreicher werden solche Fälle, wenn man die Umgangssprache und die Mundarten berücksichtigt; da hört man z. B. das Butter (auch: der Butter), das Teller, das Docht, das Schrank, das Schüssel, das Spiegel, das Sarg, das Koffer, das Schirm, der Brill u. a. m.

Bei geringen Abweichungen in der Form stehen mit gleicher Bedeutung nebeneinander: der Backen — die Backe; das Eck — die Ecke; der Leisten — die Leiste; der Karren — die Karre; das Pistol — die Pistole; der Quell — die Quelle; der Ritz — die Ritze; der Spalt — die Spalte; das Rohr — die Röhre; der Sparren — die Sparre; der Schurz — die Schürze; der Trupp — die Truppe; der Scherben — die Scherbe; der Zeh — die Zehe.

In vielen Fällen hat ein und dasselbe Wort mit verschiedenem Geschlecht zugleich auch verschiedene Bedeutungen angenommen; freilich handelt es sich dabei bisweilen nur um zufällig gleichlautende Wörter mit verschiedener Abstammung. Einige Beispiele sind: der Alp (Alpdrücken) — die Alp (Gebirge); der Band (Buch) — das Band (Bindemittel); der Bauer (Landmann) — das oder der Bauer (Käfig); der Bund (Bündnis) — das Bund (Bündel); der oder die Flur (im Hause) — die Flur (Feld); der Gehalt (Inhalt) — das Gehalt (Besoldung); die Erkenntnis (Einsicht) — das Erkenntnis (Urteil); das Gift (tödliche Gabe) — die (Mit)gift; der Heide (Ungläubiger) — die Heide (Feld); der Harz (hart = Wald) — das Harz (Baumsaft); der Hut (Kopfbedeckung) — die Hut (Schutz); der Kiefer (Kinnbacke) — die Kiefer („Kienföhre"); der Koller (cholera, Pferdekrankheit) — das Koller (frz. collier, Wams), der Kunde (Käufer) — die Kunde (Nachricht); der Leiter (von „leiten": Führer) — die Leiter (von „lehnen": Gerät zum Steigen); die Mark (Grenze oder Münze) — das Mark (im Knochen); der Mast (des Schiffes) — die Mast (Mästung); der Mohr (von „Maure": Neger) — das Moor (verwandt mit Meer und Maar: Sumpf); der Ohm (Oheim) — das Ohm (von lat. ama: Weinmaß); der Reis (Getreide) — das Reis (Zweig); der Schild (Schutzwaffe) — das

Schild (Aushängetafel); der See (Landsee) — die See (Meer); die Steuer (Abgabe) — das Steuer (zum Lenken); der Tau (Feuchtigkeit) — das Tau (Seil); der Tor (unkluger Mensch) — das Tor (Tür); der Verdienst (Erwerb) — das Verdienst (verdienstliche Leistung); die Wehr (z. B. Reichswehr) — das Wehr (Damm); der Weihe (Vogel) — die Weihe (Heiligung). Zuweilen können sogar ganz gleichlautende und gleichgeschlechtige Wörter verschiedene Bedeutung haben, so der Kiel (des Schiffes oder der Feder), die Mandel (eine Frucht oder 15 Stück), die Mähre — Märe (Pferd — Erzählung), die Schnur (Faden oder Schwiegertochter).

So ist die schöpferische Kraft unsrer Muttersprache auch auf dem Gebiet der Wortgeschlechtsgebung keineswegs abgeschlossen, sondern auch hier bleibt die Sprache in stetem Fluß.

C. Das Leben der Wortseele.

5. Zusammenhang zwischen Wortform und Wortbedeutung.

Die Beseelung der Wörter. Die Sprache ist nicht ein Naturerzeugnis, sondern eine Schöpfung des menschlichen Geistes, erwachsen aus dem Bedürfnis gegenseitiger Gedankenmitteilung. Daher besteht zwischen Wortform und Wortbedeutung kein notwendiger Zusammenhang. Zwar sind wir gewohnt, jedes Wort als den von vornherein gegebenen, natürlichen Träger eines bestimmten Begriffs anzusehen. In Wahrheit aber gelangt ein Wort erst durch den beständigen Gebrauch, durch ein vom Herkommen geheiligtes stilles Einverständnis zwischen dem Sprechenden und Hörenden zu Inhalt und Bedeutung. Das Wort ist an sich nichts weiter als eine Reihe aneinander gefügter Sprechlaute und wäre tot, wenn nicht menschlicher Wille und menschliche Vorstellung ihm eine Seele einhauchte. Aber selbst durch das beseelte Wort kann der Mensch in keinem Falle alle Vorstellungen und Gefühle, die ein Gegenstand in ihm hervorruft, erschöpfend wiedergeben; er muß sich in der Regel damit begnügen, von den vielen Merkmalen eines Dinges nur eins, zumeist das hervorstechendste, mit Hilfe des dafür gewählten Wortes zu benennen, in der Annahme, daß beim Hörenden die übrigen Merkmale des Dinges gleichzeitig ins Bewußtsein treten werden. So ist „Getreide" wörtlich nur das vom Acker „Getragene", die Woge ist das sich „Bewegende", der Fluß das „Fließende", der Bogen das sich „Biegende". Man erkennt an diesen Beispielen leicht, daß kein notwendiger Zusammenhang zwischen dem Dinge und seinem Namen besteht. Warum sollte die Brotfrucht des Ackers anstatt „Getragenes" nicht auch „Wachsendes" oder „Nährendes", oder warum sollte der Fluß nicht auch der „Nasse" heißen können? — In der Tat sind manche Gegenstände im Laufe der Zeit umbenannt worden. Eine größere Ansiedlungsstätte der Menschen hieß bis ins Mittelalter hinein „Burg" (wo man innerhalb der Befestigungsmauern „geborgen" war), seitdem aber nennt man sie „Stadt". Dies Wort war nicht neu; es war in anderer Bedeutung (= Stätte, Platz) bereits vorhanden. Ebenso erlebte auch das Wort Burg einen Bedeutungswandel; es bezeichnete nach und nach nur noch die geschützte Wohnstätte der Ritter.

Der Bedeutungswandel. Gerade diesem Umstande, daß Form und Inhalt des Wortes im allgemeinen voneinander unabhängig sind, ver-

danken wir den Reichtum unsrer Muttersprache. Der ursprüngliche Sinn eines Wortes ist oft so arm und leer, daß es längst aus der Sprache verschwunden wäre, wenn dieser Sinn mit der Wortgestalt unlösbar verknüpft wäre. Da dies aber nicht der Fall ist, so kann jedes Wort an Stelle seiner früheren Bedeutung oder neben ihr sich eine andere aneignen, wenn dieser Bedeutungswechsel sich zuweilen auch sehr langsam vollzieht.

Wohl gibt es in unsrer Muttersprache eine Reihe von Wörtern, die, weil die durch sie bezeichneten Begriffe sich ihrem Wesen nach dauernd gleich bleiben, auch von Urbeginn denselben Sinn wie heute gehabt haben und in ihrer Bedeutung auch für die Zukunft unveränderlich zu sein scheinen, z. B. Vater, Mutter, Sonne, Berg. Aber die Bedeutung unsrer allermeisten Wörter ist in einem unaufhörlichen Wechsel begriffen. Mehr noch als von der äußeren Form der Wörter gilt von ihrem Inhalte das Wort „Alles fließt". Es ändert sich die Wortseele nicht nur im Wandel der Zeiten, sondern ein und dasselbe Wort kann auch gleichzeitig in verschiedenen Landschaften, bei verschiedenen Ständen und Berufskreisen, ja im Munde desselben Menschen bei verschiedenen Gelegenheiten wechselnde Bedeutungen haben. Man hat mit Recht behauptet, daß überhaupt kein Wort eigentlich eine scharfe Umgrenzung habe und jedes nur im Zusammenhang des Satzes oder durch die Lage, in der es gesprochen wird, eine bestimmte Bedeutung erhalte [1]). Und das kann nicht anders sein. Denn da die Wortseele eins ist mit dem in steter Wandlung begriffenen Leben selbst, so geht dies auf die Wörter über und erzeugt dadurch das Leben unsrer Muttersprache.

6. Verengung des Bedeutungsumfangs.

Leicht kann es vorkommen, daß der Begriffsinhalt eines Wortes durch neue Merkmale bereichert und daß infolge davon sein Bedeutungsumfang, d. h. die Verwendungsmöglichkeit, eingeschränkt wird. Wörter, die von Haus aus eine Gattung benennen, werden also zu Artbezeichnungen. Ein Blick in das reiche Leben unsrer Sprache wird uns zeigen, daß zahllose Wörter eine solche Verengung ihres Bedeutungsumfanges erfahren haben.

Schauen wir zunächst ins **Familienleben** hinein, so können wir feststellen, daß mehrfach Bezeichnungen für allgemeine Lebensvorgänge dergestalt eingeschränkt sind, daß sie sich jetzt nur noch auf die Verheiratung

[1]) A. Waag, Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes. Lahr 1915.

und damit Zusammenhängendes beziehen. — Das gesamte Gemeinschaftsleben beruht auf der Ehe. Das Wort bezeichnete urspr. jeden Vertrag, jede gesetzliche Ordnung (vgl. êhaft = gesetzmäßig, „echt") und wurde dann in seiner Anwendung auf den wichtigsten Vertrag, den die menschliche Gesellschaft kennt, auf den gesetzmäßigen Bund zwischen Mann und Frau beschränkt. Welch hohe Bedeutung hat das Familienleben bei unsern Altvordern gehabt, wenn die Verbindung zwischen Mann und Weib bei ihnen kurzweg das „Gesetz", die Ehe hieß! — Freilich werden wir durch die Grundbedeutung des Wortes auch daran erinnert, daß die Ehe nach altgermanischem Brauch auf einer Art Kaufvertrag beruhte. Die Gatten (eigentlich: alle Gleichstehenden, zu derselben „Gattung" Gehörenden) wurden bei einer Gerichtsverhandlung (mhd. mahel, vgl. Mahlstatt) zusammengegeben; daher wurde jeder von beiden auch als Gemahl (ursprünglich: jeder Teilnehmer an einer Gerichtsverhandlung) bezeichnet. Schon bei der Verlobung (urspüngl. jedes feierliche Versprechen) wurde ein „Mahlschatz" gegeben. Die Vermählungsfeierlichkeiten waren eine Hochzeit, d. h. eine Zeit, zu der es „hoch herging". Noch im Nibelungenliede bedeutet das Wort ganz allgemein soviel wie „Festlichkeit". — Verhältnismäßig selten kam es in alter Zeit vor, daß Ehegatten sich scheiden ließen (man beachte die starke Bedeutungsverengung!). Wer nicht heiratete, blieb ledig (eigentl. „unbehindert"; vgl. seiner Pflichten ledig sein) und war zeitlebens ein Junggeselle (eigentlich: jeder „junge Mensch") oder eine „alte Jungfer".

Bei allgemeineren **Bezeichnungen für Nutzpflanzen** denkt man in den einzelnen Gegenden leicht an diejenige Art der betreffenden Pflanzengattung, die dort am verbreitetsten und bedeutsamsten ist. Getreide bedeutete in der ahd. Form gitregidi alles „Getragene", z. B. Kleidung und Gepäck; dann alles, was der Acker trägt, endlich den wichtigsten „Ertrag" des Ackerbaus, die Brotfrucht. — Korn ist zunächst jedes Samenkorn, insbesondre aber das der Getreidearten; weiterhin verstand man dann darunter das Getreide selbst, zuweilen auch nur eine bestimmte Getreideart, nämlich die, woraus das landesübliche Brot gebacken wird, etwa den Roggen. — Alle Pflanzen mit viel Blattwerk heißen Kraut; in Süddeutschland dient der Name jedoch nur für eine bestimmte Gemüseart (Rot-, Weiß-, Sauerkraut), die man in Norddeutschland Kohl nennt. — Wenn man von Früchten spricht, so meint man gewöhnlich nur die der Obstbäume (vgl. „Fruchthandlung").

Als Bedeutungsverengung ist es ferner aufzufassen, wenn **Stoffbezeichnungen** für die Namen bedeutsamer Erzeugnisse aus dem betreffenden

Stoffe verwendet werden. Ein Glas ist je nach dem Zusammenhang der Rede ein Trinkgefäß aus Glas, eine Brille oder ein Fernglas. — Ein Horn kann auch ein aus diesem Stoffe verfertigtes Trinkgefäß oder Blasinstrument sein. — Kork ist zunächst Stoffbezeichnung für die Rinde der Korkeiche, dann der daraus hergestellte Flaschenstöpsel. — Die Grundbedeutung des Wortes Zimmer ist „Bauholz" (vgl. zimmern, Zimmermann, Zimmerplatz); dann verengte es seinen Umfang, indem es „etwas Gezimmertes, einen aus Bauholz zusammengefügten Gegenstand" bezeichnete, bis es die heutige noch engere Bedeutung eines abgegrenzten Teiles im Hause annahm. — Laden war urspr. gleichbedeutend mit Latte (Brett), sodann bezeichnete es eine Verkaufsbude aus Brettern und bedeutet heute jeden Verkaufsraum. — Auch Diele heißt soviel wie Brett, wurde dann zur Bezeichnung des aus Brettern gefertigten Zimmerbodens und weiterhin des Hausflurs.

Dieselbe Sinnverengung haben Wörter erfahren, die zur **Bezeichnung des Körpers und seiner Teile** dienen. Leiche wurde früher nicht nur der leblose Körper genannt, sondern der Körper überhaupt; daran erinnern noch die Zusammensetzungen Leichdorn (= Dorn im Fleisch) und Leichnam (lichhamo = Körperhülle). — Daß Bein nicht von Anfang an den jetzigen Sinn gehabt hat, sondern eine Allgemeinbezeichnung entsprechend dem heutigen „Knochen" war, ist aus Ausdrücken wie Schlüsselbein, Elfenbein, Fischbein, Beinhaus noch zu erkennen.

Viele **Ausdrücke aus dem religiösen und kirchlichen Leben** hatten urspr. eine rein weltliche, viel allgemeinere Bedeutung. Ein Abendmahl ist an sich jedes am Abend stattfindende Mahl, im besondern das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern. Wenn das Wort nun aber auch eine zum Gedächtnis des Abendmahles Jesu veranstaltete Feier bedeutet, so ist dabei zugleich eine gewisse Erweiterung des Begriffs eingetreten; denn es ist das frühere Merkmal fortgefallen, daß dies Mahl nur am Abend stattfand. — Beichte (aus ahd. bijiht = Bekenntnis; vgl. „bejahen") war urspr. ein Bekenntnis jeder Art. — Buße ist zunächst „Besserung" oder Ausbesserung im weitesten Wortsinne (vgl. Lückenbüßer), ging dann in die Sprache des Gerichtswesens über und hieß „Schadenersatz" und wurde schließlich auf das religiös-sittliche Gebiet beschränkt. — Ablaß, eigentlich „Erlaß" jeder Art, hat schon seit Jahrhunderten die bekannte ausschließlich kirchliche Bedeutung. — Unter dem Krummstab verstehen wir nur noch den krummen Hirtenstab, das Sinnbild des bischöflichen Amtes. „Unter dem Krummstab wohnen" bedeutet: unter geistlicher Herrschaft stehen. — Bann,

früher jedes Gebot oder Verbot mit Strafandrohung, ist fast ganz in den kirchlichen Sprachgebrauch übergegangen und bezeichnet den „Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft" als Gegenstück zu der weltlichen Acht. — Wallfahrt (= Wanderfahrt, Wanderung) wurde beschränkt auf die Pilgerfahrt, die Wanderung nach einer heiligen Stätte. — Vorsehung, bis vor hundert Jahren nichts anderes als „Vorsicht", gehört ebenso wie auferstehen (früher = aufstehen) nur noch dem religiösen Sprachgebrauch oder der feierlichen Rede an.

Die Bedeutungsverengung tritt besonders oft dann ein, wenn gewisse Stände, Berufe oder Kreise ein Wort auf ihre besonderen Verhältnisse anwenden und dieser Sinn sich dann allgemein festsetzt. Freilich handelt es sich dabei in vielen Fällen nur um eine **Gelegenheitsbedeutung**, während dasselbe Wort unter anderen Umständen wieder eine andre Bedeutung hat. Spielen heißt: eine Beschäftigung zur Unterhaltung treiben; man braucht nur an das spielende Kind zu denken. In eingeschränkter Bedeutung wird jedoch dasselbe Wort gebraucht vom Glücksspieler, der z. B. mit Würfeln oder Karten „spielt", vom Musikanten oder Spielmann, der ein Lied „spielt", oder vom Schauspieler, der seine Rolle „spielt". — Die verschiedensten Leute können einen Satz machen: der Turner, der Drucker (Schriftsetzer), der Komponist (Tonsetzer) und der Grammatiker.

Wenden wir nunmehr unsre Aufmerksamkeit solchen Fällen von Bedeutungsverengungen zu, die zwar ebenfalls in gewissen Kreisen entstanden sind und zunächst nur in einem bestimmten Zusammenhang der Rede verstanden werden konnten, die aber schließlich allgemein gebräuchlich und meistens ganz eindeutig geworden sind.

Wir schauen zunächst in die **Handwerke** hinein. Gerben, d. h. „gar" machen, zurechtmachen, ist jetzt ausschließlich die Beschäftigung des „Gerbers", der Felle zu Leder verarbeitet. — Auch das Wort Schneider ist jetzt eine bestimmte Handwerksbezeichnung für den Kleidermacher, der Tuchstoffe zu Anzügen zuschneidet. Meinen wir einen andern Schneider, so müssen wir das durch Zusätze andeuten, z. B. Haarschneider oder Steinschneider. Und wenn wir den Mann bezeichnen wollen, der Gras und Getreide schneidet, so sagen wir „Schnitter". — Ein Setzer ist nur noch der Schriftsetzer, ein Verleger jemand, der Bücher auf seine Rechnung nimmt. — Zeile war früher gleichbedeutend mit „Reihe". So sagt man noch jetzt am Rhein: die Rebstöcke werden in Zeilen gepflanzt. So hießen früher Häuserreihen „Zeilen" (Schiller sagt im Lied v. d. Glocke: „Durch der Straßen lange Zeile ..."; der Name einer Hauptstraße in Frank-

furt a. M. ist „die Zeil"). Jetzt ist für uns eine Zeile nur noch eine Buchstabenreihe, — eine Bedeutungseinschränkung, die in Schreiberkreisen aufgekommen ist. — Drucken, die oberd. Form von „drücken" (vgl. Brucke, Innsbruck), bezeichnet ausschließlich die Herstellung von Schriften mit Maschinen, und daß lesen früher ganz allgemein zusammensuchen, sammeln bedeutete, ist dem heutigen Sprachgebrauch noch nicht unbekannt (vgl. auflesen, Ähren lesen). — Das Wort Angel (= Haken; vgl. Türangel) ist fast nur noch in der Sprache der Fischer üblich. — Dach war urspr. jede „Bedeckung" und wurde im Mhd. sogar in der Bedeutung „Mantel", „Überwurf" gebraucht, also von Kleidungsstücken, die den Körper bedecken sollten; in der Sprache der Bauleute wurde der Wortsinn auf die Bedeckung des Hauses beschränkt. Heute ist die urspr. Bedeutung von „Dach" unserm Sprachgefühl so weit abhanden gekommen, daß wir sogar von einem Dachdecker (statt etwa von einem „Dacher") reden.

In den Kreisen der **Landwirte** entstanden Bedeutungsverengungen wie Bauer (= Ackerbauer), Gut (= Landgut) und Stall (eigentlich jeder Ort, wohin etwas gestellt wird; vgl. mhd. burcstall = Platz, auf den eine Burg gestellt, gebaut wird).

Unter den **Kaufleuten** wandelte sich in ähnlicher Weise die Wortbedeutung von Kunde (urspr. jeder „Bekannte"), billig (eigentlich: was „recht und billig" ist, auf den Warenpreis eingeschränkt), Miete (mhd. = Lohn, dann Zahlung für etwas Geliehenes, besonders für die Benutzung von Wohnungen) und Zins (aus lat. census = Abgabe; dann Ersatz für geliehenes Kapital).

Aus der **Rechtssprache** entnehmen wir die Beispiele Anwalt (jeder, der an Stelle eines andern waltet), richten (eigentlich: zurechtmachen, z. B. oberd.: das Zimmer „richten"), Gesetz (alles Festgesetzte), Spruch, Termin (jeder bestimmte Zeitpunkt), Geschworener.

In der **Soldatensprache** begegnen uns Bedeutungsverengungen wie Heer (jede Menge; vgl. Hering = der in Scharen vorkommende Fisch), Hauptmann (früher jeder Führer einer Gemeinschaft; vgl. Räuberhauptmann und die sächsische Amtsbezeichnung Kreishauptmann), Oberst, Gemeiner, Urlauber (Urlaub früher allgemein = Erlaubnis, dann Erlaubnis, sich zu entfernen; Urlaub nehmen = sich verabschieden), Gewehr (jeder Gegenstand, mit dem man sich wehrt), tapfer (urspr. = tüchtig, stark; vgl. tapfer schimpfen = sehr schimpfen) und werben (eigentlich: sich drehen, vgl. Wirbel; dann: sich bemühen, z. B. um ein Weib; jetzt vorzugsweise: Soldaten anwerben).

Aus der Fachsprache der **Künste** stammen die Verengungen: Dichten (aus lat. dictare = wiederholt sagen, diktieren. Die mittelalterlichen Poeten, von denen manche des Schreibens unkundig waren, pflegten ihre Werke zu „diktieren". Bis ins 17. Jahrh. hieß „dichten" ganz allgemein: etwas abfassen; dann wurde es beschränkt auf die Abfassung poetischer Werke), Sage (urspr. alles Gesagte, Erzählte; vgl. „singen und sagen"), Märe, Märchen (jeder Bericht über ein Ereignis), Bild (alles Gebildete), Stich (jetzt gewöhnlich = Kupferstich oder Stahlstich), Geschmeide (früher alles „Geschmiedete").

Endlich mag die Macht der Bedeutungsverengung noch an einem einzelnen Beispiel gezeigt werden. Das Zeitwort fahren bezeichnete früher jede Art der Fortbewegung. Daran erinnern noch viele Ausdrücke, z. B.: fahrender Schüler, fahrender Sänger, fahrendes (= wanderndes) Volk, fahrende (= bewegliche) Habe, Hoffart (= hochfahrendes Wesen), fahrig (= unruhig); Gefährte (= der Mitwandernde), der Blitz fährt ins Haus, vor Schreck in die Höhe fahren, aus der Haut fahren, in der Rede fortfahren, „wir fahren zu Berg" (Schiller im „Tell"). Jetzt verstehen wir unter „fahren" nur noch die Fortbewegung mit einem künstlichen Beförderungsmittel (Schlittschuh, Wagen, Schiff, Eisenbahn, Rad, Kraftwagen, Luftschiff).

7. Erweiterung des Bedeutungsumfangs.

Eine nicht viel seltenere Erscheinung im Sprachleben als die Sinnverengung ist die gegenteilige Bedeutungsentwicklung der Wörter. Sie entsteht durch Weglassung von Merkmalen; dies führt zu einer Verarmung des Begriffsinhalts, aber zu einer Verallgemeinerung des Wortsinns, zu einer Erweiterung des Bedeutungsumfangs.

Gemischte Beispiele. Das Ding war in altdeutscher Zeit die öffentliche Gerichtsverhandlung vor der Volksgemeinde. Man unterschied das „echte Ding", d. h. das regelmäßige Volksgericht, und das „gebotene Ding", das außerordentliche Volksgericht. Die Verhandlungen fanden auf der Dingstätte oder Thingstätte statt. Ein an einem bestimmten Tage angesetztes Ding (Gerichtsverhandlung) nannte man tagading oder teiding; jemanden „verteidigen" heißt also eigentlich: ihn vor Gericht (auf dem Teiding) vertreten. Ein Vorgeladener, der nicht erschien, mußte „dingfest" gemacht werden. In der Folgezeit verarmte der Begriff „Ding" mehr und mehr, so daß er ganz allgemein jede Verhandlung bedeutete; daran erinnern noch Ausdrücke wie dingen, verdingen, ausbedingen, Bedingung.

Jetzt ist die Verallgemeinerung der Wortbedeutung so weit fortgeschritten, daß eigentlich alle ursprünglichen Merkmale des Begriffes fortgefallen sind; ein Ding ist uns jede Angelegenheit, jeder beliebige Gegenstand. — Eine ähnliche Verallgemeinerung läßt sich bei der Bedeutungsentwicklung des Wortes Sache feststellen. Es hieß zuerst: gerichtlicher Streit (vgl. „In Sachen Meier gegen Müller", Rechtssache, Sachwalter), dann: Streitsache, Streitgegenstand, und jetzt ist es fast gleichbedeutend mit „Ding". — Körper, ursprünglich nur vom menschlichen und tierischen Körper gebraucht, bezeichnet nunmehr jeden stofflichen Gegenstand. Rede gelangte von der Urbedeutung „Rechnung" über die Zwischenbedeutungen „Rechenschaft" (vgl. Rede und Antwort stehen, zur Rede stellen, redlich = so wie man es verantworten kann) und „Bericht über Geschehenes" zu dem heutigen ganz allgemeinen Sinn „Gespräch". Nachricht war zuerst das, wonach man sich richtet, dann eine Mitteilung, die angibt, wonach man sich zu richten hat, und bezeichnet jetzt eine Mitteilung jeder Art. — Laune (aus lat. luna = Mond) ist eigentlich: Mondwechsel, im weiteren Sinn: Wechsel überhaupt und dann in verengter Bedeutung: Veränderlichkeit der Stimmung. — Arbeit, wörtlich: Wirken auf dem „Erbe" (= Grundstück) bezeichnet noch jetzt vorwiegend körperliche Tätigkeit (vgl. „ein Arbeiter"), aber doch auch schon jede angestrengte Beschäftigung überhaupt. Als Brief wurde urspr. nur eine „kurze" Urkunde (lat. brevis = kurz) bezeichnet (vgl. verbriefen, Brief und Siegel, Meisterbrief, Kaufbrief); heutzutage versteht man unter dem Wort jedes beliebige Mitteilungsschreiben; es gibt sogar sehr lange „Briefe". Den Kram holte man beim Krämer (vgl. herumkramen, auskramen); jetzt bezeichnet das Wort geringfügige Sachen aller Art. — Eine klingende Entschädigung für einen kleinen Dienst nennt man Trinkgeld, weil es urspr. wirklich zum Vertrinken bestimmt war. — Andere Beispiele für Bedeutungserweiterung sind die Wörter: Gefährte (der eine Fahrt mitmacht), Genosse (der mit einem andern den Nießbrauch einer Sache hat), Geselle (der mit im Saal ist), Kamerad (der mit in der Kammer ist), Kompagnon oder Kumpan (= „Brotgenosse", aus lat. cum = „mit" und panis = Brot), Gesinde (mhd. sint = Weg, vgl. senden = auf den Weg bringen; also: die gemeinsam einen Weg zurücklegen), Reise (1. Aufbruch, 2. verengt: Kriegszug; vgl. Reisige = Krieger, 3. erweitert zur heutigen Bedeutung), Lärm (urspr. nur: Ruf „zu den Waffen", aus frz. alarme, vgl. lat. arma = die Waffen; dann allgemein: Lärm schlagen, z. B. Feuerlärm; jetzt: jedes laute Geräusch).

Einige ursprünglich **kirchliche Ausdrücke** haben weltliche Bedeutung angenommen und dadurch einen weiteren Geltungskreis erlangt. Das Lehnwort Messe (aus lat. missa) ging zur Bezeichnung des im Anschluß an die kirchliche Feier stattfindenden Jahrmarktes (Kirchmesse, Kirmes) über und wurde dann verallgemeinert zur Bedeutung Jahrmarkt, große Schaustellung (vgl. Leipziger Messe). — Das Wort Feier (lat. feriae; vw. Ferien) wurde zunächst nur von Kirchenfesten, später von jeder beliebigen Festlichkeit gebraucht. — Jubeljahr oder Jubiläum nannte man das zum erstenmal i. J. 1300 vom Papst eingerichtete Ablaßjahr (daher: Jubelablaß); der Name geht auf das im Alten Testament erwähnte jüdische Erlaßjahr (hebr. jobēl) zurück, das alle 50 Jahre gefeiert werden sollte. Jetzt feiert man Jubiläen zur Erinnerung an allerlei Begebenheiten, die 100, 50, 25 oder auch nur 10 Jahre zurückliegen. — Mit dem Zeitwort stiften bezeichnete man das Gründen eines geistlichen Stifts, d. h. einer kirchlichen Anstalt, die auf Grund einer Schenkung zu bestimmtem Zwecke (z. B. Kirche, Kloster, Spital) errichtet wurde. Die Bedeutung wurde dann verweltlicht und erweitert zunächst zu „schenken" und schließlich zu „begründen", „bewirken", so daß man jetzt z. B. ein Reich, Frieden, Gutes, aber auch Unheil „stiften" kann. — Ebenso hatte weihen, d. h. feierlich seiner Bestimmung übergeben, von Haus aus nur einen kirchlichen Sinn (= heiligen; vgl. Weihnachten, Weihrauch). Sinnverwandt mit „weihen" ist widmen in seiner heutigen Bedeutung; es fehlt dabei nur das Merkmal des „Feierlichen". Das Wort gehörte ebenfalls einst dem kirchlich-rechtlichen Sprachschatz an und bedeutete: der Frau bei der Verheiratung ein Gut aussetzen, das sie nach dem Tode ihres Mannes für sich behielt (ahd. widamo = Mitgift; vgl. „Wittum", das vom Sprachbewußtsein fälschlich an „Witwe" angelehnt wird, ein Wort, das aus lat. viduus = vereinsamt gebildet ist). — Eine lange Geschichte kann das Wort Kapelle erzählen. In einem kleinen Bethause zu Paris wurde der Mantel des heiligen Martin († 400) als Reliquie aufbewahrt. Der Name des Mantels (lat. capa oder capella = Mäntelchen, vgl. Kappe und engl. cape) wurde auf das Kirchlein übertragen, so daß noch heute ein kleines Gotteshaus „Kapelle" genannt wird. Dann übertrug sich dieser Name auf die Geistlichen einer Kirche (vgl. Kaplan) und gelangte, da die Geistlichkeit auch die Gesänge beim Gottesdienst vorzutragen hatte, zu der weiteren Bedeutungsstufe „Kirchengesangchor" (vgl. „Gesang a capella"), von der aus das Wort schließlich aus dem kirchlichen Begriffskreise heraustrat, um zu dem ganz allgemeinen Sinne „Musikbande" verweltlicht zu werden. — Nicht weniger wechsel-

voll sind die Erlebnisse des Wortes Chor. Seine Heimat ist das alte Griechenland, wo der Chor (choros = Reigen) bei der Aufführung von Tragödien eine wichtige Rolle spielte. In der mittelalterlichen Kirche bezeichnete das Wort die beim Gottesdienst singende geistliche Sängerschar und auch den Ort, wo diese stand (vgl. Choral, Chorherr, Chorgewand). Dann verweltlichte es, so daß es jede Schar von Musizierenden bezeichnete (Sänger-, Bläser-, Streicher-, sogar Nachtigallenchor). In volkstümlicher Sprache ist es noch weiter verallgemeinert worden, wobei das Geschlecht verändert wurde; das Chor ist soviel wie Schar, Bande (z. B. ein gräßliches Chor).

Durch Sinnerweiterung entstanden ferner folgende **Bezeichnungen für Räumlichkeiten**: Stube (urspr. „heizbares" Gemach, vw. mit engl. stove = Ofen, vgl. „Backstube" und nd. Stöven = Fußwärmer; jetzt: jeder Raum im Hause), Speicher (aus lat. spicarium zu spica = Ähre, also urspr. nur Getreide-Aufbewahrungsraum, jetzt: Lagerraum für die verschiedenartigsten Waren), Herberge (urspr. Ort, wo das „Heer geborgen" war, d. h. rastete, jetzt: Haus, in dem jedermann rasten und übernachten kann), Revier (aus frz. rivière = „Ufergelände", vgl. it. Riviera, später verallgemeinert zur Bedeutung Gelände, Gebiet).

Wir stellen nun einige **Zeitwörter** zusammen, an denen sich derselbe Bedeutungswandel beobachten läßt. Wer im Mittelalter schilderte, bemalte einen Schild. Im Holländischen heißt schilderen heute „malen", „anstreichen". Im Nhd. hat das Wort die noch allgemeinere, bildliche Bedeutung „mit Worten ausmalen" angenommen. Daß schenken früher gleichbedeutend war mit eingießen (Getränke), verraten noch die Worte Schenk, Schenke, Ausschank, Schankwirt. Heute kann man alle möglichen Sachen „schenken". Freilich hat sich die Wortbedeutung insofern auch verengt, als das Schenken jetzt ein unentgeltliches Darreichen geworden ist. Jedenfalls ist es sehr bezeichnend für die Verbreitung unsrer Trinksitten, daß eben das häufigste „Schenken" (d. h. unentgeltliche Darreichen) das Eingießen von Getränken ist. — Früher wurden nur Flüssigkeiten nachgeahmt, nämlich mit dem „Ohm" (Flüssigkeitsmaß für Wein u. a.); jetzt ist nachahmen nicht mehr ein Nachmessen, sondern ganz allgemein ein Nachmachen. Wichsen hatte zunächst die wörtliche Bedeutung „etwas mit Wachs bestreichen", um es glänzend zu machen; jetzt heißt es in erweitertem Sinn: blank machen, putzen (vgl. ein Student in Wichs, d. h. im Festputz). Das Hauptwort „Wichse" zeigt wiederum Sinnverengung (Stiefelputzmittel). — Gehen, d. h. mit den Füßen aus-

schreiten, bezeichnet nunmehr jede Fortbewegung und Bewegung im Gegensatz zum Stillstehen. Die Uhr oder die Maschine geht, wenn sie nicht „steht"; es geht einem gut, es geht (d. h. es ist genug, befriedigend, es bewegt sich wenigstens, es schreitet vorwärts). Begleiten (aus: begeleiten) hieß: mit einem gehen und ihn dabei „leiten"; heutzutage kann man jemanden begleiten, auch wenn man dabei nicht den Führer spielt, sondern vielleicht selbst geführt wird. — Wer etwas treibt, der sollte es eigentlich vorwärts bringen, z. B. eine Herde oder eine Maschine; aber heute „treibt" man Ackerbau, Musik oder Politik, d. h. man beschäftigt sich damit, manchmal ohne dabei und damit vorwärts zu kommen. — Man hütet jemanden, indem man sich in seiner Nähe aufhält, um ihn zu bewachen; dieser Zweck ist nicht mehr ersichtbar in Wendungen wie „das Zimmer hüten" oder „das Bett hüten". — Bilden heißt gestalten, wird aber oft zur Bedeutung des Hilfszeitworts „sein" verflüchtigt (z. B. er bildete den Gegenstand der Unterhaltung; der Rhein bildet nicht Deutschlands Grenze). Bei dem heutigen Gebrauch des Zeitworts verheeren (= verwüsten, vernichten, zerstören) sieht man gewöhnlich von dem früheren Merkmal ab, daß dies durch ein „Heer" geschah. Ebenso wird es bei Verwendung des Fremdwortes dezimieren (= den „10." Mann töten) mit der Zahl 10 nicht mehr genau genommen; auch braucht die starke Zahlverringerung, die wir mit dem Zeitwort ausdrücken, nicht mehr durch Tötung bewirkt zu sein.

Auch einige **Eigenschaftswörter** gehören in diesen Zusammenhang. Wenn die Schaffner heutzutage vor der Zugabfahrt „Fertig!" rufen so brauchen sie das Wort, wenn auch unbewußt und ungewollt, wieder in der ursprünglichen Bedeutung. Denn „fertig" heißt wörtlich „zur Fahrt im früheren allgem. Sinn, vgl. S. 39) bereit", „reisefertig". Später besagte das Wort ganz allgemein soviel wie „bereit" (z. B. buß-, dienst-, red-, schlagfertig) oder „zu ende gekommen", so daß man eben nichts mehr zu tun braucht (z. B. mit einer Arbeit fertig sein) oder nichts mehr tun kann (vgl.: ich bin ganz „fertig"). — Auch bereit, d. h. zum „Reiten" gerüstet sein, hat seinen Sinn erweitert, ebenso rüstig (= zum Kampf gerüstet), hurtig (von mhd. hurt = Lanzenstoß, also: tüchtig zum Angriff, matt (eigentl. „tot" = Schachspielausdruck) und garstig (= widerwärtig, urspr. nur auf verdorbene, ranzige Speisen bezogen). — Auffallend ist auch die Sinnverallgemeinerung des jetzt vielgebrauchten ein bißchen (d. h. ein kleiner Bissen). Man sagt jetzt nicht nur ein bißchen Brot oder Fleisch, wo also wirklich „gebissen" wird, sondern auch: ein bißchen

Wasser oder Wein, ja sogar: ein bißchen schlafen, spielen oder ausgehen, wo eigentlich vom „Beißen“ nicht mehr die Rede sein kann.

Endlich sei noch auf die Bedeutungserweiterung einiger **Umstandswörter** hingewiesen, die zugleich eine Abschwächung erfahren haben (vgl. auch S. 49 f.). Ungefähr, eigentlich „ohne Gefahr“, dann „ohne Absicht“, ist jetzt soviel wie „beinahe“, „fast“. Auch fast hat dieselbe Wandlung durchgemacht. Luther gebrauchte dies Wort, das mit „fest“ verwandt ist, noch in der Bedeutung „sehr“: jetzt ist es gleichbedeutend mit „ziemlich“ oder „beinahe“. Sehr, das wörtlich „schmerzlich“ heißt (vgl. versehren, unversehrt = unverletzt), ist heute das allergebräuchlichste Verstärkungswort. Ganz ähnlich ist die Bedeutungswandlung von wenig, das mit „weinen“ verwandt ist, also eigentlich „beweinenswert“ heißt, jetzt aber die ganz farblose Bedeutung „in geringer Zahl“ oder „in geringem Maße“ angenommen hat.

8. Änderung des Bedeutungswertes.

Auch unter den Wörtern gibt es Standesunterschiede. „Mund“ ist sicher vornehmer als Maul oder Schnauze oder Schnabel. Aber es geht mit dem Rang und Stand der Wörter genau so wie mit dem der Menschen: manche Wörter, die früher vornehm und edel waren, sind im Laufe der Zeit arg heruntergekommen; andre wiederum, die vormals wenig geachtet wurden oder als unfein galten, sind emporgekommen, so daß sie sich jetzt in der besten Gesellschaft bewegen. Dabei spielen Geschmack und Mode eine wesentliche Rolle.

Werterniedrigung. Jean Paul sagt einmal im „Siebenkäs“ (Kap. 10): „Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Säfte an wie Zucker, der dreißig Jahre in Magazinen gelegen!“ Ein Blick in das Leben der Wörter bestätigt dies Urteil hundertfach. Betrachten wir zunächst einige **Personenbezeichnungen**! — Pfaffe war früher eine genau so ehrenvolle Benennung wie heute „Geistlicher“, „Pfarrer“ oder „Pastor“; jetzt hat es einen spöttischen, verächtlichen Sinn. — Der Titel Schulmeister, urspr. ebenso ernsthaft gebraucht wie jetzt Tischlermeister, Postmeister oder Bürgermeister, ist nachgerade so verpönt, daß seine Verwendung für Lehrer sogar gerichtlich verfolgt worden ist, nachdem Amtsbezeichnungen wie Lehrer, Oberlehrer, Studienrat und Direktor (eigentlich dasselbe wie „Schulmeister“) aufgekommen sind. — Gegen die vormals ganz harmlose Bezeichnung Schuster hat der süddeutsche „Schuhmacher“-Verband vor einigen Jahren entrüstet

Verwahrung eingelegt. Man ist doch kein „Pflickschuster"! — Ein Mensch in abhängiger Stellung oder mit unterwürfiger Gesinnung ist ein Knecht; vor Zeiten bedeutete das Wort „Krieger", „Ritter" (vgl. Landsknecht, eigentlich Lanzenknecht, und engl. knight). — Als Schalk (früher = ritterlicher Diener, vgl. Marschall aus Marschalk) bezeichnen wir jetzt einen bösen, tückischen oder doch wenigstens neckischen Menschen. — Die Magd ist von Haus aus nichts anderes als eine Maid, ein Mädchen; wird doch in dem alten Volksliede sogar Maria, die Gottesmutter, als „die reine Magd" besungen! — Noch mehr als Magd sind die Wörter Dirne (früher: junges Mädchen) und Buhle (früher: Geliebte(r); Goethe: „dem sterbend seine Buhle ...") an Ansehen gesunken. — Kerl bedeutete einstmals nichts anderes als Mann (vgl. Karl). — Tölpel, eigentlich „Dörfler", Dorfbewohner, hat ebenfalls von Haus aus keinen verächtlichen Sinn.

Auch **Tiernamen** können im Werte sinken. Unter Klepper verstand man bis ins 18. Jahrhundert jedes, auch das wertvollste, Reisepferd. Mähre nannte man urspr. ein weibliches Pferd (jetzt: Stute). Auch Uhland denkt noch nicht an wertlose Gäule, wenn er sagt: „Fast mußte der Reiter die Mähre tragen."

Manche Ausdrücke, die früher auch oder nur auf Menschen bezogen wurden, pflegt man heutzutage nur noch von Tieren zu gebrauchen. Die Ritter priesen gern das zarte Fell ihrer Damen; jetzt muß man bekanntlich „Teint" sagen, mindestens aber „Haut". — Maul ist noch bei Luther dasselbe wie jetzt „Mund" („Man muß den Leuten aufs Maul sehen"). — Und wenn derselbe Luther vom Fressen und Saufen der Menschen spricht, so wurden die Ausdrücke damals nicht als so derb wie heute empfunden. — Futter bedeutete urspr. einfach „Nahrung" (so noch heute das engl. food). — Selbst Aas (ow. mit „essen") hatte zuerst die harmlose Bedeutung von „Speise". —

Gemischte Beispiele. Auch folgende Hauptwörter haben eine Wertverschlechterung erlebt: Gift (eigentl. Gabe, vgl. Mitgift, Giftbude = Wirtshaus am Strande in Nordseebädern, wo Erfrischungen „gegeben" werden), List (ow. mit „lernen", also eigentl. Gelerntes, Klugheit, ohne üblen Nebensinn), Schimpf (urspr. harmloser Scherz, vgl. das mittelalterliche Unterhaltungsbuch „Schimpf und Ernst" von Pauli, ferner den Ausdruck in der Schweiz „jemandem einen Schimpf machen" = Schabernack treiben), Hochmut (hohe, edle Gesinnung; vgl. „hochgemut"; jetzt „kommt Hochmut vor dem Fall"), Dünkel (Bedünken, Meinung), Wahn (jede Vermutung), Wucher (was einem als Geldertrag „erwächst", zunächst ohne

daß ungebührlich hohe Zinsen genommen werden; harmlos noch in der Wendung „mit seinem Pfunde wuchern"), Schafott (urspr. jedes Baugerüst).

Wir führen noch einige Eigenschafts- und Zeitwörter an, deren Bedeutung sich nach der „gewöhnlichen" (urspr. = gewohnheitsgemäß) oder „gemeinen" (urspr. = allgemein) oder „schlechten" (urspr. dasselbe wie „schlicht") Seite hin entwickelt hat. Unter einem kecken Burschen verstand man früher einen lebhaften, muntern Menschen; die Grundbedeutung von keck ist noch in den verwandten Wörtern Quecksilber, Quickborn, Quecke und erquicken zu erkennen. Auch ein frecher Mensch war früher nichts weniger als tadelnswert; denn „frech" war gleichbedeutend mit „kampfluſtig", „mutig". Und wenn man jemanden albern oder einfältig nannte, so war das ein hohes Lob; denn er wurde damit als „ganz wahr" (alwaere) und als ein Mensch bezeichnet, der nicht in vielen „Falten" allerlei zu verbergen hat, also aufrichtig und harmlos ist. Man kann freilich auch allzu vertrauensselig sein und ein „Einfaltspinsel" werden. In der Übertreibung wirkt eben alles unvorteilhaft, selbst ein naives Benehmen (von lat. nativus = angeboren, natürlich, kindlich). — Wer jemandem etwas weismachte, hatte nicht die Absicht, ihn mit Worten irrezuführen; er wollte ihn „wissend" machen, ihn in bester Absicht belehren. Ebensowenig war es in alter Zeit eine feindselige Handlung, jemanden heimzusuchen; man suchte jemanden in seinem Heim auf, man besuchte ihn, vielleicht um ihm eine angenehme Nachricht oder Geschenke zu bringen. Und wenn einem solchen Besucher dann wieder heimgeleuchtet wurde, so war das in einer Zeit, wo es noch keine Straßenbeleuchtung gab, nur eine Pflicht der Höflichkeit.

Besondere Beachtung verdienen in diesem Zusammenhang die **Anredewörter.** Das Bestreben der Menschen, einander im Gebrauch höflicher, ehrender Anredewörter zu überbieten, führt immer wieder dazu, daß bisher ehrenvolle Bezeichnungen bei längerem Gebrauch an Wert einbüßen und durch neue Anredeweisen abgelöst werden.

Herr (aus ahd. hêr, nhd. hehr = grau, alt: heriro, herro) bedeutet urspr. der Ältere, Ehrwürdigere, Vornehmere und war im Mittelalter Standesbezeichnung für alle Freien, die Dienstmannen unter sich hatten (vgl. noch heute: herrschen, Herrenhaus und Junker = Junghherr, auch „Herr Gott"), ferner für höhere Geistliche (Bischöfe, Äbte), endlich in den bürgerlichen Kreisen für Mitglieder des Rates (vgl. Ratsherr). Im Ritterstand war der Titel „Herr" allgemein üblich (Herr Walter v. d. Vogelweide, Herr Wolfram v. Eschenbach). Nicht das „von" bezeichnete damals

den Adel, sondern das „Herr". Allmählich ging aber diese Anrede als gesellschaftliche Höflichkeitsbezeichnung auf die an Bildung dem Adel gleichstehenden bürgerlichen Kreise über und drang schließlich in immer niedrigere Bevölkerungsschichten, so daß heutzutage der schlichteste Mann unsres Volkes mit „Herr" angeredet wird. (Vgl. die ähnliche Entwicklung von sieur aus lat. senior [mon-sieur und mon-seigneur] im Französischen.)

Frau ist die weibliche Form zu frô (= Herr, vgl. Frondienst), bedeutet also Herrin, Gebieterin und war einst ehrende Bezeichnung für weibliche (verheiratete und unverheiratete) Personen adligen Standes. Diese alte Bedeutung liegt noch vor, wenn von der Jungfrau Maria als „unsrer lieben Frau" oder von der Liebfrauenkirche gesprochen wird. Auch Dienstboten reden in manchen Gegenden heute noch von ihrer „Frau" im Sinne von „Herrin". Als ehrende Bezeichnung dient das Wort ferner neuerdings in Anreden wie „Frau Oberin", „Frau Direktorin", also für weibliche Personen in leitenden Stellungen. Im übrigen aber verstehen wir unter einer Frau heute jedes beliebige verheiratete weibliche Wesen, wofür man im Mhd. wip (Weib) sagte, ein Wort, dessen Wert im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls gesunken ist, sich aber neuerdings, besonders in der Dichtersprache, wieder zu heben beginnt. An die Stelle von „Frau" ist in der Anrede „gnädige Frau", in der 3. Person „Dame" getreten (frz. Lehnwort, aus lat. domina = Herrin). „Frau" ist heute viel tiefer gesunken als „Herr", so daß es, allein gebraucht, geradezu etwas Verletzendes haben kann. Man spricht von einer Scheuerfrau, einer Arbeitsfrau, aber nicht von einem Arbeitsherrn (Arbeitsmann!). Daß „Frau" schneller entwertet wurde als „Herr", ist leicht erklärlich; gerade gegenüber dem weiblichen Geschlecht suchte man, um ihm zu schmeicheln, nach immer neuen Höflichkeitsbezeichnungen.

Die Anrede Fräulein war urspr. ebenfalls ein Vorrecht weiblicher (unverheirateter) Personen adligen Standes. Daher läßt noch Goethe im „Faust" das Bürgermädchen Gretchen diese Bezeichnung als ihm nicht zukommend zurückweisen („Bin weder Fräulein ..."). Jetzt ist diese Bezeichnung so weit entwertet, daß man von einem Kinderfräulein oder von einem Ladenfräulein spricht. Redet man ein weibliches Wesen kurzweg mit „Fräulein" an, so gibt man zu erkennen, daß man ein Mädchen in dienender Stellung vor sich zu haben glaubt. Andernfalls muß man sagen: Gnädiges, gnädigstes oder allergnädigstes Fräulein. — Noch im vorigen Jahrhundert gebrauchte man statt „Fräulein" auch die Anrede „Jungfrau" oder „Jungfer"; aber auch dies Wort hat mehr an Wert eingebüßt

als das entsprechende männliche „Junker". — Die eine Zeitlang beliebten Anredewörter Madame und Mamsell (aus frz. madame und mademoiselle) sind ebenfalls sehr gesunken und werden kaum noch gebraucht.

Den starken Wechsel der Mode auf diesem Gebiete haben auch die Anredefürwörter erfahren. Die deutschen Könige und Fürsten nannten sich Wir (Majestätsplural) und wurden in älterer Zeit mit Ihr angeredet. Die Anrede „Ihr" dehnte sich aber allmählich auf alle Personen adligen Standes aus und hatte schließlich etwa dieselbe Verbreitung wie das heutige „Sie", während man sich im übrigen duzte. Nachdem nun das „Ihr" immer mehr entwertet worden war, trat er (sie) an seine Stelle. Aber im 18. Jahrh. war auch diese Anrede bereits wieder etwas so Gewöhnliches geworden, daß man sie nur noch gegenüber Personen niedrigen Standes anwendete (so zur Zeit Friedrichs d. Großen; man beachte auch den Gebrauch des „er" in Lessings „Minna von Barnhelm"). Daher griff man nun zu der Mehrzahlform sie (geschrieben: Sie) und sagte: Wollen Sie so gütig sein usw. Heute ist auch „Sie" schon längst entwertet; jeder Geringste wird auf diese Weise angeredet. Und da man alle Fürwörter sozusagen aufgebraucht hat — man hat es mit duzen, ihrzen, erzen und siezen versucht —, so sind in der Bedientensprache grammatische Ungeheuerlichkeiten gebräuchlich geworden wie: Was befehlen der Herr Rat? Wen wünschen gnädiges Fräulein zu sprechen?

Werterhöhung. Eine Veredelung des Wortsinnes ist naturgemäß weit seltener als die umgekehrte sprachliche Erscheinung. Marschall bedeutet von Haus aus „Pferdeknecht"; jetzt bezeichnet das Wort sehr hohe Ämter wie das des Hofmarschalls oder des Feldmarschalls. Der Minister, eigentlich „Diener", ist zum höchsten Staatsbeamten geworden. Ein Recke (vw. mit „Rache" = Verfolgung und engl. wretch = unglücklich) war in alter Zeit ein „Verbannter" oder „Verfolgter". — Unter einem Dom („Haus", von lat. domus) verstehen wir jetzt eine große, prunkvolle Kirche. — Mut bedeutete noch zu Luthers Zeiten nichts andres als Gesinnung, Sinn, jetzt jedoch: beherzter Sinn. Demut, eigentlich = Dienergesinnung, wird längst als eine lobenswerte Eigenschaft angesehen. Fromm, urspr. gleichbedeutend mit brauchbar, tüchtig (vgl.: ein frommes Pferd; es frommt = es nützt), ist nach der religiösen Bedeutung hin veredelt worden.

Manche Wörter zeigen wenigstens in gewissen Zusammenhängen oder in bestimmten Wendungen eine Verschiebung der Bedeutung nach der guten Seite hin, z. B.: von etwas her sein — von Familie sein — ein Mann von Geist, von Charakter — er hat einen Ruf, hat sich einen

Namen gemacht — das ist keine Art — das Kind ist artig (d. h. gut geartet) — Maß halten — maßvoll u. a. m.

Wertstufen. Die Veränderungen im Gefühlswert der Wörter führen dazu, daß für die Bezeichnung mancher Begriffe sich in der Sprache Wertstufen herausbilden, die durch verschiedene Wörter oder auch durch verschiedene Formen desselben Wortes (Wortspaltungen) ausgedrückt werden. Bisweilen lassen sich drei Stufen unterscheiden; dann gehört das auf der obersten Stufe stehende Wort vorzugsweise der gehobenen Sprache der Dichter und Redner, das auf der Mittelstufe stehende der Alltagssprache und das auf der untersten Stufe stehende der niederen, unfeinen Ausdrucksweise an. Einige Beispiele sind: Aar — Adler, Roß — Pferd — Gaul, Born — Brunnen, Quell — Quelle, Lenz — Frühling, Lande — Länder, Bande — Bänder, Gemach — Zimmer — Bude, Mannen — Männer — Kerle, Gattin — Frau — Weib, Maid — Mädchen — Magd, Minne — Liebe, Haupt — Kopf — Deß (aus frz. tête), Mund — Maul — Fresse, Zähre — Träne, Odem — Atem, trinken — saufen, speisen — essen — futtern, duften — riechen — stinken, verscheiden — sterben — verrecken, zerbrochen — entzwei — kaputt, bekommen — kriegen, licht — hell.

Wenn es für denselben Begriff einen deutschen und einen fremden Ausdruck gibt, so gilt das Fremdwort nur selten als vornehmer (nobler) wie z. B. bei Hotel — Gasthaus, Diner — Mittagessen, Souper — Abendessen; in der Regel ist das Sprachgefühl gesund genug, das fremde Wort als gewöhnlicher (ordinärer) zu empfinden. Man vergleiche: Freude — Plaisir, Vergnügen — Amüsement, Spaß oder Scherz — Jux (lat. iocus), Mut — Courage, Verzeihung — Pardon, edle Leidenschaft — noble Passion, Gefährte — Kumpan, Dichter — Poet, Fräulein — Mamsell, Volk — Pöbel, Stellung oder Haltung — Positur, zuverlässig — reell, dunkel — obskur. Hunde apportieren, Menschen bringen etwas. Auch „Kusch dich!“ (frz.) oder „Down!“ (engl.) sagt man nur zum Vierfüßler; Menschen würde man auffordern, sich hinzulegen oder Platz zu nehmen.

Endlich mag in diesem Zusammenhange noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß viele unsrer **Schimpfwörter** durch Werterniedrigung andrer Wörter oder auch durch Abschwächung von Derbheiten entstanden sind. Luder bedeutet eigentlich Lockspeise (mhd. luoder). Kerl ist nur eine Spaltform von Karl (= Mann). Memme heißt urspr. „Mutterbrust“ und bezeichnete dann einen Feigling, der sich von der Mutter beschützen läßt. Wicht bedeutet von Haus aus: unbedeutendes Ding (vgl. Wichtelmann, ferner „nicht“ aus ni wiht, d. h. nicht das geringste); jetzt

verstehen wir unter einem Wicht einen kleinen, dabei aber tückischen Menschen (vgl. auch Bösewicht). Tropf ist ein Spaltwort zu Tropfen und bezeichnet demgemäß einen kleinen, unbedeutenden Menschen. Lump, Lumperei, lumpig sind von Lumpen (wertloses Stück Tuch) abgeleitet, ähnlich Laffe, Lappe, läppisch, Lappalie von „Lappen" (vgl. „Waschlappen"). Abgeschwächt ist die Derbheit bei den harmloseren Bezeichnungen Racker (eigentlich: Schinder, Henker), Range (urspr. Mutterschwein) und Balg (die abstreifbare Tierhaut).

9. Verstärkung und Abschwächung des Wortsinnes.

Übertreibung (Hyperbel). Wenn Schiller im Taucher sagt: „Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt", so ist das eine der beliebten Übertreibungen, deren sich Dichter und Redner bedienen, um durch ihre Worte nachdrücklich zu wirken. Aber auch die Umgangssprache kennt zahlreiche derartige übertreibende Wörter und Wendungen, die infolge ihres häufigen Gebrauchs in der Regel gar nicht mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung empfunden werden.

Wir sprechen von einem himmelweiten Unterschied, von einem himmellangen oder doch wenigstens baumlangen Menschen, vor dem einem himmelangst wird, so daß man sich höllisch fürchtet und vor Schreck halbtot ist. Einandermal freuen wir uns fabelhaft, riesig, ungeheuer, entsetzlich oder kolossal und finden etwas himmlisch oder allerliebst, ja sogar furchtbar schön oder schrecklich nett. Wird unsre Geduld durch eine Verzögerung von vielleicht nur zwei Minuten auf die geringste Probe gestellt, so behaupten wir, schon eine halbe Stunde oder gar eine Ewigkeit gewartet zu haben, und erzählen hernach entrüstet: „Er ließ mich ewig und drei Tage warten." Wenn wir eine Aussage zum zweiten- oder drittenmal wiederholen müssen, so versichern wir, es schon hundertmal oder tausendmal gesagt zu haben. Wer behauptet, jemand habe ihn gewiß vergessen, meint in der Regel nur, daß dies vielleicht, möglicherweise der Fall sei. „Der Schuh wird wohl passen" sollte man eigentlich nur sagen, wenn er gut und nicht nur einigermaßen paßt. Jemandem gern einen Gefallen tun, heißt wörtlich: es „begierig" tun. Mit starker Übertreibung sagen wir, daß es in Strömen regne, oder sprechen von einem „Strom von Tränen". — Auch die Witzblätter bedienen sich gelegentlich der Hyperbel, um ihre Leser zu erheitern; da finden wir z. B. die Geschichte von dem Feldwebel, der einen Rekruten mit einem offenen Knopfloch anschnauzt: „Kommt der Kerl halbnackt zum Dienst!"

In allen bisher genannten Beispielen handelte es sich um Übertreibungen im engern Sinne, d. h. um vergrößernde Übertreibungen, die zu viel sagen; die Sprache kennt aber auch verkleinernde Übertreibungen, die darin bestehen, daß zu wenig gesagt wird. Wir laden jemanden vielleicht zu einem Löffel Suppe, zu einer Tasse Tee oder zu einem Glase Wein ein. Das klingt bescheiden, ist aber im Grunde ein Ausfluß unsrer Eitelkeit. — Ein Barbier, dessen Stube bereits mit wartenden Kunden dicht besetzt ist, begrüßt einen Eintretenden mit den tröstlichen Worten: „Es dauert nur einen Augenblick!“ (oder noch feiner: einen Moment). — Ein Redner, der seine Zuhörer schon gar zu lange in Anspruch genommen hat, bittet, nur noch zwei Worte sagen zu dürfen, und spricht dann vielleicht noch zehn Minuten. — Wir behaupten, jemand könne nicht bis drei zählen, oder lassen jemanden seine Siebensachen packen, auch wenn es vielleicht 70 sind. Und welche ungeheure Übertreibung ist es zu sagen, eine Festung sei mit einer Handvoll Soldaten überrumpelt worden!

Hervorhebung durch Verneinung. Wem eine Suppe nicht übel schmeckt, der will damit meistens sagen, daß sie ihm vortrefflich munde; wer „nicht übel Lust“ hat, der hat große Lust. — „Du bist wohl nicht ganz klug“ pflegt man zu einem zu sagen, den man für sehr töricht hält. — „Das ist nicht von Pappe“ soll heißen: das ist etwas Ordentliches, Festes, sehr Haltbares. — „Ich mag dich leiden“ bedeutet eigentlich nur „Ich kann dich ertragen“, soll aber heißen: du bist mir lieb und wert.

Hervorhebung durch gegenteiligen Ausdruck (Ironie). „Das ist ja eine saubere Geschichte“, sagt jemand spöttisch (ironisch), um hervorzuheben, daß es sich um eine besonders schmutzige Angelegenheit handelt. Andere ironische Wendungen sind: eine schöne Bescherung, ein nettes Pflänzchen, du bist mir der rechte, ein gelungener Mensch, ein Hauptkerl, er wird davon sehr erbaut sein, ich danke (in abweisendem Sinne), meine Wenigkeit.

Abschwächung durch Verhüllung oder Beschönigung (Euphemismus). Bei der Erwähnung unangenehmer Dinge greift man, mit Rücksicht auf die eigenen Gefühle und auf die des Hörers, gern zu einem unklaren, dunkeln, verschleiernden und verhüllenden, ja geradezu zu einem beschönigenden Ausdruck. Der Schonung des Ehrgefühls dient z. B. die Wendung „lange Finger machen“ für „stehlen“; aus Scham und Anstandsgefühl glaubt mancher, die Beinkleider „Unaussprechliche“

nennen zu müssen. Besonders reich ist unsre Muttersprache an Ausdrücken, die das Schreckliche des Sterbens mildern wollen. Das Wort Tod wird durch „Heimgang", „Ableben", „Auflösung" umschrieben; von einem Verstorbenen sagt man: er ist dahin, ist hinübergegangen, ist eingeschlafen, ist entschlummert, ist verschieden, ist heimgegangen, er ist erlöst, ist abberufen oder heimberufen worden, er hat das Zeitliche gesegnet, hat ausausgelitten, ausgerungen, hat den Geist aufgegeben, hat die Seele ausgehaucht. — Endlich sei noch an einige Umschreibungen erinnert, die abergläubischen Vorstellungen ihren Ursprung verdanken. Um den Teufel nicht an die Wand zu malen, sprach man von ihm als von dem Gottseibeiuns, dem Bösen, dem Schwarzen oder dem Versucher; verbreitet ist noch der Ausruf „Pfui Deibel!" (weiter entstellt: Pfui Deiker!). Um das heilige Sakrament nicht zu entweihen, gebrauchte man als Bekräftigungswörter: Sackerment, Sapperment oder Sackerlot! Entstellungen des Namens Jesu stecken in „Jemine" (Jesu domine), „Herrje" (Herr Jesus) und „Anno Tobak" (anno domini). Um das Verbot des „Fluchens" zu umgehen, sagte man „Verflixt!" statt „Verflucht!" —

10. Bedeutungsübertragung.

Wesen und Arten der Bedeutungsübertragung. Wer von den „Zähnen" eines Rades, von der „Zunge" einer Wage, von dem „Rücken" eines Berges, von einem Stuhl„bein" und einer Glüh„birne" spricht, oder wer einen Menschen einen „Fuchs" nennt, tut dies auf Grund eines Vergleichs, den er selbst oder ein anderer vor ihm zwischen den genannten Dingen einerseits und menschlichen Körperteilen oder andern Gegenständen anderseits angestellt hat. Eine auf diese Weise entstandene Änderung des Wortsinns pflegt man Übertragung oder Metapher zu nennen.

Es handelt sich in solchen Fällen immer um bildliche Ausdrucksweise, die aus einem Spiel der Einbildungskraft hervorgeht. Daher sind die Verbildlichungen unendlich häufig in der Sprache der Dichter. Diese sprechen von dem glühenden Pfeil der Sonne, von dem Lächeln des Sees, von der Jugend Pfad, von dem schweigenden Walde, von einem grünenden, aber auch von einem steinernen Herzen. — Nicht von solchen sogenannten Schmuckmetaphern soll hier die Rede sein, wie sie von Dichtern und Rednern für einen bestimmten Fall immer neu geprägt werden, und wie sie jeder einzelne Mensch, der selbständig denkt und empfindet, immer aufs neue schafft und gestaltet, sondern wir haben es

hier auf die sogenannten Gebrauchsmetaphern abgesehen, die in der Umgangssprache von jedermann angewendet werden, die nicht nur Gelegenheitsschöpfungen sind, um nach vorübergehendem Gebrauch wieder zu zerfließen, sondern die gewissermaßen erstarrt sind.

Unsre Muttersprache ist überreich an Metaphern, die zum Allgemeingut geworden sind. Liegt es auch in der menschlichen Natur tief begründet, neu auftretende Vorstellungen mit alten zu vergleichen, so ist doch die Beobachtungsgabe und Einbildungskraft unsres Volkes erstaunlich. Zwischen Gegenständen und Vorgängen, die auf den ersten Blick gar nichts miteinander gemein zu haben scheinen, hat man Ähnlichkeiten und Beziehungen entdeckt und durch entsprechende Benennungen zum Ausdruck gebracht. Was hat z. B. nicht alles einen Arm? Der Lehnstuhl, der Wandleuchter, die Schere, der Zirkel, der Hebel, die Wage, das Hufeisen, der Wegweiser, der Fluß! Einen Fuß oder Füße haben Tisch, Bett, Lampe, Schrank und Bank, Hügel, Berg, Gebirge. Und nicht etwa nur in solchen Fällen, wo es an Bezeichnungen mangelte, hat man zu Verbildlichungen gegriffen, sondern auch da, wo gar kein sprachliches Bedürfnis vorzuliegen schien, hat man den gewöhnlichen Ausdrücken noch bildliche beigesellt und diesen im Laufe der Zeit sogar den Vorzug gegeben. Die Bedeutungsübertragung darf also nicht als ein Ausfluß sprachlicher Armut und als eine Verlegenheitshandlung angesehen werden; in Wahrheit bedeutet sie einen unschätzbaren Reichtum unsrer Muttersprache. Besonders beliebt sind Vergleiche unbelebter Dinge mit lebenden Wesen, so daß toten Gegenständen Geist und Leben eingehaucht wird. So verleihen die zahllosen Metaphern unsrer Muttersprache eine sinnenfrohe Anschaulichkeit, eine Lebensfrische und Jugendlichkeit, einen dichterischen Schimmer, wie man alles das bei Sprachen andrer Völker kaum in dem Maße wiederfindet.

In sehr vielen Fällen ist die **Ähnlichkeit der äußeren Gestalt** für die Bedeutungsübertragung zum Anlaß geworden. Gern bedienen wir uns der Namen von Körperteilen zur Bezeichnung von Gegenständen ähnlicher Gestalt. Einen Kopf bilden die Salat- und Kohlpflanzen, Augen hat eine keimende Pflanze, auch sprechen wir von Fettaugen, Pfauenaugen (Schmetterlingsart) und Ochsenaugen (südd. für gebratene oder Spiegeleier). Der Bergvorsprung wird für unsre Einbildungskraft zur Nase, eine schmale, kleine Halbinsel zur Landzunge; auch Pfeifen und Weichen haben Zungen. Ein Buch kann Eselsohren haben, und an der Nadel bemerken wir ein Öhr. Der Schlüssel trägt einen Bart,

einen größeren die „Barte“ (= Beil, vgl. Hellebarde = Helmbarte). Jeder Winkel hat zwei Scheitel. Ein spitzes Werkzeug nennen wir Nagel.

Umgekehrt sind manche Körperteile nach ähnlich geformten Gegenständen benannt worden: die Linse im Auge, die Mandeln im Rachen, das Zäpfchen am Gaumen, der Ballen am Fuß, der Brustkorb und das Trommelfell (im Ohr). Auch das Wort Kopf als Bezeichnung des hervorragendsten Körperteils ist auf diese Weise erst entstanden; die ursprüngliche Bedeutung lebt in Wörtern wie Tassen- oder Pfeifenkopf.

Die ältesten Maßbezeichnungen sind von Namen gewisser Körperteile hergenommen, z. B. Fuß (oder „Schuh“; in diesem Falle also von einem Bekleidungsstück), Elle (eigentlich: Unterarm, vgl. Ellenbogen), Spanne (ausgespannte Hand vom Ende des Daumens bis zur Spitze des kleinen Fingers) und Klafter (Abstand der Enden beider ausgestreckten Arme).

Auch Tierbezeichnungen sind gelegentlich übertragen worden, sei es auf Menschen oder Sachen oder auch auf andere Tiere. Dabei waren neben der Ähnlichkeit der äußeren Gestalt auch wohl Übereinstimmung in Farbe und Eigenschaften ausschlaggebend. Ein Fuchs ist nicht nur der Reineke des Waldes, sondern auch ein rothaariger oder ein listiger Mensch, ein Pferd von entsprechender Färbung oder gar ein Goldstück („Goldfuchs“). Ein seltsamer Mensch wird als Kauz bezeichnet wie der unheimliche Nachtvogel, ein Schelm oder Narr als Gauch (= Kuckuck), ein mürrischer Gesell als Brummbär, ein halberwachsenes Mädchen als Backfisch (kleine Fische werden in der Pfanne gebacken). — Nennen wir jemanden ruppig, so liegt der Vergleich mit einem „gerupften“ Vogel zugrunde. Unschwer erklären sich auch die in diesen Zusammenhang gehörigen Zeitwort-Metaphern nachäffen, büffeln oder ochsen (verständnislose Einprägung von Wissen), schwärmen (Bienenschwarm) und das allbekannte hamstern. Einen Hahn finden wir auch am Faß oder am Gewehr, in noch deutlicher nachgebildeter Gestalt aber auf dem Dach als Wetterhahn oder als Turmhahn, wie ihn Mörike so unübertrefflich besungen hat. Zum Verladen schwerer Gegenstände oder zum Abzapfen von Flüssigkeiten benutzen wir einen Kran, dessen Ähnlichkeit mit einem „Kran“ichhals uns wohl kaum noch zum Bewußtsein kommt. — Nach dem Raben ist der Rappe genannt. Daß dabei nur an die schwarze Farbe gedacht ist, erkennt man auch aus der Redensart „auf Schusters Rappen“, d. h. in (schwarzen) Stiefeln, zu Fuß reisen.

Ebenso können Sachnamen auf andere Gegenstände übergehen. Der Blumenname Tulpe bezeichnet auch ein ähnlich gestaltetes Bierglas.

Umgekehrt ist Kelch ursprünglich ein Trinkgefäß (lat. calix) und dann zur Benennung eines Blütenteils geworden, und Nelke (südd. Nägele) ist aus „Nagel" entstanden. — Kanonen, mit denen man nicht schießen kann, sind die großen Stulpenstiefel der Studenten in Wichs und die Kanonenöfen. Trommeln, die nicht zum Lärmschlagen dienen, sind die Kaffeetrommel (zum Rösten), die Botanisiertrommel und andere. Eine Pfeife, die mit dem Blasinstrument nur das Rohr gemeinsam hat, ist die Tabakpfeife. Schiffe gibt es auch im Küchenherd, in Brauereien (Kühlschiff), Webereien (Weberschiffchen) und in der Kirche. Flügel im wörtlichen Sinn haben nur Wesen, die „fliegen" können; bildlich aber wird das Wort gebraucht von Windmühlenflügeln und flügelförmigen Klavieren. — Netz bedeutet „Gestricktes", „Genähtes", z. B. Fischnetz; wir reden aber auch von einem Netz von Straßen, Eisenbahnen und Kanälen. — Eine Fundgrube für Metaphern ist der Bäckerladen; da gibt es Hörnchen, Stollen (längliches Kuchenbrot, eigentlich „Pfosten"), Krapfen oder Kräppel (eine Art Pfannkuchen, eigentl. „Haken"), Kringel (Gebäck in gewundener Gestalt, zu nd. Kring = Kreis), Waffeln (Ähnlichkeit mit Honig„waben"), Mohrenköpfe und sogar Schillerlocken.

Neben gewissen Übereinstimmungen in der Gestalt kann auch eine **Ähnlichkeit im Lageverhältnis** der verglichenen Gegenstände Bedeutungsübertragung bewirken. So sprechen wir vom Kopf eines Berges oder von einem Brücken-, Säulen-, Nadel-, Nagel- und Mohnkopf, wenn wir die oberen Teile dieser Gegenstände meinen; vom Hals und Bauch einer Flasche, vom Rücken eines Berges, Messers, Buches oder der Zunge, von der Sohle des Tales oder des Schachtes, vom Saum des Waldes und der Wolken, von einem Krankheitsherd, von einem Betthimmel und von einem Heeres-, Gebäude-, Hauben- oder Lungenflügel.

Übertragungen von Raumanschauungen auf Zeitverhältnisse sind für unser Sprachgefühl etwas ganz Selbstverständliches; denn wir vermögen uns das Zeitliche kaum anders als mit Hilfe des Räumlichen vorzustellen. So bilden wir Zusammensetzungen wie Zeitraum, Zeitpunkt, Zeitspanne, Zeitabschnitt und reden von kurzer und langer Zeit. Hierher gehören ferner alle Verbindungen mit ... mal und ... mals, z. B. einmal, dazumal, jedesmal, damals, jemals, niemals; denn ein Mal ist von Haus aus nur etwas Räumliches, etwa dasselbe wie der Punkt (vgl. ein Mal am Körper, ins Mal treffen, Malzeichen, Denkmal, Schandmal, malen). Auch auf andere als zeitliche Begriffe werden Raumanschau-

ungen übertragen. Man spricht von einer hohen Summe, Stimme oder Ehre und von hohen Zielen, von einer tiefen Stimme oder Stille und von tiefem Wissen, Schmerz oder Ernst; Temperatur, Preise, Wertpapiere, Ansehen, Mut und unzählige andere unräumliche Begriffe können steigen oder sinken (fallen): eine Frage wird angeschnitten; Untersuchungen oder Verhandlungen schweben.

Daß auch fast sämtliche **Verhältniswörter** ursprünglich nur räumliche Bedeutung gehabt haben, wird von unserm Sprachgefühl nicht mehr empfunden; alle diese Wörtchen werden von uns fortwährend auf unzählige andere Verhältnisse bildlich übertragen. Nur durch einige Beispiele mag an diese Tatsache erinnert werden: an die Tür klopfen — am Abend, an etwas denken, glauben; auf den Tisch stellen — auf einige Stunden, auf Befehl, auf etwas hoffen; aus dem Walde kommen — aus Ehrfurcht, aus Angst; bei dem Hause — bei Nacht, bei dieser Gelegenheit, bei Strafe; durch das Fenster — durch Bitten, durch Zufall; für (= vor; vor dem Tore) — für etwas danken, sich begeistern, zittern vor, schützen vor, vorgestern; gegen die Wand rennen — gegen Mitternacht, streng gegen, freundlich gegen; in die Stube treten — in Verlegenheit, in stolzem Ton, in etwas einwilligen; nach Hause gehen — Nachmittag, nach meiner Meinung, nach etwas streben, sich sehnen; über die Brücke gehen — übermorgen, sich über etwas freuen, über etwas nachdenken, reden; um die Stadt herum gehen — um 1800, sich um etwas kümmern, um jemanden trauern; unter dem Dache — unter dieser Bedingung, unter einem falschen Namen, unter dem Vorwande; von dem Felde kommen — von etwas leben, müde von der Arbeit sein, von Ansehen; zu seinem Freunde gehen — zum Beispiel, zu diesem Zweck.

Nichts Ungewöhnliches sind auch **Übertragungen von einem Sinnesgebiet auf ein anderes.** So sind folgende Ausdrücke vom Gehörssinn auf den Gesichtssinn übertragen: hell (zu „hallen"; vgl. „einhellig" und in „hellen", d. h. in lärmenden Haufen), grell (zuerst ebenfalls nur vom Gehör; vgl. gröhlen = schreien), Farbentöne, schreiende Farben, knallgelb oder -rot. — Umgekehrt hat in der Verbindung „blinder Lärm" ein Bedeutungsübergang vom Gesichtssinn auf den Gehörssinn stattgefunden. Auch schön (vw. mit scheinen) wird zuweilen in dieser Weise verwendet (z. B. schöne Klänge; auch: es schmeckt oder riecht schön). — Übertragung vom Geschmackssinn auf andre Sinne zeigen Ausdrücke wie süße Töne, süße Düfte, Ohrenschmaus, Augenweide (weiden = verzehren), vom Geruchs- auf den Gehörssinn: dumpfe Klänge

(dumpf vw. mit „Dampf", also den Geruchssinn betreffend), vom Tastsinn auf andre Sinne: rauhe Töne, weiche und harte Laute, warme und kalte Farbentöne, scharfes Gewürz, scharfer Klang, stechender, beißender Geruch, etwas sticht mir in die Augen.

Unübersehbar häufig ist die **Übertragung von Bezeichnungen für sinnlich Wahrnehmbares auf Geistiges.** Der menschliche Verstand kann sich das Nichtsinnliche, Geistige nur unter dem Bilde des sinnlich Wahrnehmbaren anschaulich und begreiflich machen. Unsre Wörter bezeichnen eben von Haus aus überhaupt nur Sinnliches (Konkretes); wenn also ein Wort jetzt auch oder nur Geistiges (Abstraktes) ausdrückt, so ist diese Bedeutung regelmäßig erst auf Grund einer Übertragung zustande gekommen. Alle im Folgenden genannten Wörter lassen noch unschwer die ursprünglich sinnliche Bedeutung erkennen, einige besitzen auch jetzt noch konkreten Sinn neben dem abstrakten: fassen, begreifen, behalten, überlegen, ermessen, erwägen, einprägen, grübeln (zu „graben"), darstellen, behaupten (eine Festung behaupten), merken (eigentlich: ein Zeichen, eine Marke machen), ausdrücken (eine Zitrone ausdrücken), erfahren (= erwandern, durch Reisen lernen); Vorstellung, Einfall, Eindruck, Angst (zu „Enge").

Endlich sei noch auf eine der häufigsten und beliebtesten Arten des Bedeutungswandels hingewiesen, die eine **Belebung des Leblosen** bezweckt. Wir sagen: die Uhr geht, der Stein fliegt durchs Fenster, der Abend kommt, die Sonne lacht, der Sturm heult, das Meer brüllt, die Tür kreischt in den Angeln, das Gewehr versagt (eigentlich: sagt mir ab, weigert sich), der Hut gehört mir (eigentlich: hört auf mich), das Fenster, das nach dem Garten sieht, das Verbrechen schreit zum Himmel. So bedienen wir uns besonders in gewählterer Ausdrucksweise unzähliger „Personifikationen", und es ist nicht zu leugnen, daß solche Metaphern viel zur Frische und Anschaulichkeit der Sprache beitragen und ein wertvoller Redeschmuck sein können. Aber man kann gerade auf diesem Gebiete leicht des Guten zuviel tun. Folgende Geschmacklosigkeiten[1]) sind nur eine kleine Probe von dem, was man fast täglich, besonders beim Zeitungslesen, auf diesem Gebiete erleben kann. Dem jungen Manne stehen ausgezeichnete Zeugnisse zur Seite — Ein weiblicher Fuß schlich ins Zimmer und löschte mit eigner Hand die Kerze aus — Der Wagen der Revolution rollt heran und fletscht die Zähne — Er stand mit einem Fuß im Zuchthause, mit dem andern nagte er am Hungertuche — Die Universitäten sind wie rohe Eier; man darf sie kaum anfassen, so

[1]) Nach Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1914.

stellen sie sich auf die Hinterfüße und wehren sich. — Man überlege sich daher allemal genau die Wortbedeutung und hüte sich vor der Sucht, sich allzu geistreich ausdrücken zu wollen, damit man vor bedenklichen Entgleisungen bewahrt bleibt.

11. Bedeutungsverschiebung.

Wesen der Bedeutungsverschiebung. Bei der zuletzt behandelten Art des Bedeutungswandels wurde der Wortsinn aus seinem ursprünglichen Kreise heraus stets auf ein ganz anderes Gebiet übertragen. Ein falscher Mensch und eine „Schlange" haben beispielsweise nichts miteinander gemein als eine gewisse Ähnlichkeit. Wenn man dagegen z. B. von einem „Frauenzimmer" spricht und mit diesem Worte nicht mehr wie ursprünglich ein Zimmer meint, das für Frauen bestimmt ist, sondern ein weibliches Wesen selbst, so ist man innerhalb desselben Vorstellungskreises geblieben; es hat bloß eine Vertauschung oder Verschiebung stattgefunden. Der Zusammenhang, auf Grund dessen die Bedeutungsverschiebung (oder Metonymie) erfolgt, kann räumlich (wie bei dem obigen Beispiel), zeitlich oder auch ursächlich sein.

Sehr gern, nicht nur bei Dichtern, sondern auch in der Umgangssprache, wird ein bezeichnender **Teil** stellvertretend für **das Ganze** gesetzt, zu dem er gehört. Um die Begabung eines Menschen hervorzuheben, nennen wir diesen vielleicht einen klugen, hellen oder feinen Kopf; es gibt freilich auch Dummköpfe, Stroh- und Schafsköpfe, ferner Dickköpfe, Kindsköpfe, Kahlköpfe und Lockenköpfe. Wir kennen graue, bemooste und gekrönte Häupter. Der Geizige wird uns zum Geizhals oder Geizkragen (Kragen bedeutete früher „Hals", vgl. es geht ihm an den Kragen). Andere Personenbezeichnungen, die nur einen Körperteil angeben, sind: Rotbart, Weißbart, Dummbart; Großmaul, Leichtfuß, Langfinger; eine ehrliche Haut; eine treue Seele, eine Krämerseele; ein großer oder kleiner Geist, Schöngeist, Freigeist, Quälgeist. — Auch Kleidungsstücke oder sonstige auffallende Gegenstände, mit denen Personen ausgerüstet sind oder zu tun haben, werden anstatt der Personen selbst genannt. Den Matrosen nennt man wohl „Blaujacke", den Kaufmann „Pfefferjack". Ein Dienstmädchen wird uns zum „Besen", ein weibliches Wesen schlechthin zur „Schürze". Der Krüppel wird als „Stelzfuß", eine maskierte Person als „Maske" bezeichnet. Der Schläfrige wird mit der Anrede „Schlafmütze" oder „Schlafhaube" bedacht; ein roher Bursche ist ein „Flegel" (urspr. für den Bauern gebraucht, der den Flegel beim Dreschen führt)

und der Schüler, der mit dem Pennal (Federkasten) ausgerüstet ist, muß sich den verächtlichen Namen „Pennäler" gefallen lassen.

Von Ortsbezeichnungen, die hierher gehören, dienen mehrere der Benennung der menschlichen Wohnstätte. Wer ein Heim oder Wohnhaus besitzt, der hat einen eigenen „Herd" und kann Obdachlose unter sein „Dach" treten lassen, feindselige Menschen aber wird er nicht seine „Schwelle" überschreiten lassen. — Eine Eisenhütte wird als Hammer bezeichnet, weil in ihr große Hämmer zum Zurichten der Metalle verwendet werden. — Kanzel, eigentlich nur eine „Schranke" oder ein „Gitter" (lat. cancelli), bezeichnet den ganzen abgeschlossenen Predigerstand, und unter einer Kanzlei verstehen wir den gesamten Raum für Schreiber, der durch ein „Gitter" abgetrennt ist. — Ebenso werden Teilbezeichnungen von Zeitbegriffen für einen größeren Zeitraum gebraucht. Ein Mägdlein von 18 „Lenzen" ist ebensoviel Jahre alt. — Das Wort „Tag" bedeutete ursprünglich nur die helle Tageszeit, jetzt den ganzen Zeitraum von 24 Stunden; umgekehrt bezeichnete der jetzige Name für die dunkle Tageszeit, „Nacht", in alter Zeit das Ganze (so noch heute in Weihnacht, Fastnacht und in dem engl. a fortnight = 14 Tage). — Der „Sonnabend" ist eigentlich der Abend vor dem Sonntag, jetzt der ganze Tag.

Daß bisweilen der **Raum** genannt wird **anstelle derer, die sich in ihm aufhalten,** lehrte oben bereits die Entwicklung des Wortes „Frauenzimmer" (S. 58). Ebenso hat die Bedeutung von „Kapelle" sich von einer Ortsbenennung auch zur Bezeichnung der an diesem Orte Musizierenden verschoben (vgl. S. 41). — Neben „die Heide" (= waldlose Landschaft) steht „der Heide", eigentlich „der Heidebewohner", dann auch „der Ungläubige", weil das Christentum auf dem Lande später Eingang fand als in den Städten (vgl. frz. païen aus lat. paganus = Landbewohner, „Heide"). — Das Wort Bursche (zu lat. bursa = Geldbeutel; vgl. „Börse" in zweifacher Bedeutung) bezeichnete urspr. ein Haus, das von einer aus gemeinschaftlicher Kasse lebenden Gesellschaft bewohnt wurde, dann diese Genossenschaft selbst (die Burschе als Mehrzahl), und zwar besonders häufig eine studentische, und endlich auch einen einzelnen (jungen) Menschen und ist, seiner geschichtlichen Entwicklung gemäß, noch jetzt besonders in studentischen Kreisen heimisch. — Die erwähnte Art der Bedeutungsverschiebung ist übrigens etwas ganz Alltägliches; wir sagen: das ganze „Haus" (= dessen Bewohner) wurde von dem nächtlichen Lärm wach; die ganze „Stadt" war auf den Beinen; das ganze „Land" trauert; die „Schule" unternahm eine Wanderung; die „Klasse" hat bei diesem Lehrer

gern Unterricht; das Abgeordneten„haus" ist einberufen worden. Gerade dadurch, daß in solchen Wendungen anstatt der gemeinten Personen der sie alle umschließende Raum genannt wird, werden diese Personen wirksam als eine Einheit bezeichnet.

Eine ähnliche Bedeutungsvertauschung liegt vor, wenn der **Name eines Gegenstandes für die in seiner Nähe befindlichen Personen** gebraucht wird. Tafelrunde hieß der runde Tisch des sagenhaften britischen Königs Artus; sodann bezeichnete das Wort die auserwählte Ritterschar, die sich um diese runde Tafel zu versammeln pflegte; heute ist, nach Erweiterung der Bedeutung, eine Tafelrunde ganz allgemein eine Tischgesellschaft. — Die gleiche Sinnverschiebung ist erfolgt, wenn wir sagen: „der Stammtisch war vollständig versammelt", oder wenn Liedertafel als Name für Gesangvereine gebraucht wird. — Der Stab des Feldherrn war natürlich zunächst der Kommandostab, das Zeichen seiner Würde, ist aber jetzt die Umgebung des Kommandierenden. — Troß (von lat. trossa) heißt wörtlich „Gepäck" eines Heeres, wurde dann aber zur Bezeichnung der Leute, die dem Heere das Gepäck nachfuhren.

Ein andrer Bedeutungswandel, der mit den vorerwähnten sprachlichen Erscheinungen verwandt ist, besteht darin, daß **Hülle und Umhülltes vertauscht** werden. Eine „Flasche" oder noch ein „Glas" trinken bedeutet: den Inhalt dieser Gefäße trinken. „Platte" bezeichnet sowohl eine flache Schüssel, in der Gerichte aufgetragen werden, als auch diese Gerichte selbst (z. B. „kalte Platte"). Ähnlich werden „Schüssel" und „Schale" (z. B. „kalte Schale") gebraucht. — Knaster (aus span. canastro = Korb), der Name des Rohrkörbchens, in dem Tabak verpackt und versandt wurde, ist zur Bezeichnung des Tabaks selbst geworden. — Mörtel (lat. mortarium) ist eigentlich ein Gefäß, das die Maurer brauchten, dann der darin aufbewahrte Baustoff selbst, der Mörtel; die verwandte Wortform „Mörser" bezeichnet noch heute ausschließlich ein Gefäß. — Umgekehrt ist Ärmel, das eigentlich das Umhüllte (das „Ärmchen") bezeichnet, zum Namen des den Arm umhüllenden Kleidungsstückes geworden. Denselben Wandel zeigen Leibchen, Schnürleib, Schnürbrust und Kragen (urspr. ein Körperteil, der Hals, dann die Halsbekleidung), ferner Eingeweide (eigentl. das Hineingeweidete = Verzehrte, dann die Körperteile, in die die Speisen gelangen), Rippenspeer (= Bratspieß, an dem ein Rippenstück gebraten wird, dann diese Fleischspeise selbst) und Mappe (lat. mappa = Karte, bes. Landkarte, dann der steife Deckel, der diese beiderseits einschließt, also die heutige „Mappe").

Gemütsbewegungen werden nicht selten **nach ihren körperlichen Begleiterscheinungen** (Reflexbewegungen) benannt. Man denke an Ausdrücke wie: sich grün und gelb ärgern, die Galle läuft einem über. Ebenso erklären sich: erschrecken („aufspringen"; vgl. Heuschrecke), sich entsetzen (seinen Sitz verlassen), sich scheuen (vgl.: ein Pferd „scheut", weicht zur Seite), es schaudert mich (vw. mit „schütteln"; vgl. Schüttelfrost), empört sein (zu „empor"), aufgebracht sein, auffahren, sich sträuben (sich starr emporrichten; vgl. die Haare sträuben sich), Ekel (eigentl. Lachreiz), Scherz (urspr. muntere, hüpfende Bewegung), scheel (urspr. = schielend, schief blickend; jetzt = mißgünstig), bange und angst (zu „enge", also eigentlich: beengt).

Das **Werkzeug** wird **statt des damit Erzeugten** genannt. Man sagt: in fremden „Zungen" reden; eine gute „Hand" schreiben, aber auch: eine „Klaue" oder „Pfote" schreiben. Presse bedeutet nicht nur Preßmaschine, insbes. Druckpresse, sondern auch „das Gedruckte" (z. B.: die Presse ist eine Großmacht). Stempel ist sowohl das Werkzeug zum Prägen wie das geprägte Zeichen. Umgekehrt bezeichnet Zirkel, ursprünglich dasselbe wie „Kreis" (von lat. circulus), jetzt vorzugsweise das Werkzeug zum Kreisschlagen.

Wir nennen ferner gern eine **Eigenschaft anstatt der Person oder Sache**, der jene zukommt. Wir sagen: die „Jugend" und das „Alter" war bei dem Feste vertreten; die ganze „Verwandtschaft" und die „Nachbarschaft" war eingeladen. Ein ähnlicher Bedeutungswandel liegt vor bei dem Gebrauch mancher ehrenden Anreden wie „Hoheit", „Euer Gnaden", „Euer Hochwohlgeboren" u. a. m. — Umgekehrt bezeichnet Sänfte (= Sanftheit) urspr. eine Eigenschaft, jetzt aber einen Gegenstand, den Tragstuhl, in dem man „sanft" (bequem) befördert wird.

Endlich sind noch die sehr zahlreichen **Vertauschungen zwischen Bezeichnungen für eine Tätigkeit und den dabei beteiligten Personen** oder Gegenständen bemerkenswert. „Rat" = Beratung, Ratschlag — der Beratende, der Herr Rat; „Regierung" = das Regieren — die regierende Behörde; „Bedienung" = das Dienen — der Bedienende; „Begleitung" = das Begleiten — der Begleiter; „Fluß" = das Fließen (die Arbeit ist im Fluß) — das fließende Wasser. Orden, urspr. „Ordnung", Reihenfolge, Regel einer Genossenschaft, bedeutet jetzt die Genossenschaft selbst (z. B. Mönchsorden) oder einen Gegenstand als Abzeichen der Zugehörigkeit zu einem „Orden". Gilde heißt eigentl. „Zahlung" (vgl. „Geld"), jetzt: (zahlende) Genossenschaft. Zunft bedeutet wörtlich „was sich ziemt", bezeichnete dann die

Regel, nach der eine Genossenschaft lebt, und endlich diese selbst. — Person (lat. persona) war urspr. die Maske des griechischen Schauspielers, durch die hindurch seine Stimme lauter tönte (personare = hindurchschallen); die weitere Entwicklung des Wortes durchlief die Bedeutungsstufen: Schauspielerrolle, äußere Erscheinung, Einzelwesen. — Mehrfachen Bedeutungswandel weist auch Zeche auf: es heißt wörtlich Ordnung, Reihenfolge, bezeichnete dann eine Gesellschaft von Menschen, die etwas in bestimmter Reihenfolge verrichten, besonders eine Gewerkschaft von Bergleuten (daher heute noch „Zeche" = das von ihnen bearbeitete Bergwerksgebiet), weiter eine Gesellschaft, die zu gemeinsamem Essen und Trinken zusammenkommt (daher „zechen" und ein „Zecher"), und endlich auch den Anteil, den man für das Verzehrte zu bezahlen hat (daher „seine Zeche zahlen" und „Zechpreller"). — Griesgram, eigentl. mürrische Stimmung, bezeichnet jetzt eine Person mit solcher Stimmung.

Während in den vorstehenden Beispielen die Tätigkeit anstelle der tätigen Person (des Subjekts) genannt ist, kann sie auch für das Ergebnis (das Objekt) stehen. „Sendung" ist nicht nur das Absenden, sondern auch das Abgesendete (Paket). „Arbeit" = das Arbeiten — das Gearbeitete; „Anlage" = das Anlegen — das Angelegte (z. B. Parkanlagen); „Auflage" = das Auflegen (ein Buch erlebt eine neue Auflage, d. h. es wird aufgelegt) — das Aufgelegte (ich kaufe mir die neue Auflage, d. h. das Aufgelegte); „Bau" = das Bauen (der Bau schreitet vorwärts) — das Gebaute, das Gebäude (ein stolzer Bau); „Trunk" = das Trinken (dem Trunk ergeben sein) — das Getrunkene, Getränk (ein kühler Trunk); „Werk" = das Wirken (nur noch selten, z. B. die Einbrecher waren am Werk) — das Gewirkte (Schillers Werke). „Lage" (von „legen", nicht zu verwechseln mit Lage von „liegen" = Verhältnis) hat nur noch die Bedeutung des „Gelegten" (eine Lage Papier, Ton, Schiefer). — Schnaps bezeichnet nicht mehr das „Schnappen", sondern nur noch das „Geschnappte", d. h. das bekannte Getränk, von dem ein „Schnapp", d. h. Schluck, genommen wird (ähnlich hat „Schluck" in manchen Gegenden die Bedeutung „Geschlucktes", d. h. Branntwein, angenommen).

Eine Tätigkeitsbezeichnung kann ferner in der Weise verschoben werden, daß sie das Mittel angibt, mit dem die Tätigkeit geschieht: „Zeugnis" = das Bezeugen (Zeugnis ablegen) — das Mittel zum Bezeugen (ein Z. vorlegen); „Andenken" = das Denken an jemand (sich ein dauerndes Andenken erwerben) — ein Mittel, das Denken an jem. oder an etwas wachzuhalten (ein Reise-Andenken). Nahrung, urspr. = Ernährung,

nur noch: was zur Ernährung dient; Geld, urspr. = Zahlung (vgl. Entgelt), nur noch: Zahlungsmittel; Urkunde, urspr. = Bekundung, nur noch: schriftliche Aufzeichnung, durch die etwas bekundet wird.

Endlich kann mit der Angabe einer Tätigkeit auch der Ort gemeint sein, an dem sie stattfindet. „Gang" = das Gehen (Untergang, Gang nach dem Eisenhammer) — der Raum, durch den man geht (unterirdischer Gang, Eingang, Zugang, Ausgang, Kreuzgang, d. h. die Halle, die sich an eine Klosterkirche anschließt, in der wohl Umzüge mit dem Kreuz, Prozessionen, stattfanden); „Tritt" = das Treten (in gleichem Schritt und Tritt) — der Gegenstand, auf den man tritt (Tritt am Wagen); „Handlung" = ein Handeln (eine edle Handlung) — Ort, wo gehandelt wird (Buchhandlung); Weg, urspr. = Bewegung, nur noch: der Flächenstreifen, auf dem man sich fortbewegt; Gemach, urspr. = Bequemlichkeit (vgl. noch „Ungemach"), jetzt nur noch: der Raum, in dem man Bequemlichkeit, „Gemächlichkeit" findet; Burgfrieden bezeichnete schließlich nur noch das Gebiet um die Burg, innerhalb dessen Ruhe und Frieden zu halten war; Sprengel, urspr. Werkzeug zum Sprengen des Weihwassers, nur noch: das Gebiet, innerhalb dessen der Bischof mit dem Sprengel zu amten hat (Kirchsprengel).

12. Anpassung der Wortbedeutung an veränderte Kulturzustände.

Wortseele und Kultur. Die Entwicklung der Wortbedeutung steht in engem Zusammenhang mit der Kulturgeschichte; denn die Seele des Wortes besitzt die Fähigkeit, sich veränderten Zuständen in der Lebensweise des Volkes anzupassen. Beispielsweise stammt das Wort Feder in der Bedeutung Schreibwerkzeug selbstverständlich aus der Zeit, wo man mit dem zugespitzten Kiel einer Gänsefeder zu schreiben pflegte. Das Wort wich aber nicht, als man dazu überging, mit kleinen spitzen Stahlwerkzeugen zu schreiben; es wandelte einfach seine Bedeutung, und so wurde die Feder zur „Stahlfeder", obschon diese Wortzusammensetzung eigentlich einen Widerspruch enthält. Ebenso erinnern uns die Wörter Buch und Buchstabe in ihrer eigentlichen Bedeutung noch an die Gepflogenheit unsrer germanischen Vorfahren, ihre Schriftzeichen (Runen) in Buchenrinde oder in Stäbe aus Buchenholz einzuritzen. — Unter einer Scheibe verstand man früher nur solche Platten, die kreisrund waren; das lehren uns Zusammensetzungen wie Sonnen- und Mondscheibe, Töpfer-, Dreh-, Schieß- und Brotscheibe. Das mhd. schibe konnte auch dasselbe

wie „Kugel" bedeuten; Kegel „schieben" heißt also: sie rollen lassen (in Bayern noch heute: Kegel „scheiben"). Daß auch die Fensterscheiben einstmals wirklich rund waren, weiß jeder, der die mittelalterlichen Butzenscheiben mit Bleifassung kennt. Jetzt sind die Fenster-Glasplatten meist viereckig, aber das Wort „Scheibe" ist geblieben. — Das „Schild" am Wirtshaus oder am Kaufladen wurde in alter Zeit dem Wappenschild des Ritters nachgebildet, den dieser an der Herberge, wo er gerade rastete, als Abzeichen hinaushängte. — Der „Stein" im Brettspiel war natürlich ehemals nie aus Holz. Dagegen wurden Zündhölzer zuerst nur aus Holz angefertigt, während es heutzutage auch „Wachs"zünd„hölzer" gibt.

Dem Wandel der Zeit und dem Wechsel der Mode ist besonders die Bekleidungsweise stark unterworfen. Daher haben viele **Namen für Kleidungsstücke** heute eine Bedeutung, die von der ursprünglichen beträchtlich abweicht. Die Kappe war einst ein den Kopf nicht nur, sondern den ganzen Körper umhüllender Mantel. Hieran erinnern noch folgende Ausdrücke: die „Tarnkappe" im Nibelungenlied, „gleiche Brüder, gleiche Kappen" (die Mönche in ihren Ordensgewändern), „jedem Narren gefällt seine Kappe" und „verkappt" = verkleidet. Als dann derartige Trachten abkamen, heftete sich der Wortbegriff an die Kopfbedeckung. — Das Wort Mantel (lat. mantellum, aus manus und tela = „Handtuch", Decke) erzählt uns, daß die ältesten „Mäntel" nicht auf den Körper gearbeitet, sondern nichts weiter als große Decken waren, die man um den Körper schlang. — Die Hose diente ursprünglich zur Bekleidung der Füße und der Unterschenkel bis übers Knie hinauf, war also eine Art weit hinaufreichender Strumpf; dagegen hieß das die Oberschenkel und den Unterleib bedeckende Kleidungsstück im Mittelalter bruoch. Als dann später eine Bekleidung üblich wurde, die Unterleib und Schenkel zugleich bis an die Füße (diese aber nicht mit) einhüllte, wurde das Wort Hose (zunächst nur in der Mehrzahl: Hosen) zur Bezeichnung dieses Kleidungsstückes verwendet. Im Engl. heißt hose noch heute „Strumpf". — Unser Wort Strumpf wurde noch von Luther gleichbedeutend mit „Stumpf" (vgl. Baumstumpf) gebraucht. Dann galt es für den untersten Teil der Hose (in ihrer früheren Gestalt) und wurde schließlich Bezeichnung für die zu Anfang der Neuzeit aufkommende selbständige Fußbekleidung. — Die Socken (lat. soccus) waren zuerst Niederschuhe. Noch heute bezeichnet das Wort in Norddeutschland weiche, niedrige Schuhe, während man in Süddeutschland unter „Socken" kurze Strümpfe versteht. — Ein Knopf (vw. mit „knüpfen") war früher dasselbe wie heute ein „Knoten",

eine „Schleife". Als in der Neuzeit die Kleider nicht mehr zugebunden, sondern auf die bekannte jetzige Weise verschlossen wurden, behielt man für den neuartigen Verschluß die Bezeichnung „Knopf" bei; das Wort bedeutet nunmehr soviel wie „kugelartige Anschwellung an einem Gegenstande" (vgl. Säulenknopf, Stecknadelknopf, ferner: Knopf = „Knospe" in Süddeutschland). —

Eine fast unbegrenzte Anpassungsfähigkeit beweisen die meisten **Münznamen.** Der Gulden, zuerst eine florentinische „Gold"münze, ist in Österreich längst zum Silbergulden geworden und ist neuerdings gar zu einem papiernen Geldschein erniedrigt worden. — Taler ist eine Abkürzung aus „Joachimstaler Gulden". Er wurde nämlich, als Goldmünze, zuerst in Joachimstal in Böhmen geprägt (seit 1519). Die Bezeichnung blieb dann für andere Geldstücke (aus Silber). Jetzt scheint mit der abgeschafften Münzsorte auch der Name Taler in Deutschland allmählich auszusterben. Da das Wort aber über Niederdeutschland, wo es die Form „Daler" hat, nach England und von da nach Amerika gedrungen ist, so lebt unser lieber alter Taler wenigstens jenseit des Weltmeeres als „Dollar" weiter. Das Wort Mark war urspr. nicht der Name einer besonderen Münzsorte, sondern eine Gewichtsbezeichnung, die mit mhd. marke = Kennzeichen zusammenhängt. Denn als das Metall an Stelle von Vieh und anderen Landeserzeugnissen Zahlmittel wurde, bestimmte man seinen Wert zunächst nach Gewicht. Die Mark war zuerst ein Geldstück aus ½ Pfund Edelmetall. Später wurde sie kleiner und hat im Laufe der Zeit und in den verschiedenen Landesteilen recht verschiedenen Wert gehabt, bis sie im Jahre 1873 zur deutschen Münzeinheit wurde. Der Pfennig (wohl aus pfentinc, pfenninc = Pfändchen) war früher größer als jetzt und hatte eine andere Form. Die Krone war ursprünglich ein Geldstück, auf das das Bild einer Krone geprägt war; ebenso erblickte man auf dem Kreuzer früher wirklich ein Kreuz, auf dem Batzen, der etwa seit 1500 in Bern geprägt wurde, das Berner Stadtwappen mit dem Bären (Petz oder Bätz) und auf dem Rappen den „Raben"kopf des Stadtwappens von Freiburg i. Br., wo diese Münze zuerst geprägt wurde. Noch heute ist in der deutschen Schweiz die Rechnung nach „Rappen" (anstatt des französischen centime) üblich; in unsrer Muttersprache erinnert noch das Zeitwort „berappen" (= bezahlen) an den alten Münznamen. Der Heller hat nach der schwäbischen Stadt Hall seinen Namen; er wurde dort schon im 13. Jahrhundert geprägt. Im Mittelalter war der Schilling (wahrscheinlich = „schallende", klingende Münze)

weit verbreitet; in England hat er sich bis heute gehalten. Der Groschen (von lat. grossus = dick) war ursprünglich eine dicke Kupfermünze.

Es mögen einige **Bezeichnungen aus dem Gebiete des Heerwesens** folgen, deren Grundbedeutung sich kulturgeschichtlich erklärt. Das Wort Soldat blieb, auch als das Söldnerwesen längst abgeschafft und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden war; unsre gegenwärtige Reichswehr besteht wieder aus „Soldaten" im buchstäblichen Sinne des Wortes. Grenadiere waren im 17. Jahrhundert Krieger, die mit Handgranaten zu werfen hatten; erst während des Weltkrieges ist die Handgranate wieder in Gebrauch gekommen. Die Dragoner waren Soldaten, die das Bild eines Drachen (lat. draco) auf ihrem Feldzeichen hatten. — Die Wörter Schildwache und Schilderhaus erinnern an die Zeit des mittelalterlichen Kriegswesens, wo die Wachen mit dem Schild ausgerüstet waren. — Der Zapfenstreich wird noch heute geblasen oder getrommelt, obwohl die dem Ausdruck zugrunde liegende alte Sitte aus dem Lagerleben der wilden Soldateska des Dreißigjährigen Krieges längst vergessen ist, nämlich der zu bestimmter Abendstunde an die Marketender ergehende Befehl, den Zapfen des Schenkfasses zu „streichen", d. h. zuzuschlagen. — Warum werden noch heute Geschütze und Gewehre, ja selbst kleine Revolver geladen? Die ältesten Feuerwaffen bald nach der Erfindung des Schießpulvers waren so groß und plump, daß schon die Geschosse wirklich eine „Last" bedeuteten. Die Gewehre mußten also „geladen", d. h. belastet werden.

Einige weitere **Beispiele aus verschiedenen Kulturgebieten** mögen den Schluß machen. Der Barbier hieß früher allgemein, jetzt nur noch landschaftlich Bader. Er hatte nämlich im Mittelalter und bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zugleich und vor allem die Bedienung bei den öffentlichen Bädern, die damals in allen Städten eingerichtet waren und deren regelmäßige Benutzung bisweilen sogar polizeilich überwacht wurde. — Der Klempner wird in Süddeutschland Flaschner genannt; er stellte nämlich früher auch Flaschen her, und zwar aus Metall, weil damals das Glas noch sehr teuer war. — Die Bezeichnung Henker (zu „hängen") haben wir beibehalten, obwohl Galgen und Strang nicht mehr üblich und die Hinrichtungsart eine andre geworden ist. — Noch heute werden bei uns alle Uhren, auch die Taschenuhren, aufgezogen, obwohl das Wort eigentlich nur in jenen Zeiten berechtigt war, als man nur Uhren mit Gewichten kannte, die von Zeit zu Zeit in die Höhe gezogen werden mußten. Daß wir jetzt noch unsre Uhren stellen, erinnert uns an die

Zeit der Sanduhren, die, wenn sie „abgelaufen“ waren, wieder anders „gestellt“ (umgekehrt) werden mußten. — Segnen heißt wörtlich: das „Zeichen“ (signum) des Kreuzes machen. Noch Goethe sagt im „Totentanz“: „Da fand er die Türen gesegnet“ (= mit Kreuzen geziert). Für uns bedeutet „segnen“ jetzt „Gutes wünschen“, ohne daß man dabei noch das Kreuzeszeichen mit dem Finger zu schlagen pflegt.

13. Bedeutungswandel in Sprichwörtern und Redewendungen.

Die Sprichwörter als Spiegel der Vergangenheit. Weit tiefer noch als die Deutung einzelner Wörter läßt eine gründliche Beschäftigung mit den sprichwörtlichen Ausdrücken und Redensarten, an denen unsre Muttersprache überreich ist, uns in die Seele unsres Volkes hineinblicken. Die meisten sprichwörtlichen Wendungen, die bei uns umlaufen, sind altes Erbgut und haben ein beträchtliches Alter. Die Ereignisse oder Zeitverhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdanken, sind dem gegenwärtigen Geschlecht fremd und unbekannt. Wer denkt heute, wenn er „einen Weg einschlägt“, noch daran, daß unsre Altvordern in die germanischen Urwälder buchstäblich Wege mit der Axt „hineinschlagen“ mußten? Die Redewendungen, die den Wechsel der Zeiten überdauerten, haben also durchweg Bedeutungswandlungen der verschiedensten Art erlitten. Es gewährt darum Reiz und Lohn, die Spuren dieser Bedeutungsentwicklung rückwärts zu verfolgen, um den ursprünglichen Sinn zu ergründen und dadurch erst rechtes Leben in unsre Sprache, d. h. in unser Sprechen, zu bringen. Die Lebensanschauungen und Gewohnheiten unsrer Vorfahren werden auf diese Weise unserm Blicke enthüllt; wir schauen des Ahnen Glauben und Aberglauben, Tugenden und Fehler, seine harte Arbeit und seine heitern Spiele. Die Redensarten, deren Erforschung uns in dieses Leben der Vergangenheit hineinführen soll, sind gewöhnlich in einem engeren Kreise entstanden, sie gehören zunächst einem einzelnen Stande, einem Berufe und einem gewissen Abschnitt der Kulturgeschichte an. Allmählich aber wurden sie, in veränderter Bedeutung, in bildlichem Sinne Allgemeingut und retteten uns so manch wertvolles Gut unsrer Muttersprache bis in unsre Tage. Die verschiedene Zahl der Wendungen, die die einzelnen Kulturzeiträume und die einzelnen Berufsklassen zu unsrer heutigen Sprache beigesteuert haben, spiegelt die Bedeutung wider, die jene Zeiten und Stände für unser Volksleben gehabt haben und noch haben. Nicht in allen Fällen ist es gelungen, die Entstehung und den

ursprünglichen Sinn unsrer Sprichwörter und Wendungen aufzuhellen. Wir geben im folgenden eine nach Lebenskreisen geordnete Auswahl von solchen Redensarten, die befriedigend zu erklären sind, aber doch gemeinhin nicht ohne weiteres mehr verstanden werden.

Aus dem Reich des Aberglaubens, der Sage und Fabel. Bis in die Zeit des germanischen Götterglaubens weisen einige noch heute gebräuchliche Redewendungen. Wodan, der Himmelsvater, erhält durch seine beiden Raben Hugin und Munin („Gedanke" und „Erinnerung") Kunde von allen Weltbegebenheiten; wir sagen daher noch heute, wenn wir etwas auf angeblich geheimnisvolle Weise erfahren haben: *das hat mir ein Vögelchen gesungen.* — An die Wiege des Neugeborenen treten die Schicksalsgöttinnen, die Nornen, und raunen ihm sein Schicksal, dessen Kunde sie aus dem Brunnen am Fuße der Weltesche geschöpft haben; so erklärt sich die Wendung: *das ist ihm (nicht) an der Wiege gesungen.* Auch wird jedem Menschen bei der Geburt ein Licht angezündet, dessen Erlöschen dann das Lebensende zur Folge hat (daher: *das Lebenslicht ausblasen, das Lebenslicht erlischt*). — Auf die Nornen, die auch als alte Spinnerinnen gedacht werden, beziehen sich ferner die Redensarten: *den Lebensfaden durchschneiden* und *sein Leben hängt an einem Faden*; nach den Nornen werden weiter die fliegenden Herbstfäden *Altweibersommer* genannt (später: *Marienfäden* oder *Mariengarn*, nach der Gottesmutter). — An den Wettergott Donar, der mit seinem zermalmenden Hammer die Donnerkeile zur Erde sendet, erinnert der Kraftausdruck „*Donnerkiel!*" — Manche Züge des Bildes Donars gingen später auf den Teufel über, z. B. der rote Bart, Bocksfüße und Bockshörner, die auf das dem Donar geweihte Tier, den Bock, hinweisen. *Jemand ins Bockshorn jagen* heißt: ihn in solche Angst versetzen, daß er dem Teufel geradeswegs in die Hörner läuft. — Der Glaube an die Elfen oder Alben als tückische Wesen lebt fort in den Ausdrücken *Alpdrücken* und *es liegt mir wie ein Alp auf der Brust*. Daß Krankheiten auf die Tätigkeit der Hexen zurückgeführt wurden, lehrt das Wort *Hexenschuß* als Bezeichnung plötzlich auftretender heftiger gichtischer Schmerzen. — Um einen bösen Geist zu hindern, den guten Verlauf einer Sache zu stören, pflegte man schon in alter Zeit den kräftigsten Finger, den *Daumen*, zu halten. — An die Versuche der Alchimisten früherer Jahrhunderte, einen Stein zu finden, mit dessen Hilfe man unedle Metalle in edle verwandeln könnte, erinnert unsre Wendung: *den Stein der Weisen suchen*. —

Nach altem Volksglauben besitzt außer andern Vögeln besonders der Kuckuck die Gabe des Weissagens; deshalb sagt man: das weiß der Kuckuck. — Die alten Germanen kannten auch weissagende Schwäne und Schwanenjungfrauen; dieser Glaube lebt unbewußt fort in den Ausdrücken Schwanengesang (= mit Todesahnungen erfülltes Lied) und es schwant mir.

Ins Reich des Märchens führen uns die Wendungen: das Aschenbrödel sein, mit Siebenmeilenstiefeln laufen, ein Tischlein-deck-dich, ein Hans im Glück, ein Däumling.

Aus Fabeln stammen folgende Ausdrücke: den Löwenanteil davontragen (nach der Fabel vom Löwen, der mit verschiedenen Tieren jagt, dann aber die gesamte Beute für sich in Anspruch nimmt), sich mit fremden Federn schmücken (wie die Krähe, die sich mit Pfauenfedern zierte, die ihr dann aber von wirklichen Pfauen ausgerissen wurden) und kein Wässerchen trüben (nach der bekannten Fabel vom Wolf und Lämmlein).

Biblische Wendungen. Wir stellen nun eine kleine Blütenlese biblischer Redensarten zusammen, die noch heute bei uns von Mund zu Munde gehen, obwohl die meisten Menschen, die sich ihrer bedienen, sie nicht unmittelbar aus der Bibel geschöpft, sondern von dem früheren Geschlecht übernommen haben. Denn wohl ist auch noch in unsern Tagen die Heilige Schrift das meistverbreitete und auch meistgelesene Buch; jedoch vor Jahrhunderten, im Zeitalter der Reformation und des Pietismus, stand die Lutherbibel unbestritten im Mittelpunkt des gesamten deutschen Geisteslebens, ja sie war lange Zeit fast die einzige schriftliche Bildungsquelle für unser Volk, selbst auf dem Gebiete weltlichen Wissens. In jenem Bibelzeitalter unsres Volkes sind also die allermeisten heute noch gebräuchlichen biblischen Wendungen bereits volkstümlich geworden und werden jetzt, obwohl ihr Sinn sich in den meisten Fällen gar nicht einmal gewandelt hat, in der Regel angewendet, ohne daß ihr biblischer Ursprung dem Sprechenden bekannt ist. Die folgenden Wendungen, die nach der Reihe der biblischen Bücher geordnet sind, dürften so gut wie allgemein bekannt und gebräuchlich sein: im Schweiße des Angesichts (1. Mose 3, 9), himmelschreiend (1. M. 4, 10), zu seinen Vätern versammelt werden (1. M. 25, 8), sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnen (2. M. 16, 3), der Sündenbock sein (3. M. 16, 21: der mit den Sünden des Volkes sinnbildlich vom Hohenpriester beladene und in die Wüste vertriebene Bock), ein Dorn im Auge sein (4. M. 33, 55), im Dunkeln tappen (5. M. 28,

29), wie seinen Augapfel hüten (5. M. 32, 10), Mann Gottes (Josua 14, 6), mit fremdem Kalbe pflügen (Richt. 14, 18), sein Herz ausschütten (1. Sam. 3, 11), Krethi und Plethi (2. Sam. 8, 18: die Leibwache Davids), ein Lückenbüßer (Nehem. 4, 7), die Haare stehen zu Berge (Hiob 4, 15), nicht von gestern sein (Hiob 8, 9), auf keinen grünen Zweig kommen (Hiob 15, 32), ein wunderlicher Heiliger (nach Ps. 4, 4), seine Hände in Unschuld waschen (Ps. 73, 13), auf Händen tragen (Ps. 91, 12), die Weisheit der Gasse (Spr. 1, 20), alles zu seiner Zeit (Pred. 3, 1), Stein des Anstoßes (Jes. 8, 14), angst und bange (Jer. 50, 3), wider den Strom schwimmen (Sir. 4, 31), auf die Goldwage legen (Sir. 21, 27); sein Licht leuchten lassen, sein Licht (nicht) unter den Scheffel stellen (Matth. 5, 15), ausposaunen (Matth. 6, 2), Mammonsdiener (Matth. 6, 24), Splitterrichter (Matth. 7, 3), Perlen vor die Säue werfen (Matth. 7, 6), ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande (Matth. 13, 57), Zeichen der Zeit (Matth. 16, 3), des Tages Last und Hitze (Matth. 20, 12), mit seinem Pfunde (griech. „Talent") wuchern (Matth. 25, 27), der Glaube macht selig (Mark. 16, 16), wes Geistes Kind (Luk. 9, 55), das bessere Teil erwählen (Luk. 10, 42), nun hat die liebe Seele Ruhe (Luk. 12, 19), herrlich und in Freuden leben (Luk. 16, 19), einen Stein auf jemand werfen (Joh. 8, 7 zunächst in wörtlichem Sinne), ein Herz und eine Seele (Apg. 4, 32), von Gottes Gnaden (1. Kor. 15, 10), ein Buch mit sieben Siegeln (Offb. Joh. 5, 1).

Aus dem kirchlichen Leben. Daß in den Jahrhunderten vor der Reformation die Kirche das gesamte Volksleben beherrschte, beweisen manche Redewendungen, die in ihrer ursprünglichen Bedeutung bis ins Mittelalter zurückführen. — Am Montag vor Fastnacht sah man in den Kirchen blaue Altar- und Kanzelbehänge. Dieser Tag, an dem bereits etwas von der festlichen Stimmung der Fastnacht zu merken war, hieß daher *blauer Montag*. Noch heute sagen wir von einem, der am Montag die Arbeitsruhe des Sonntags fortsetzt, daß er blauen Montag feiere oder daß er blau mache. — Am Tage nach Fastnacht, am Aschermittwoch, trat an die Stelle des Blau in den Kirchen das ernste Schwarz, das während der ganzen Fastenzeit blieb. Das schwarze Altartuch wurde bezeichnenderweise auch Hungertuch genannt. Aus der Wendung „am Hungertuche nähen" hat sich durch volkstümliche Entstellung unsre Redensart *am Hungertuch nagen* entwickelt. — Wer sich von einem schweren Verdacht reinigen wollte, mußte *Stein und Bein schwören*, d. h. beim steinernen Altar und den in oder unter ihm als Reliquie aufbewahrten Heiligengebeinen. — Die Geistlichen seines Sprengels pflegte der

Bischof von Zeit zu Zeit zu versammeln, um mit ihnen Abschnitte aus der Heiligen Schrift, besonders aus dem 3. Mosebuche (Leviticus genannt) zu besprechen; den Geistlichen wurden also die Leviten gelesen oder der Text gelesen. Die Wendungen hatten mithin ursprünglich einen harmloseren Sinn als heute. — Leute, die unkirchlich lebten, wurden abgekanzelt, sie wurden ins Gebet genommen, und es wurde ihnen die Hölle heiß gemacht, und eine der vielen Bußstrafen, die man Sündern auferlegte, bestand wohl darin, daß man von ihnen verlangte, zu Kreuze zu kriechen. Die schwersten Kirchenstrafen waren bekanntlich Bann und Interdikt; die davon betroffenen Personen wurden, wenn sie gestorben waren, ohne Grabgesang und ohne Glockengeläut, also ohne Sang und Klang beerdigt. — Die Mönchsorden waren im Mittelalter so zahlreich, daß man zusammengehörige Ordensbrüder nur an der gleichen Tracht erkannte, daher: gleiche Brüder, gleiche Kappen. — Erst in der Reformationszeit scheint die Redensart wie ein Ölgötze dastehen entstanden zu sein, ein Spottwort im Hinblick auf die bemalten hölzernen Heiligenbilder der Katholiken.

Altdeutsche Rechtsbräuche. Mit dem Gerichtsverfahren unsrer Altvordern waren zahlreiche sinnbildliche Handlungen verknüpft, auf deren peinliche Erfüllung entscheidender Wert gelegt wurde. Ebenso liebte man bei der Gerichtsverhandlung feierliche Worte und Formeln, die genau festgelegt waren. Daher erklärt sich das zähe Leben der meisten Redewendungen, die aus dem altdeutschen Rechtsleben stammen. — Zuweilen mußten die vor das „Ding" (Gerichtsverhandlung) Geladenen dingfest gemacht werden, d. h. festgenommen werden, um vor Gericht geführt zu werden. Es gab auch eine Art berittene Polizei, die sogenannten Strichreiter, die das Gelände zu durchstreifen oder zu durchstreichen hatten, um auf Verbrecher zu fahnden; sie hatten diese also auf dem Strich. Eine besondere Gepflogenheit des Femgerichts (heimlichen Freigerichts) war es, die geschriebene Vorladung des Beschuldigten mit einem Dolche an seinen Türpfosten zu stecken; daher unsre Redensart es einem stecken. — Zu einem „Ding" wurde dreimal vorgeladen; deshalb: aller guten Dinge sind drei. Eine einmalige Gerichtsverhandlung (= mahal) war nicht immer ausschlaggebend; man tröstete sich daher bisweilen mit den Worten einmal ist keinmal. Als Zeugen galten nur die Augen- und Ohrenzeugen; in alter Zeit pflegte man sie an den Ohren herbeizuziehen, daher: einen als Zeugen zuziehen. Die Gerichtsverhandlungen fanden ursprünglich im Freien statt. Die Mark- und Gaugenossen standen

um den Platz herum und gaben durch Zurufe und durch Rühren der Waffen ihre Ansicht kund; sie bildeten, wie man sich ausdrückte, den „Umstand". Die Richter und Schöffen (die das Recht zu „schaffen", zu bestimmen hatten) waren also verpflichtet, sich nach den Umständen zu richten. — Später wurde es Sitte, den Beratungstisch mit einem grünen Tuch („Tapet" = Teppich) zu bedecken; auf das Tapet wurden die Akten gelegt, sie wurden also aufs Tapet gebracht. Ein eingesandtes Schriftstück, über dessen Inhalt noch kein Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ad acta gelegt (= „zu den Akten"). In späterer Zeit, als bereits das Schreibwerk wucherte, kam es oft vor, daß die Erledigung von Akten sich verzögerte; sie wurden dann bis ans Ende der Bank, auf der man die Akten aufzubewahren pflegte, weitergeschoben, d. h. sie wurden auf die lange Bank geschoben. — Die gerichtlichen Strafen waren in alter Zeit durchweg hart. Die Todesstrafe war häufig; es ging dann dem Verbrecher an den Kragen (Kragen = Hals, also ans Leben), er war geliefert, d. h. der vollziehenden Obrigkeit ausgeliefert. Dem zum Tode Verurteilten wurde zuweilen eine Galgenfrist, jedenfalls aber eine Henkersmahlzeit (seine Lieblingsspeisen und -getränke) gewährt. Vor seiner Übergabe an den Scharfrichter wurde die Unwiderruflichkeit des Todesurteils und das Verwirktsein des Lebens sinnbildlich durch Zerbrechen eines hölzernen Stabes angedeutet (über jemand den Stab brechen). Der Verurteilte wurde entweder enthauptet, mußte also seinen Kopf zur Hinrichtung herhalten (herhalten müssen), oder er wurde gehängt, also am Galgen emporgezogen (jemanden aufziehen). Eine besonders grausame Todesstrafe war das Rädern, das Zerschmettern der Gliedmaßen mit einem in Schwung gesetzten Rade; hieran erinnert noch unsre Redewendung: wie gerädert sein. Grausam waren auch die Verstümmelungen, die man an vielen Verbrechern vornahm; diese wurden geblendet, oder es wurden ihnen Gliedmaßen abgehauen, z. B. die rechte Hand und der linke Fuß; unsre Redensart Hand und Fuß haben (= tauglich sein) erinnert noch daran, wie leicht einst ein Verurteilter diese wertvollen Gliedmaßen einbüßen konnte. Oft wurden Verbrechern auch Wörter und Figuren, z. B. ein Galgen, auf Arme, Stirn oder Wangen eingebrannt; sie waren dann also gebrandmarkt. Sie wurden auch wohl an den Pranger gestellt, d. h. an einem Pfahl durch Hals- und Fußeisen befestigt und dem öffentlichen Spott preisgegeben. Bisweilen wurden den am Pranger Stehenden Zettel angehängt, die jedermann die Ursache dieser entehrenden Bestrafung

kundtaten (daher: einem etwas anhängen). Um jemanden als entehrt zu kennzeichnen, band man ihm auch wohl eine Rute auf Hals oder Rücken und ließ ihn so durch den Henker aus der Stadt führen (daher: sich eine Rute aufbinden). Eine Ehrenstrafe war bei den alten Germanen das Abschneiden des freien, fliegenden Haares, des Schmuckes und Kennzeichens der Freien (daher: einem die Ehre abschneiden und ein Ehrabschneider). Erhalten geblieben ist uns auch eine Wendung aus der alten Verrufungsformel, mit der ein Geächteter dem Vogel in der Luft, den Tieren des Waldes und jedermann zur Tötung freigegeben wurde: jemand für vogelfrei erklären. An die mittelalterlichen Gottesurteile, die bei zweifelhaften Rechtsfällen in Kraft traten, erinnern die unschwer zu erklärenden Wendungen: Gift auf etwas nehmen und es einem eintränken (den Gifttrank), die Hand (für etwas) ins Feuer legen, für jemand (etwas) durchs Feuer gehen, die Feuerprobe bestehen, auf (glühenden) Kohlen sitzen. Besonders beliebt war der gerichtliche Zweikampf; bei ihm wurde jedem Kämpfenden ein Helfer beigegeben, dem es oblag, nötigenfalls mit einer Stange die Kämpfer zu trennen, namentlich aber über den Gefallenen die Stange zu halten (daher: einem die Stange halten). — Fremd sind dem alten Gerichtsverfahren Freiheitsstrafen. Mit ihrem Aufkommen aber wurden „Loch“ und „Stock“ amtliche Bezeichnungen für unser „Gefängnis“. Der Stock war eigentlich ein Holzverschluß für Hände und Füße des Gefangenen (daher: ein verstockter Sünder). Das „Loch“ haben wir noch in Wendungen wie ins Loch kommen oder beigelocht werden. Zum Schluß mögen noch einige weitere Redensarten, die aus dem Rechtsleben stammen, zusammengestellt werden. Als Mittel zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten wurde gelegentlich das Los benutzt; verloren hatte, wer von zwei Halmen den kürzeren zog. — Einem, der das Eigentumsrecht an einem Hause verloren hatte, wurde, um das sinnbildlich zum Ausdruck zu bringen, buchstäblich der Stuhl vor die Tür gesetzt. Bei öffentlichen Versteigerungen wurde der Verkauf erst dadurch rechtskräftig, daß der „Zuschlag“ mit dem Hammer geschah (daher: unter den Hammer kommen). Bei Abschließung wichtiger Verträge pflegten unsre Vorfahren auch Knaben als Zeugen zuzuziehen, die sie zur dauernden Erinnerung an den Vorgang in die Ohren kniffen (deshalb: etwas hinter die Ohren schreiben). — Vorehelich geborene Kinder konnten rechtlich anerkannt werden, wenn die Frau sie vor der Trauung unter ihren Mantel nahm;

solche Kinder hießen geradezu Mantelkinder (vgl.: bemänteln und mit dem Mantel der Liebe zudecken).

Aus dem Ritterleben. Unvergänglich sind die Spuren des einst so glänzenden Rittertums in unsrer Muttersprache; zahlreiche Wörter und Wendungen aus dem ritterlichen Leben führen wir im Munde, meist ohne ihren anfänglichen Sinn noch zu empfinden. Vor allem sind solche Redensarten erhalten, die geeignet sind, die bunte Farbenpracht der Turnierkämpfe vor unsern Augen lebendig erstehen zu lassen. — Nachdem der Ritter in Harnisch gebracht und nachdem er gestiefelt und gespornt und aufgebracht (in seiner schweren Rüstung aufs Pferd gebracht) war, konnte er in die Schranken treten. Nicht immer stellte er sich mit offenem Visier seinem Gegner; meist wurde erst nach dem Kampfe das Helmgitter geöffnet, so daß die Gegner einander erkennen konnten. Wer es mit jemandem aufnehmen (d. h. die Waffen aufnehmen) wollte, pflegte nicht viel Aufhebens zu machen, d. h. er griff schnell zu den Waffen. Welche Lust war es für den Ritter, mit jemandem eine Lanze zu brechen, welche Ehre, für jemanden eine Lanze „einzulegen" (zwischen Oberarm und Brust)! Frisch wurde dem Gegner die Spitze geboten (die Lanzenspitze). Es kam nun nicht nur darauf an, selbst Stich zu halten, d. h. den Lanzenstich des ansprengenden Gegners mit dem Schilde auszuhalten (vgl. „stichhaltig"), sondern jenen auszustechen (aus dem Sattel) oder abzustechen, ihn also aus dem Sattel zu heben und ihn auf den Sand zu setzen. Oft kam es vor, daß infolge des heftigen Galoppierens der Sand der Turnierbahn aufwirbelte, so daß einem Ritter Sand in die Augen gestreut wurde; der konnte dann leicht den Gegner fehlen oder einen Abstecher machen (d. h. vorbeistechen). Manche Ritter waren sehr sattelfest, sie waren in allen Sätteln gerecht. Der niedergekämpfte Gegner mußte dem Sieger seine Waffen und sein Roß wörtlich „im Stich" lassen (d. h. überlassen) und war dann buchstäblich und auch im heutigen bildlichen Sinne entrüstet. — Der junge Ritter, dem beim Ritterschlag die goldenen Sporen als Abzeichen seines neuen Standes angeschnallt wurden, mußte sich die Sporen verdient haben durch anerkennenswertes ritterliches Verhalten. — Die Redensart etwas im Schilde führen (= Böses beabsichtigen) erinnert wohl an die oft rätselhaften, geheimnisvollen Abzeichen und Wappenbilder, die man auf den Schilden der Ritter erblicken konnte. — Wenn ein Ritter aus dem Stegreif (= d. h. Steigbügel) redete, also im Begriff war, davonzu-

reiten, so hatte er nicht lange Zeit zum Besinnen, sondern sprach nur etwas ihm noch plötzlich Einfallendes; daher die heutige Bedeutung der Wendung: unvorbereitet reden.

Aus den Berufssprachen. Eingehende Beachtung verdienen die zahllosen Ausdrücke und Redewendungen, die ursprünglich in einem bestimmten Berufskreise heimisch waren, dann aber auf andere Gebiete übertragen, verallgemeinert oder verbildlicht wurden. Nur die Landleute können, wörtlich verstanden, leeres Stroh dreschen; jetzt heißt das soviel wie: vergebliche Arbeit tun oder nichtssagende Worte machen (vgl. auch: abgedroschenes Zeug schwatzen). Nicht nur der Bauer, sondern jeder, dessen Sache gut geht, freut sich, wenn sein Weizen blüht. Bei der Festsetzung der Flurgrenzen wurde in Bausch und Bogen abgeschätzt. „Bausch" bezeichnet bei Grenzen das auswärts Vorspringende, sich gewissermaßen Bauschende, „Bogen" dagegen das einwärts Gehende. Man rechnete also eins ins andre, ohne das einzelne genau abzumessen (vgl. das in der Kanzleisprache gebräuchliche Wort Bauschal- oder Pauschalsumme). — Wir sprechen von einem abgefeimten Bösewicht und denken nicht mehr daran, daß im Mittelalter nur die Milch „abgefeimt", d. h. abgeschäumt wurde (mhd. feim = Schaum). Wir erteilen jemandem einen Rüffel oder „rüffeln" ihn und bedienen uns dabei eines Wortes, das früher bei der Bearbeitung des Flachses gebraucht wurde; dieser wurde durch ein kammartiges Gerät gezogen, das mhd. riffel hieß, jetzt aber Hechel genannt wird (daher: etwas durchhecheln). — An Viehhaltung und Viehzucht erinnern folgende Ausdrücke: ausgelassen sein (das Stallvieh, das im Frühjahr auf die Weide gelassen wird und sich nun munter tummeln kann), ausmerzen (im März scheidet der Schäfer untaugliche Schafe aus), viel Geschrei und wenig Wolle (vielleicht entstellt aus: viel Scherere und wenig Wolle; also ein Geschäft, bei dem wenig herauskommt), gegen den Strich (Tieren gegen den Haarstrich übers Fell fahren, was ihnen nicht immer angenehm ist), zu Paaren treiben (= in überstürzter Flucht vor sich hertreiben; „Paaren" ist entstellt aus barn = Futterkrippe, also: ausgerissenes Vieh zur Krippe zurücktreiben), ein Brett vor dem Kopfe haben (wie der Zugochse). — Für die Arbeit des Landmanns nicht nur, sondern auch für viele andre Zwecke hatte das Pferd eine hervorragende Bedeutung in einer Zeit, als es noch keine Maschinen und keine durch Dampf oder Elektrizität fortbewegten Fuhrwerke gab. Daraus erklärt sich die auffallend große Zahl von Redewendungen, die der Pferdehaltung ihren Ursprung

verdanken, z. B. auf den Zahn fühlen (um das Alter des Pferdes zu bestimmen), einen sticht der Hafer (zu gut gefüttertes Pferd), gestriegelt und gebügelt, über die Stränge schlagen, an einem Strange ziehen, wenn alle Stränge reißen, sich ins Zeug legen (Geschirrzeug der Pferde), im Zaum halten, kurz halten, nicht locker lassen (die Zügel), ungezügelt, kurz angebunden sein, kopfscheu, sich auf die Hinterbeine stellen.

Von den Bergleuten stammen die Ausdrücke: Schicht machen, eine Fundgrube, eine Ausbeute, zu Tage fördern; aus der Sprache der Seeleute verwenden wir allgemein: lotsen, bugsieren, ins Schlepptau nehmen, die Segel streichen (= nachgeben) und vielleicht auch sein Schäfchen ins Trockene bringen (falls nämlich in „Schäfchen" sich das nd. „Schepken" = Schiffchen verbirgt).

Unter die Kaufleute versetzen uns die Wendungen: etwas mit in Kauf nehmen, leichten Kaufs davonkommen, ein Ausbund sein (Ausbund nannte man das Stück, das bei verpackten Waren als Muster außen daraufgebunden ist und natürlich tadellos sein muß), den Ausschlag geben (von der Wage gesagt), Gewicht auf etwas legen, einem gewogen sein, schwer in die Wagschale fallen, große Rosinen im Sack haben, etwas auf dem Kerbholz haben (Zwei ganz gleiche Hölzer dienten zur Aufzeichnung von Schuldbeträgen. Man legte sie fest nebeneinander und fuhr mit dem Messer über sie hin; bei der Abrechnung wurden beide Stäbe miteinander verglichen, und die Kerben mußten genau zusammenpassen), einem ein X für ein U machen (im Mittelalter schrieb man mit römischen Zahlzeichen; X = 10, V (als Buchstabe = u) = 5; also jemandem 10 statt 5 anschreiben, ihm das Doppelte ankreiden, ihn betrügen).

Auch aus der Sprache der Handwerker ist gar manches zum Gemeingut geworden. Vom Müller stammt: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst (die gemeinsame Mühle für alle Bauern eines Dorfes), Oberwasser haben, das ist Wasser auf seine Mühle; vom Hufschmied: gut beschlagen sein, vernagelt sein; vom Zimmermann: im Lote sein, in die gleiche Kerbe hauen, über die Schnur hauen, sich verhauen (beim Behauen der Balken), einen Sparren zuviel haben; vom Böttcher: aus Rand und Band sein (ein Faß); vom Schneider: etwas an den Nagel hängen; vom Schuster: alles über einen Leisten schlagen; vom Maler: jemanden herausstreichen, stark auftragen (Farben); vom Barbier: Schaum schlagen

(= mit schönen Worten einem etwas vormachen), über den Löffel barbieren (= unsanft behandeln, betrügen; alten Leuten mit eingefallenen Backen schoben die Barbiere einen Löffel in den Mund, um die Wölbung des Backens herzustellen), einen ungeschoren lassen; vom Koch: etwas anrichten, jemanden kaltstellen (Speisen und Getränke). — In diesem Zusammenhang sei noch die Wendung einem das Handwerk legen erwähnt; wer sich gegen die Innungsgesetze verging, dem wurde eine Buße auferlegt, oder es wurde ihm gar die weitere Ausübung des Handwerks verboten.

Aus der Soldatensprache sind folgende Redensarten im Umlauf: vom Leder ziehen (das Schwert aus der ledernen Scheide), einen übers Ohr hauen (mit dem Schwert; jetzt: betrügen, übervorteilen), über die Klinge springen lassen (den Kopf des getöteten Feindes), es auf jemand abgesehen haben oder sein Absehen auf etwas richten (Absicht oder Absehen hieß die kleine Kerbe am Gewehr, die für den zielenden Schützen in einer Linie mit dem Korn liegen muß), auf etwas abzielen, jemand aufs Korn nehmen, Tragweite (des Gewehrs), Lauffeuer (schnelles Schießen der Reihe nach), Lunte riechen (= rechtzeitig eine Gefahr bemerken; der üble Geruch der angezündeten Schießlunte machte sich schon vor dem Losgehen des Schusses bemerkbar), Fühlung nehmen (mit dem Feinde), gegen etwas Front machen, überflügeln (den Flügel des feindlichen Heeres umfassen), sich durchschlagen, ins Hintertreffen geraten, hinter dem Berge halten (= seine Absichten verbergen), aufbrechen (Objekt: die Lagerzelte), Lärm schlagen (das Alarmzeichen mit der Trommel), Vorteil (der größere Teil der Beute), von der Pike auf dienen (Pike = Spieß war die Waffe gemeiner Soldaten), eine Pike auf jemand haben (die Pike wurde mit der Spitze auf den Gegner gerichtet), unter der Fuchtel stehen (Fuchtel, zu „fechten", bedeutet den Offiziersdegen), Spießruten laufen (grausame Soldatenstrafe, unter Friedr. Wilh. III. in Preußen abgeschafft), Zapfenstreich (vgl. S. 66).

Aus der Sprache der Jäger, Schützen und Fechter. Die Jäger lieben es, ihre besondere Sprache zu reden, ihr „Jägerlatein". Trotzdem haben sie es nicht verhindern können, daß manche ihrer Jagdausdrücke in weitere Kreise gedrungen und umgedeutet sind; das beweisen die Beispiele: weidlich (jagdgemäß), auf den Busch klopfen (bei der Treibjagd; jetzt: jemanden vorsichtig ausfragen); durch die Lappen

gehen (Hochwild durch die Einzäunung, an die, um das Wild abzuschrecken, Lappen gehängt sind), Knall und Fall (wenn das Wild beim Knallen des Schusses sogleich getroffen niederfällt). An den Hasen ist zu denken bei: sich drücken (zwischen Ackerschollen), Drückeberger, Angsthase, das Hasenpanier ergreifen (das aufgerichtete weiße Schwänzchen [„Blume"], das man beim abgehenden Hasen erblickt); der Fuchs wird geprellt, indem die Jäger ihn zu ihrer Belustigung auf einem ausgespannten Netz oder Tuch solange emporschnellen, „prellen", bis er tot ist; ihm und dem Hasen wird das Fell über die Ohren gezogen; das Wildschwein mußte man auf den entgegengehaltenen Speer anlaufen lassen. Der treue Begleiter des Weidmanns, der Hund, soll eine gute Nase haben und rechtzeitig Wind bekommen (den Geruch des nahen Wildes); besonders der Spürhund muß naseweis sein. An der Leine geführt, ist er zuweilen unbändig und vorlaut (bellt zu früh, so daß er das Wild verscheucht). In alten Zeiten gab es auch Hunde, die besonders für die Bärenjad abgerichtet waren; sie waren dann bärbeißig. — Vom Vogelsteller haben wir die Wörter und Wendungen: berücken, umgarnen, ins Garn locken, umstricken, bestricken, ein Pechvogel, Pech haben, erpicht sein, jemand leimen, auf den Leim gehen, sich mausig machen (ein Vogel, z. B. der Jagdfalke, der den Federwechsel [= Mauser, von lat. mutare = wechseln] überstanden hat, wird ansehnlicher und munterer), ein Gelbschnabel (= unreifer junger Mensch; junge Vögel haben einen weichen, gelben Schnabel).

Die Schützen zeigten schon im Mittelalter ihre Kunst bei den beliebten Schützenfesten. Sie durften mit ihrer Armbrust nicht übers Ziel schießen (zu hoch schießen), auch nicht den Zweck verfehlen („Zweck" war der Nagel im Mittelpunkt der Scheibe; vgl. Schuhzwecke, Reißzwecke, jemand „zwicken"), sondern suchten den Nagel auf den Kopf zu treffen oder den Vogel abzuschießen (den hölzernen Vogel von der Stange herunterzuschießen). Dann winkte ihnen das „Beste" (so hieß der Schützenpreis; daher: zum besten geben eigentl. = als Preis aussetzen; zum besten haben, urspr.: als Preis gewinnen, bedeutet jetzt: zur Zielscheibe des Spottes machen. Der Schützenkönig wird heute noch in manchen Gegenden der „Bestemann" = Preisträger genannt).

Von den Fechtern rühren die Wendungen her: sich eine Blöße geben, das ist weder gehauen noch gestochen und Spiegelfechterei (vorm Spiegel, nur zur Übung).

Spiel, Musik und Theater. Bei Volksfesten in alter Zeit gab es allerlei Wettkämpfe und Belustigungen. Wer beim Speerwerfen am weitesten traf, hatte vortrefflich geworfen oder seinen Speer überschwenglich geschwungen. Beim Wettlaufen kam es darauf an, einem den Rang abzulaufen (entstellt aus „Rank" = Krümmung; vgl. „Ranke"). Wer beim Ringkampf unterlegen war, wurde buchstäblich in den Sack gesteckt. Als letzten Preis bei Wettspielen pflegte man eine Sau auszusetzen; man konnte also, auch ohne viel geleistet zu haben, doch Schwein haben. Bei Volksfesten traten auch die Zauberkünstler auf, die etwas aus dem Ärmel schütteln konnten, die den Leuten blauen Dunst vormachten (blaue Dämpfe bei Geistererscheinungen), so daß man bei ihnen sein blaues Wunder erleben konnte. — Vom Brettspiel stammen die Ausdrücke: in Schach halten, schachmatt sein, matt, bei jemand einen Stein im Brett haben. Die Redensart etwas in die Schanze schlagen (= aufs Spiel setzen) erinnert ans Würfelspiel (Schanze ist entstellt aus frz. chance = Wurf beim Würfelspiel; vgl. auch „Chancen haben"). Den Kartenspieler lassen folgende Wendungen erkennen: Farbe bekennen, in die Hand spielen, klein beigeben, jemandem mitspielen (eigentlich: mit jem. zusammen spielen gegen den dritten), übertrumpfen, Durchstecherei treiben (die Karten durchstechen, zeichnen, so daß man sie verdeckt erkennt), anspielen auf, verspielt haben, eine böse Sieben (altes Kartenspiel, bei dem die Sieben den Teufel bezeichnete).

Die Musik lieferte uns Wendungen wie: den Ton angeben, tonangebend sein, die erste Geige spielen, verstimmt sein, andre Saiten aufziehen, einen Dämpfer aufsetzen, pauken, einpauken, auf dem letzten Loch pfeifen (höchster Ton eines Blasinstruments; höher kann man eben nicht kommen), flöten gehen (vielleicht: mit seiner Flöte davongehen, um sich als Musikant durch die Welt zu schlagen), etwas aus dem ff verstehen (ff als musikalisches Zeichen bedeutet fortissimo = sehr stark; die Redensart wird auch anders erklärt).

In das Theaterleben führen uns die Wendungen: eine Rolle spielen, aus der Rolle fallen und einen Höllenlärm machen (wie es bei den alten geistlichen Volksschauspielen, in denen meistens Höllenszenen vorkamen, üblich war).

Ehe und häusliches Leben. Auch die Betrachtung von Redewendungen, die zu der Ehe und dem Familienleben in Beziehung stehen, gewährt einen Ausblick auf bedeutsame Bräuche und Anschauungen unsrer

Vorfahren. Bei der Eheschließung trat nach einer uralten Sitte der Bräutigam auf den Fuß der Braut zum Wahrzeichen dafür, daß er von nun an die bisher dem Vater zustehende Vormundschaft über seine Frau antrete. Da aber diesem Rechtsverhältnis zum Trotz oft die Frau die Herrschaft im Hause führt, so entstanden die spöttischen Wendungen unter den Pantoffel kommen, unter dem Pantoffel stehen. Erregte die unmännliche Haltung eines solchen Pantoffelhelden bei den Nachbarn Ärgernis, so pflegten diese ihm buchstäblich aufs Dach zu steigen und es einzureißen. Wer unter der Herrschaft seiner Frau steht, wird von ihr gelegentlich auch Gardinenpredigten hören müssen, also Auseinandersetzungen unter vier Augen hinter den Bettgardinen, wie sie früher üblich waren. — Als endgültig vollzogen galt eine Ehe von alters her erst dann, wenn Mann und Frau unter einer Decke steckten. Die Hochzeitsfestlichkeiten schlossen mit einer Nachfeier der Gäste; einer oder mehrere Hochzeitsgäste geleiteten die Frau ins Bad und mußten danach den gesamten Gästen einen Schlußschmaus geben, den man „Ausbad" nannte. Da das für sie kostspielig war, so kann man den Sinn unsrer Wendung etwas ausbaden müssen wohl begreifen. Vom Tage der Hochzeit an sollte die jungvermählte Frau die Haare nicht mehr offen tragen, sondern sie unter einer Haube bergen; an diese Sitte erinnern unsre Wendungen unter die Haube bringen und unter die Haube kommen. Am Morgen nach der Hochzeit überreichte der Ehemann seiner Gattin die „Morgengabe", die bereits vorher wie in der älteren Zeit des Brautkaufs vereinbart zu werden pflegte. Weil auch Nebenfrauen eine solche Morgenmitgift (willkürlich latinisiert zu „morganatica") zuteil wurde, so kam später für eine ungesetzliche Verbindung die Bezeichnung morganatische Ehe auf. Kinder, die aus Nebenehen hervorgegangen waren, nannte man „Kegel"; die stabreimende Verbindung Kind und Kegel bedeutet also von Haus aus: eheliche und uneheliche Kinder. — Nach der Hochzeit leben die jungen Eheleute zuerst in den Flitterwochen; der Ausdruck ist wahrscheinlich von dem alten Worte flittern = lachen, kichern, kosen abzuleiten. Mancher, der heiraten möchte, muß es erleben, daß er sich von der Erwählten einen Korb holt. Aus den Zeiten der Minnesänger wird uns mehrfach berichtet, daß Burgfrauen einem unbequemen Liebhaber von ihrem Fenster aus einen Korb mit so schwachem Boden herabließen, daß jener, wenn er dann hinaufgezogen werden sollte, unbedingt „durchfallen" mußte (daher die heutigen Wendungen: bei einem Antrag,

einer Bewerbung, einer Prüfung durchfallen). In späteren Zeiten verfuhr man glimpflicher: man schickte dem unwillkommenen Freier einen bodenlosen Korb. Heute werden nur noch in bildlichem Sinne Körbe gegeben.

Wer ein eigenes Heim gegründet hatte, war in seinen vier Pfählen oder unter Dach und Fach; die Ausdrücke erinnern an die Bauart alter Zeit. Ihr Mahl pflegte die ganze Familie aus einer gemeinsamen großen Schüssel zu essen; natürlich durfte niemand sich zuviel herausnehmen. Von dem, der sich große Fleischstücke herausschnitt, sagte man wohl: er schneidet auf. Die Tischplatte mit den Speisen war abnehmbar; sie wurde vor der Mahlzeit mit den Gerichten hereingetragen und nachher mit den Speiseresten wieder hinausgebracht: die Tafel wurde aufgehoben. Da man im Mittelalter noch keine Gabeln kannte, sondern die Speisen einfach mit den Fingern zu Munde führte, so pflegte man, wenigstens in höfischen Kreisen, bei Tische Wasser zum Händewaschen herumzureichen. Da dies Wasserreichen Knappen- und Knechtsdienst war, so verstehen wir unschwer die heutige Wendung einem das Wasser nicht reichen (= tief unter ihm stehen). — Kinder, die noch nicht allein laufen konnten, hielt man früher an einem unter den Armen durchgezogenen sogenannten Gängelbande (jemand am Gängelbande führen). War ein Familienmitglied erkrankt, so brauchte man als bewährtestes Hausmittel den ja auch heute noch beliebten Tee; abwarten und Tee trinken, das war meistens die Losung in Krankheitsfällen. In der Regel hatte diese Behandlung ja wohl auch den gewünschten Erfolg, daß der Kranke bald wieder auf dem Damm war, d. h. nicht mehr daheim zu hocken brauchte, sondern ausgehen, sich auf dem Straßendamm bewegen konnte (vgl. Straßennamen wie „Steindamm", „Neuer Damm" u. a.). Bei Regenwetter hatte es keinen Zweck, sich unter das vorspringende Hausdach zu flüchten; man kam dadurch nur vom Regen in die Traufe, denn die Dachrinnen und Abzugsrohre für Regenwasser sind eine Errungenschaft neuerer Zeit.

Redensarten aus verschiedenen Gebieten. Das ist nicht weit her, sagen wir, wenn wir etwas als wertlos bezeichnen wollen; die Wendung ist ein dauernder Beweis dafür, daß der deutsche Michel immer das Fremde hoch einschätzte und das Einheimische geringer achtete. — Wer etwas als ihm gänzlich unbekannt und unverständlich bezeichnen will, sagt wohl: das sind mir böhmische Dörfer; um die Entstehung der Wendung zu begreifen, muß man an die Deutschen denken, die unter der

slawischen Bevölkerung Böhmens wohnen, und denen Namen der ihnen benachbarten slawischen Dörfer fremdartig klingen. — Die Redewendung bis in die Puppen gehen stammt aus Berlin. Dort nannte man die Standbilder antiker Gottheiten an einem entlegenen Platz im Tiergarten „Puppen"; bis in die Puppen zu gehen, ist für Berliner Spaziergänger ein ziemlich weiter Weg. — Wer einem Holzabfuhrwege im Walde folgt, geht in der Regel fehl und kommt nicht zu dem erstrebten Ziel; denn solche Wege führen meistens nicht aus dem Walde heraus. Daher sagt man von einem im Irrtum befangenen Menschen: er ist auf dem Holzwege. Einen ähnlichen Sinn hat die Wendung in die Brüche kommen; im „Bruch", d. h. auf sumpfigem Moorgelände kann man sich leicht verirren und in Gefahr geraten. — Die Redensart auf Schusters Rappen enthält keinen Vergleich der Stiefel mit einem Pferde, sondern spielt nur auf die Farbe der Schuhe an, die schwarz ist wie beim Rappen und Raben (vgl. S. 54). — Wer die möglichen übeln Folgen einer im Verein mit andern verübten gefährlichen Handlung allein auf sich nehmen will, der nimmt es auf seine Kappe (eigentlich: die Prügel, die zunächst die Kappe, d. h. nach früherer Bedeutung den Mantel, treffen). — Beim Züchtigen mit der Rute kehrte man diese im Zorn oft um und schlug mit dem zusammengebundenen dicken Ende; daher: das dicke Ende kommt nach. Wer hohen Herren und Damen die Federn von der Kleidung las, suchte sich bei ihnen beliebt zu machen, ihnen zu schmeicheln; daher bedeutet nicht viel Federlesens machen: rund heraus die Wahrheit sagen. — Wenn man „die Hülle", d. h. Kleidung, und „die Fülle", d. h. Nahrung (womit man den Magen „füllt") hat, so besitzt man das zum Leben Notwendigste; jetzt heißt in Hülle und Fülle soviel wie: im Überfluß. — Die Wendung an dem ist Hopfen und Malz verloren stammt aus der Zeit, wo die Bierbrauerei noch kein selbständiges Gewerbe war, sondern jede Hausfrau für den Bedarf der Ihrigen selbst braute; wenn das Bier trotz aller Mühe mißriet, so war eben Hopfen und Malz verloren. — Was sehr schlecht ist, das ist unter aller Kanone; wahrscheinlich hieß es ursprünglich: gegen den Kanon, d. h. Richtschnur, Regel; also: gegen alle Regel. — Das geht auf keine Kuhhaut, so konnte man sich ausdrücken in den Zeiten, wo noch nicht auf Papier, sondern auf Leder geschrieben wurde. — Die Redensart Maulaffen feilhalten, d. h. mit offnem Munde dastehen und staunen, ist vielleicht eine Entstellung aus nd. „dat Mul veel apen halten" = das Maul viel offen halten. — In der Wendung sich einen Ast lachen bedeutet Ast soviel wie Buckel;

denn wer herzhaft lacht, krümmt sich unwillkürlich, so daß er bucklig erscheint (vgl.: sich nicht halten können vor Lachen, sich krümmen vor Lachen, sich schief lachen). — Die Krokodilstränen sind auf die alte Mär zurückzuführen, daß das Krokodil seine Opfer dadurch an sich locke, daß es Tränen vergieße. — Was von gediegener Art ist, das ist von echtem Schrot und Korn. Schrot hieß das Gewicht, Korn der Feingehalt der alten Münzen; mit der Zeit wurde bei der Münzprägung beides verringert. — Wenn man das Geld in Rollen beiseite legte, um es zu sparen, so wurde es buchstäblich auf die hohe Kante gelegt. — Der springende Punkt ist eigentlich der Punkt im Ei, in dem sich vermeintlich zuerst das Leben regt, in dem also die ganze spätere Entwicklung eines Lebewesens beschlossen ist. — Bis zum ꝛ („Tezet") mußten früher die Fibeln auswendig gelernt werden; denn das „ꝛ" war der letzte Buchstabe. — Das Ende vom Liede deutet auf den Ausgang der in den alten Volksliedern erzählten Begebenheit hin, der häufig traurig war.

Geschichtliche Redensarten. Zum Schluß mögen noch einige Wendungen kurz zusammengestellt werden, die eine bestimmte geschichtliche Veranlassung haben: Der Würfel ist gefallen (Cäsar beim Überschreiten des Rubikon i. J. 49 v. Chr.), Vandalismus (angebliche Zerstörungswut der Vandalen), auf der Bärenhaut liegen (die alten Germanen), aus der Schule plaudern, nach allen Regeln der Kunst (Meistergesang), dem Frieden nicht trauen (der „große Landfriede" Maximilians I. 1495, der doch nicht durchgeführt werden konnte), nach Adam Riese (Rechenmeister im 16. Jahrh.), Kadavergehorsam (wird von den Mitgliedern des Jesuitenordens gegenüber den Oberen gefordert), spanisch vorkommen (aus der Zeit Karls V., der spanische Sitten in Deutschland einzuführen suchte), und damit basta! (span. = genug; wahrscheinlich während des Dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache eingedrungen), Nürnberger Trichter (nach einem gleichnamigen Lehrbuch der Dichtkunst von Harsdörfer, das 1647 in Nürnberg erschien und dem Leser versprach, ihn in 6 Stunden die Kunst des Dichtens zu lehren), ein unsicherer Kantonist (eigentlich ein Rekrut, der sich der Aushebung zu entziehen suchte; die Rekrutierungsbezirke hießen zur Zeit Friedrich Wilhelms I. in Preußen Kantons), Schwefelbande (Name einer berüchtigten, rohen studentischen Verbindung in Jena im 18. Jahrh.), leben wie Gott in Frankreich (wahrscheinlich aus der Zeit der französischen Revolution, als man den lieben Gott „abgesetzt" hatte, so daß er in Frankreich nichts zu tun hatte), Ruhe ist die erste Bürgerpflicht

(Anschlagzettel des Ministers v. d. Schulenburg in Berlin nach der verlorenen Schlacht bei Jena 1806), ab nach Cassel! (scherzhaftes Trennungswort mit ernstem Ursprung: als hessische Fürsten ihre Landeskinder als Söldner an England verkauften, da war Cassel der Sammelplatz dieser Unglücklichen), wie ein roter Faden sich hindurchziehen (durch Goethe, Wahlverwandtschaften II, 2, eingeführt: die Schiffstaue der engl. Marine wurden durch einen eingewebten roten Faden als Staatseigentum kenntlich gemacht), der deutsche Michel (nach dem Erzengel Michael, der als Schutzheiliger des deutschen Volkes galt).

14. Volkstümliche Umdeutung und Umformung unverstandener Wörter (Volksetymologie).

Entstehung der Volksetymologie. Ein Kind, das zum erstenmal das Wort Leutnant hört, macht daraus vielleicht „Leutmann" und denkt etwa an einen Menschen, der mit gewissen Leuten zu tun oder gar das Läuten auf dem Kirchturm zu besorgen hat. Unter England stellt es sich entweder ein enges Land oder das Land der Engel vor. Erst wenn es in der Schule beim Geschichtsunterricht von den Angeln und Sachsen erfährt, erkennt es den wahren Ursprung des Wortes England (die „Etymologie"). Jene naive Umdeutung und Umgestaltung unverstandener Wörter, mit der das Kind sich zuerst behalf und die nicht auf dem wahren Sachverhalt, sondern auf dem Schein und auf Mißverständnis beruht, wird aber durchaus nicht etwa nur von Kindern vorgenommen, sondern in großer Anzahl auch von dem nicht wissenschaftlich gebildeten erwachsenen Volke und heißt deshalb Volksetymologie. Das Volk hat das unbewußte Bestreben, Wörter, die ihm an sich ein leerer Schall sind (Fremdwörter, aber auch einheimische, ungebräuchlich gewordene Wörter) sich mit Hilfe bekannter, ähnlich klingender Ausdrücke mund- und sinngerecht zu gestalten. Das Verfahren des gemeinen Mannes beim Schaffen solcher Umdeutschungen und Andeutschungen ist oft sehr willkürlich und geradezu gewalttätig, verrät aber in sehr vielen Fällen eine gesunde Einbildungskraft, eine bewunderswerte Findigkeit und einen herzerfrischenden Mutterwitz.

„Wenngleich in allen Sprachen Volksetymologien angetroffen werden, so erscheint doch das auf Umbildung des Unverstandenen ins Allgemeinverständliche gerichtete Bestreben des Volksgeistes in keiner Sprache so umfangreich, so ausgeprägt als in der deutschen, besonders in der neuhochdeutschen Sprache."[1] Hunderte von volksetymologischen Wendungen

[1] Andresen, Über deutsche Volksetymologie. Heilbronn, Henninger.

haben sich ein Heimatrecht in der Schriftsprache erworben, mindestens ebensoviele fristen ihr Dasein nur in der gewöhnlichen Umgangssprache.

Die Volksetymologie in der Schriftsprache. Ortsbezeichnungen erreichen aus begreiflichen Gründen in der Regel ein hohes Alter, müssen daher, wenn sie gar zu greisenhaft geworden sind, es sich gefallen lassen, in den Jungbrunnen der Volksetymologie geworfen zu werden. So machte das Volk aus dem Landesnamen der Holtseten (= Holzsassen) Holstein, — begreiflich in Zeiten, zu denen der ehemalige Waldreichtum des meerumschlungenen Landes sich stark vermindert hatte. — Der Name des südwestlichen Holstein, Dithmarschen, ist aus „Dietmarsgau" insofern glücklich entstellt, als dies Gebiet bekanntlich tatsächlich großenteils im Marschenlande liegt. — Rote Erde als Bezeichnung für Westfalen beruht auf einem Mißverständnis von rue ere (plattdeutsch = rauhe Erde). — Sauerland ist verderbt aus Suderland; denn es bildete den „Süden" des alten Sachsenlandes. — Städtenamen verfielen dem Schicksal volksetymologischer Behandlung besonders dann, wenn sie eine fremdsprachige Bezeichnung trugen. Aus Moguntiacum wurde Mainz (mit Anlehnung an den Namen des Flusses, an dessen Mündung die Stadt liegt), aus Claudii forum (= Markt des Claudius) Klagenfurt, aus Cussiniacum in der Schweiz Küßnacht, aus Mediolanum (it. Milano) Mailand, wieder eine völlig gewaltsame und doch sinnvolle Umformung. Willkürlich und zugleich sinnlos erscheint dagegen z. B. Katzenellenbogen aus Cattimelibocus oder Willenscharen (holsteinisches Dorf) aus Villa Ansgarii (= Ansgarshausen). — Wenn ein Landungsplatz bei Cuxhaven nach einem dort gestrandeten Schiffe namens Olivia Alte Liebe getauft wurde, so kann man sich dabei immerhin etwas denken, indem man sich in die Seele der dort ausziehenden oder heimkehrenden Weltreisenden versetzt. — Bei andern Ortsbezeichnungen sind alte deutsche Wörter umgestaltet worden. Aus Suevenfurt machte man Schweinfurt, aus Reinhards(stadt) in Schlesien Reinerz. — Türkheim in Württemberg hat nichts mit den Türken, wohl aber mit Thüringern zu tun. — Die Stadt Römhild in Sachsen-Meiningen hieß einst Rotemulte (= rote Erde; vgl. „Müll"), das thüringische Dorf Wimmelrode trug den Namen Wihemannarod (d. h. Rodung der Weihemänner = Priester oder Mönche), und Wünschenfuhl an der Suhl (Thüringerwald) sollte eigentlich Wendisch Suhl heißen. In dem Namen der Stadt Querfurt in Thüringen verbirgt sich das verlorengegangene altdeutsche Wort für „Mühle" (quern). Eschwege hieß vor Zeiten Eskinewag (= Eschenwasser). Der Mautturm (= Zoll-

turm) bei Bingen wurde mit Bezug auf die Mäusesage in Mäuseturm umgetauft. — Das bekannte Rauhe Haus bei Hamburg kennt in Wahrheit gar keine „rauhe" Behandlung seiner Zöglinge. Nach einer Lesart soll der Name des früheren Besitzers desselben (Ruge) sich in der Bezeichnung verbergen; nach einer anderen Erklärung soll eine Entstellung aus „Haus im Rugen", d. h. „im (rauhen) Buschwerk" vorliegen.

Auch manchen Personenbezeichnungen hat die Volksetymologie übel und doch auch hinwiederum gar nicht übel mitgespielt. Daß z. B. die Namen für Gestalten des alten Volksglaubens und der Volkssage auf die Dauer nicht rein erhalten blieben, ist nicht verwunderlich. Das wütende Heer ist nichts anderes als Wodans (Wuotans) Heer. Der durch Goethes Ballade bekannte Erlkönig sollte eigentlich Elfenkönig heißen (aus dän. Ellerkonge = Elverkonge), hat also nichts mit dem Baum Erle zu tun. Der zweite Bestandteil des Namens Rübezahl ist zagel = Schwanz (vgl. engl. tail). — Andere Entstellungen von Personenbezeichnungen sind: Muselmann (aus arab. moslemim = Gläubige), Mesner (aus mansionarius = Pförtner, an „Messe" angelehnt), Schwager (= Postillon, aus frz. chevalier = Reiter). Ein Hagestolz gilt dem Volke als ein Mann, der zu „stolz" ist, sich zu verehelichen; er hieß aber ursprünglich hagestalt, d. h. ein in den Hag Gestellter, ein jüngerer Bauernsohn, der nur ein kleines umhegtes Grundstück erhielt und daher nicht leicht eine Familie ernähren konnte.

Entstellte Tiernamen sind: Trampeltier (aus Dromedar, griech. = Läufer), Renntier (aus nord. hreindyr, an „rennen" angelehnt), Elentier (aus litauisch elnis = Hirsch), Murmeltier (aus murem montis = Bergmaus), Windhund (mhd. wint = Hund, also doppelt bezeichnet), eine „Kette" Rebhühner (aus ahd. kutti = Schar), Maulwurf (molt = Erde, „Müll"; also Erdwerfer), Lindwurm (lint = Schlange; an „Linde" angelehnt), Vielfraß (aus nord. fjallfreß = Bergbär).

Baum- und Pflanzenbezeichnungen, die sich im Volksmunde gewandelt haben, sind: Wachholder (aus wechal-ter = lebensfrischer Baum), Ebereesche (aus Abereesche; aber = falsch), Walnuß (= welsche Nuß), Buchecker (zu got. akran = Frucht; an „eckig" angelehnt oder gar als „Eckkern" gedeutet). In der Apotheke werden gefordert: Chinarinde (hat nichts mit China zu tun; quina peruanisch = Rinde, also Doppelbezeichnung), Fein Gretchen (aus foenum graecum = griechisches Gras), Liebstöckel (ligusticum, weil aus Ligurien in Italien stammend). — Der Karfunkelstein heißt eigentlich carbunculus (= Kohle; an „funkeln" angelehnt).

Von Nahrungsmittelbenennungen gehören hierhier: Weißbrot (statt: Weizenbrot), Lebkuchen (erste Silbe aus lat. libum = Kuchen), Brosamen (aus brosme = Brocken; vgl. Goethe im „Hochzeitlied": „Ach, wenn sie ein Bröselein hätte!"), Wildbret (zu brat = Fleisch) und Bockbier (aus „Einbecker Bier"); von Wörtern für Kleidungsstücke seien genannt: Leinwand (zweite Silbe aus wat = Kleidung; vgl. Uhland: „vierfältig Tuch zur Wat") und Schlafrock (ursprüngl. Schlüpfrock, Rock, in den man hineinschlüpft).

Allerlei Waffen und Geräte haben eine derartige Wortumgestaltung erfahren. Die Armbrust müßte bei wörtlicher Übersetzung des griech.-lat. Ursprungswortes arcubalista „Bogenwurfmaschine" heißen. Hellebarde entstand aus helmbarte, d. h. Barte (Beil) zum Zerhauen des Helmes. Aus beckenhube wurde Pickelhaube, aus hiefhorn (= Rufhorn) wurde Hifthorn oder gar Hüfthorn. Aus Schrittschuh machte man Schlittschuh, wobei man an den „Schlitten" dachte. Schalmei, aus altfrz. chalemie = Rohrflöte, wurde an „Schall" angelehnt. Felleisen ist eine glückliche Verdeutschung aus frz. valise = Ranzen. Ebenso gewaltsam wie treffend ist die Bildung des Wortes Hängematte aus dem arab. hamac. Feldstuhl ist eine Entstellung aus mhd. valtstuol (woraus die Franzosen ihr „fauteuil" gebildet haben). Fächer entstand aus lat. focarius = Blasebalg, Griffel aus lat. graphium = Schreibwerkzeug, hat also nichts mit „greifen" zu tun. Petschaft, ein russisches Lehnwort (petschat), wurde an „Schaft" angelehnt.

Von weiteren volksetymologischen Bildungen unsrer Schriftsprache mögen als Beispiele noch genannt werden: Fastnacht (an „fasten" angelehnt, gehört aber zu mhd. vasen = schwärmen; vgl. faseln. Hans Sachs schrieb gar „Faßnacht"), Rosenmontag (zu „rasen"), Wonnemond (zu mhd. wünne = Weideland), Abenteuer (zu frz. aventure aus lat. adventura = Ankunft, Begebenheit), Ohrfeige (aus ndl. veeg = Schlag), Kopfnuß (zu ahd. niozan = stoßen), Star (Augenkrankheit; zu „starren", hat nichts mit dem gleichnamigen Vogel zu tun), Hühnerauge (wahrscheinl. aus hürnin ouge = Hornauge), Sündflut (aus Sint- oder Sinflut; sin = allgemein, lange dauernd; vgl. Singrün = Immergrün), Eiland (aus Einland = allein liegendes Land), Kirchspiel (aus spel = Rede; also: soweit die Predigt der betr. Kirche besucht wird), Beispiel (ebenfalls mit spel zusammengesetzt), Friedhof (von fritan = einfriedigen, an „Friede" angelehnt), Weichbild (wahrscheinl. aus vicus = Stadt und bill = Recht, also: Gebiet der Stadtgerichtsbarkeit), Leumund (aus ahd.

hliuma = Gerücht, als „Leutemund“ gedeutet), Meerschaum (aus türk. merdzan = Koralle), sich ereignen (aus mhd. ereugen = sich vor den „Augen“ abspielen), abspannen (= abspenstig machen, von spanan = locken; vgl. Gespenst = verlockende Gestalt), preisgeben (von frz. prise, also: zur Beute geben), wetterleuchten (zu ahd. laikan = springen, vom Blitz gesagt), pomadig (aus poln. pomalu = langsam), ausgemergelt (nicht zu „Mergel“, sondern zu „Mark“ gehörig), allmählich (= ganz gemächlich, also nicht mit „mal“ zusammengesetzt), kunterbunt (aus lat. contra punctum).

Auch vieler Redewendungen hat sich die volkstümliche Umformung bemächtigt, z. B. „sich mausig machen“ (S. 78), „zu Paaren treiben“ (S. 75), „viel Geschrei und wenig Wolle“ (S. 75), „in die Schanze schlagen“ (S. 79) und „den Rang ablaufen“ (S. 79).

Die Volksetymologie in der Umgangssprache. Schier unerschöpflich ist die Fülle volksetymologischer Bildungen in der Umgangssprache und in den Mundarten. Man darf behaupten, daß jeder Tag Neuschöpfungen auf diesem Sprachgebiet bringt. Zahlreiche derartige Wörter und Wendungen sind in die Sprache des täglichen Lebens eingedrungen und werden von jedermann verstanden. Manche Umformungen verdanken ihren Ursprung bewußtem Volks- und Mutterwitz. Gern wird mit den Namen von Krankheiten Scherz getrieben. Der Rheumatismus wird treffend als Reißmatismus, die Influenza als Infaulenzia bezeichnet. Gastrisches Fieber gilt mit Recht als garstiges Fieber. Beim Apotheker (oder „Abdecker“) verlangt man Mottenöl statt Bergamottöl, ausländisches statt isländisches Moos, Kalte Quinte statt Koloquinthe, Galgenbaumöl statt oleum galbani. Unter Sophienmargaretenpulver kann man sich doch eher etwas denken statt unter sem. foeni graeci pulv. Wer kann dies Apothekerlatein im Gedächtnis behalten! Da macht man denn flugs aus unguentum neapolitanum (neapolit. Salbe) „Umgewendeter Napoleon“ und aus doppeltkohlensaures Natron „Doppelsohlenkauendes Nashorn“.

Reich an volksetymologischen Bildungen ist die Soldatensprache. Der Musketier wird zum Muskeltier, der Füselier zum Fuseltier. Und wenn das kämpfende Heer auf fremdem Boden steht, so legt der wackere Krieger die unverständlichen Laute, die an sein Ohr dringen, sich auf seine Weise aus und macht sich die Wörter mundgerecht. Im Kriege 1870/71 nannten die deutschen Soldaten ein bei Straßburg gelegenes Gasthaus Cheval blanc „Blanke Schwalbe“, die Pariser Champs élysées

wurden „Schanzenlieschen“ getauft, die Straße Rue de Sèvres wurde als Rote Seife bezeichnet, und der Ortsname Sainte Marie aux chênes wandelte sich im Munde biederer Sachsen zu „Sang Maria scheene“. Mac Mahon hieß bei den deutschen Truppen Max Mahon, und der General Frossard wurde zum General Freßsack erhoben. Aus der Schlacht von Mars la Tour wurde bezeichnenderweise die Schlacht Marsch retour; und als die Schlacht bei Le Mans gewonnen war, riefen Zeitungsverkäufer in den Straßen Berlins: „Großer Sieg bei Lehmanns!“ So haben auch im jüngsten großen Krieg unsre Feldgrauen auf den vielen fremdländischen Kriegsschauplätzen eine unübersehbare Menge derartiger Umdeutschungen geschaffen, die größtenteils bald wieder vergessen wurden; z. B. wurden die Ortsnamen Fouqueville und Gommécourt zu Funkenweiler und Gummigurt, und aus dem Chemin des dames machte der Soldatenmund Schmalendamm.

Es mag noch eine kleine Blütenlese von allerlei volkstümlichen Umformungen aus dem Umgangsdeutsch folgen: Zanktippe (Xantippe, die Gattin des Sokrates), Jungfernante (Gouvernante), Schandarm (Gendarm), Vagelbunt (Vagabund), Karnaljenvogel (Kanarienvogel), Gieraffe (Giraffe), Charlotten (so in Hannover statt Schalotten = Zwiebeln), Sternlichter (Stearinlichter), Ziehgarre (Zigarre), Kientopp (Kinematographentheater), Tretoir oder Trittoir (Trottoir), Rundteil (rondelle), Beschehum (Museum), Zuvielverdienstorden (Zivilverdienstorden), Botteramüsierböß (in Aachen statt Botanisierbüchse), kantegorischer statt kategorischer Imperativ (mit Beziehung auf den Schöpfer dieses Ausdrucks, Kant) Stillentium (Silentium), rattekahl oder ratzekahl (radikal), vermost (famos), verplezt (perplex), mordsakriren (massakrieren), die Schur haben (être du jour), aus der Façon bringen (merkwürdigerweise ein Fremdwort statt des Deutschen „aus der Fassung bringen“). „Hand von der Butter“ sagt man in Norddeutschland statt „Hand von der Butte“ (= Weinfaß), wie die Wendung im Rheinland lautete. — „Ulanen aus Rindfleisch“ schrieb eine junge Köchin in ihr Kochbuch statt: Ruladen. — Ein Tischlermeister, der für die Schule des Verfassers eine sog. optische Bank angefertigt hatte, schrieb auf der Rechnung: „Ein Obtisch Bank geliefert“. Tisch und Bank gehören eben zusammen. — „Polen macht sich frei, bricht die Türen ein“ (statt: Tyrannei) sang man einst in Hessen zur Zeit des polnischen Befreiungskrieges. — „Anne Wand, anne Där“ kommandierte man einst in Königsberg auf dem Kutscherball statt: en avant,

en arrière. — Das schlichte Volk kommt eben niemals in sprachliche Verlegenheiten; es schaltet und waltet mit den Wörtern wie ein unumschränkter Herrscher.

15. Unsre Personennamen.

Wert der Namenforschung. „Name ist Schall und Rauch!" Wer kennte nicht diese Worte aus Goethes „Faust"! Weniger bekannt ist wohl die folgende Äußerung desselben Dichters über die Bedeutung der Personennamen: „Der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen" (Dichtung und Wahrheit, 10. Buch). Diese Bemerkung des Dichters richtete sich zunächst gegen die teilweise etwas boshaften Versuche Herders, den Namen „Goethe" zu erklären, — Versuche, die, nebenbei bemerkt, sämtlich verfehlt waren. „Der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote", so vermutete Herder; in Wahrheit ist der Name „Goethe" eine der zahllosen Sproßformen des altdeutschen Namens Godoberaht (Godbert).

Man erkennt schon an diesem Beispiel, daß die Erklärung unsrer Namen nicht immer einfach ist. Aber mögen uns auch heute noch manche Personennamen dunkel und unverständlich sein, so steht doch fest, daß sie ausnahmslos von Hause aus Sinn und Bedeutung hatten, dem Namenträger und dem Namengeber durchaus bewußt. Die weitgehende Verschleierung und Verdunkelung der Bedeutung unserer Namen hat ihre Ursache zunächst in ihrem teilweise sehr beträchtlichen Alter, ferner in der häufigen mundartlichen Umgestaltung, manchmal auch in der Mischung mit fremdem Sprachgut, endlich in zahllosen Mißverständnissen oder willkürlichen Entstellungen. Jedoch die Erforschung der Eigennamen (Personen- und auch Ortsnamen) hat einen hohen sprach- und kulturgeschichtlichen Wert. Bilden doch die altdeutschen Namen den ältesten Teil unsrer Sprache, den sie überhaupt als erhalten aufzuweisen hat. „Aber in der Sprache spiegelt sich" auch „der Geist des Volkes, und in ganz besonderem Maße gerade in den Namen. Ihren Stolz und ihre Sehnsucht, ihren Glauben und ihren Aberglauben, ihre ganze Lebensanschauung haben ursprüngliche Völker, wie das germanische, in ihre Namen gelegt. Und weiter, auch die späteren Entwickelungen im Leben des Volkes, in Sitten und Einrichtungen, Zuständen und Anschauungen

lassen hier ihren Niederschlag zurück, so daß wir ein gutes Stück unsrer Kulturgeschichte an den Familiennamen herabbuchstabieren können. Sie gleichen den Versteinerungen der Urzeit: aus den Umwälzungen früherer Perioden sind sie übrig geblieben als Zeugen von dem, was einstmals war".[1])

Es muß unterschieden werden zwischen den Einzel- oder Personennamen und den Geschlechts- oder Familiennamen. Ursprünglich führte jede Person nur einen Namen, dem der heutige „Vorname" entspricht. Von diesen ursprünglichen Namen, den Personennamen im engeren Sinne, soll zunächst die Rede sein.

Alle Personennamen waren in den Zeiten ihrer Entstehung entweder Benennungen, die dem einzelnen mit Rücksicht auf hervorstechende Eigenschaften oder aus besonderen Veranlassungen beigelegt wurden, oder sie hatten den Sinn von Segenswünschen, die dem Neugeborenen auf den Lebensweg mitgegeben wurden (z. B. Eberhard, d. h.: der Knabe möge stark werden wie der Eber).

Deutsche Namen. Die heimischen Personennamen sind fast ausnahmslos zweistämmig; einstämmige Namen kommen nur ganz vereinzelt vor, z. B. Ernst, Karl, Ilsa.

In der Namenwelt unsrer Altvordern saust und rauscht es von stürmischem Heldengeist, von wildem Kriegsmut, von reckenhaftem Behagen an Gefahr und Not. Davon zeugen Benennungen wie Hildibrand — der Kampfentbrannte; Hiltibald — der Kampfkühne; Wicbert und Wigbrecht — der im Kampf Glänzende; Hhlodwig (Chlodwig, Ludwig) — berühmter Kämpfer; Gundaheri (Gunther, Günther) — der im Kampf Hehre; Gundstaf, Gudstaf (Gustav) — der Stab im Kampfe; Hadubrand — der Haderentbrannte; Marbod — berühmt im Kampf. Alle in solchen Namen enthaltenen Wortstämme mit der Bedeutung Kampf, Krieg, Streit (hild, wig, gund, had, bad) sind sonst in unsrer Sprache längst erstorben und leben nur noch in den Namen fort. Kriegerischen Geist atmen auch Namen wie: Haribert (Herbert) — der Heerglänzende; Hariovalda (Harald) oder Walthari (Walther) — der Heerwaltende; Hariman (Armin, Hermann). In Ortwin — Schwertfreund; Gerhard, Garibert, Garibald — der Gerberühmte; Agabert, Agihart oder Ekkehart sind Bezeichnungen für Waffen enthalten.

Mit Vorliebe zog man bei der Namengebung auch Bezeichnungen für Tiere heran, deren Kraft und Schnelligkeit man bewunderte oder die wie

[1]) A. Heintze, Die deutschen Familiennamen (Halle. 1914).

Wolf, Rabe und Eber als den Göttern heilig galten. Von erbitterten Kämpfen mit dem grimmigen Bären erzählen Namen wie Beringar, Berinhard (Bernhard); an den Eber erinnert: Ebarhard (Eberhard); an den Herrscher im Reich der Lüfte, den Aar: Arnoald (Arnold). Von Wolf und Rabe sind z. B. folgende Namen hergeleitet: Wolfhraban (Wolfram), Wulfila — Wölflein; Wolfgang — der wie der Wolf einherschleicht, oder: der dem Wolfe nachgeht; Dietulf — Volkswolf; Hrotulf (Rudolf) — Ruhmwolf; Athaulf (Adolf) — Edelwolf; Bertram — glanzvoller Rabe; Sintram — Wegrabe; Sigihram — Siegrabe.

Aber nicht nur kühnes Dreinschlagen, auch Weisheit und kluger Sinn, Freundschaft und Treue galten als Heldenzier. Beispiele entsprechender Namen sind: Chuonrat (Konrad), Raginhard (Reinhart, frz. renard) — der eine erprobte Meinung hat; Winibald — starker Freund; Willehalm — williger Beschützer.

Freude an Herrschaft und Besitz spricht aus den Namen: Theodorich (Dietrich) — Volksherrscher; Adalrich — edler Herrscher; Uodalrich (Ulrich) — der an Besitz Mächtige; Odilo, Odo (Otto) — der Begüterte.

Ungeheuchelte religiöse Ehrfurcht tritt in zahlreichen Namen zutage. Bestimmte Götternamen wie Wuotan, Donar, Ziu wurden, wohl aus heiliger Scheu, wenig zu Personennamen verwendet, desto häufiger die allgemeinen Bezeichnungen „Gott“ und „Asen“ (Ansen, Götter). So entstanden die Namen: Godolef (Gottlieb) — der Gottgeborene; Godefrid, Godascalc, Godowin, Gotahard; Ansgar (Oskar), Ansowald (Oswald), Anshelm = Anselm, Oswin — Götterfreund.

Denselben Geist wie die männlichen atmen die weiblichen Namen unsrer heidnischen Vorfahren. Das Sanfte, Liebliche und Milde tritt zurück. Das Weib erscheint als die Gefährtin des Mannes, die ihm in Kampfesnot und Tod folgt. So erklärt sich die große Zahl der weiblichen Kampfnamen wie: Hadwig (Hedwig), Hadumot — Kampfmut; Hildegard — die im Kampf Bergende, Schützende; Brunhilde — die in der Brünne Kämpfende; Kriemhilde — die in der Eisenmaske Kämpfende; Gertrud — die Speerkämpferin.

Nach der bekannten Angabe des Tacitus in seiner „Germania“ meinten unsre Vorväter, daß den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches innewohne. Daran erinnern Frauennamen wie Gudrun — die Kampfraunende und Sigirun — die Siegraunende.

So finden wir bei unsern heidnischen Vorfahren „eine hochgemute, eine ideale, eine poetische Namengebung, in der uns nichts Unedles stört.

Sie ist einheitlich, wie aus einem Geist und Guß, gleich dem Germanenvolke selber, das ein einheitliches an Abstammung und Aussehen war, ein eigenes, reines, nur sich selbst ähnliches Geschlecht" (Heintze a. a. O.).

Selbstverständlich entwickelten sich sehr viele dieser altgermanischen Vollnamen im Laufe der Zeit zu Kurznamen. Die Abkürzungen, deren Zahl schier unbegrenzt ist, erklären sich teils aus der Bequemlichkeit des Rufenden, teils dienen sie als Kose- oder Schmeichelnamen. Sie entstanden meist, wie noch heute, im Schoße der Familie und drangen dann auch in den Kreis der Freunde und Verwandten des Hauses. In der Regel wurde der zweite, weniger betonte Namensstamm abgeworfen, z. B. Arnwald — Arn, Brunger — Brun, Eburhard — Ebur. Oft findet sich auch vokalische Endung, z. B. Kuonrat — Kuono, Sigbert — Sigo; Godberaht, Godebald, Godofrid u. a. — Godo. Gewaltsamere Kürzungen zeigen Formen wie Anno (Arnold), Benno (Bernhard), Bucco (Burchard). Die dergestalt verkürzten Formen erlitten sodann noch weitere Änderungen, indem man sogenannte Verkleinerungssilben an sie hängte. Diese Endungen sind im Ahd.: iko, ilo, izo. Das iko (nhd. ke, chen) gelangte in Norddeutschland, das ilo (nhd. el, le, lein) in Süddeutschland in einer Weise zur Vorherrschaft, die noch heute das landschaftliche Gepräge der Namengebung bestimmt. So entstanden Bildungen wie Godilo, Godiko (Gödeke), Godizo (Götz); Kuono, Kuonizo (Kunz); Frido, Fridizo (Fritz). Man hat berechnet, daß aus dem einen Namen Godoberaht durch Anwendung aller möglichen Zusammenziehungen und Verkleinerungssilben und bei Berücksichtigung sämtlicher mundartlichen Nebenformen sich etwa 6000 Namen bilden lassen, von denen hunderte tatsächlich vorhanden sind, freilich jetzt größtenteils nicht mehr als Personennamen (Vornamen), sondern als Familiennamen. Die Sprache vermag also ebenso wie die organische Natur einen einzigen Keim mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu reichster Entfaltung zu bringen.

Fremdsprachige Namen. Die Zahl der bis ins 11. Jahrh. hinein urkundlich belegbaren deutschen Personennamen beträgt gegen 7000. Von diesen leben zwar viele noch in Familiennamen fort, wie weiter unten nachzuweisen ist; jedoch als Vornamen sind von diesem Reichtum heute nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Desto mehr wurden im Mittelalter und in der neueren Zeit fremde Personennamen in Deutschland üblich. Zunächst handelte es sich um hebräische, griechische und lateinische Namen, deren Beliebtheit auf den Einfluß der christlichen Kirche und des Humanismus zurückzuführen ist; später wurden fran-

zösische, englische und andere Namensformen gebräuchlich. So ist die Namenwelt, in der wir gegenwärtig unsre Auswahl treffen können, sehr buntscheckig geworden. Schon Jean Paul stellt fest: „Leider bitten wir gegenwärtig lieber alle Propheten, Apostel, Heilige und Völker zu Gevattern als einen Deutschen." Es wäre aber zu wünschen, daß deutsche Eltern ihren Kindern noch mehr, als es erfreulicherweise heutzutage bereits wieder geschieht, deutsche Namen beilegten. Zu den „deutschen" Namen dürfen natürlich auch völlig eingedeutschte wie die biblischen „Hans" und „Anna" gerechnet werden.

Hebräische Namen sind: Matthias (Matz), Michael (Michel), Jeremias, Samuel, Johannes (Hans), Jakobus (Jakob); Elisabeth, Johanna, Hanna, Anna, Maria, Magdalena, Martha, Ruth, Eva, Susanne (Suse).

Die beliebtesten griechischen Namen wurden: Petrus (Peter), Philippus (Philipp), Christoph, Georg, Nikolaus (Klaus); Dorothea (oder Theodora), Agnes, Christine, Helene, Katharina (Käthe), Margarete (Grete), Sophie.

Lateinisch sind: Anton, Martin, Paulus (Paul), Franziskus (Franz) Emil, Julius, August, Erich, Viktor; Klara, Amanda, Erika, Laura, Franziska, Emilie, Julie, Paula, Ursula.

Französisch oder doch französisch zurechtgestutzt sind die Namen Louis, Louise, Henriette, Jeanette, Charlotte, Juliane, Karoline (Lina), Adolfine, Georgine, Wilhelmine (Minna); englisch oder englisch klingend: Willy, Alice, Jenny, Henny, Emmy, Elly, Lilly, Betty usw.

16. Unsre Familiennamen.

Entstehung der Familiennamen. Solange Deutschland dünn bevölkert war und seine in der Hauptmasse bodenständige Bevölkerung in den einfachsten Verhältnissen lebte, in denen das Tun und Treiben des einzelnen sich auf den denkbar engsten Kreis beschränkte, hatte ein Name zur Bezeichnung einer Person vollauf genügt. Bei der reichen Auswahl an Namen war eine Verwechslung von Menschen damals nicht oder nur in Ausnahmefällen möglich. Da bedurfte es also der Geschlechtsnamen so wenig wie noch heutzutage im engsten Familienkreise. Aber bei der Zunahme der Bevölkerungsdichte, bei der fortschreitenden Entwicklung von Handel und Verkehr im Zeitalter der Kreuzzüge und bei der wachsenden Zahl gerichtlicher Verträge und Urkunden reichte die alte Art der Personenbezeichnung nicht mehr aus. Besonders an den Brennpunkten des Verkehrs, in den Städten, kamen oft viele Träger desselben Namens zusammen. Da konnte man dann oft nicht wissen, auf welchen Wilhelm

oder Heinrich oder Johannes unter den vielen dieses Namens die gerade vorliegenden Tatsachen oder Handlungen, Rechte oder Nachteile zu beziehen waren. So machte sich denn gebieterisch die Notwendigkeit geltend, zu den eigentlichen Personennamen Zusätze zu machen, die dem Mangel deutlicher Unterscheidung abhalfen. Als Zusatz diente entweder der Vatername oder die Angabe des Standes und der Beschäftigung, des Wohnsitzes oder auch einer hervorstechenden Eigenschaft der betreffenden Persönlichkeit. Dadurch, daß diese Zusätze nicht nur eine einzelne Person kennzeichneten, sondern auch auf deren Nachkommen forterbten, wurden sie zu Familiennamen. Die alten Personennamen sanken nun zu „Vornamen" herab.

Bis sich die Familien- oder Geschlechtsnamen in Deutschland festsetzten, vergingen Jahrhunderte. Zuerst war in den Kreisen der Adligen die Sitte aufgekommen, dem Personennamen den Namen des Erbgutes oder Stammsitzes hinzuzufügen, wohl weniger des Bedürfnisses wegen als aus Familienstolz. Darauf bildeten sich Familiennamen in den bürgerlichen Kreisen der Städte, weil die Verhältnisse es mit sich brachten. In Südwestdeutschland beginnt dieser Vorgang im 12. Jahrh., etwas später in Mitteldeutschland, und erst vom 13. Jahrh. an folgt der Norden Deutschlands nach. Anfangs waren die Familiennamen noch wenig befestigt; sie wechselten manchmal bei aufeinander folgenden Geschlechtern, ja bei derselben Person. So hieß z. B. Lukas Cranach (aus Kronach in Franken stammend), der Freund der Wittenberger Reformatoren, eigentlich Lukas Sunter, wurde aber von Luther auch häufig Lukas Maler genannt. — Erst ganz allmählich drang die Sitte, einen Familiennamen zu führen, bei der Landbevölkerung durch, weil in den einfacheren Verhältnissen des platten Landes die frühere schlichte Art der Personenbezeichnung noch lange Zeit vollkommen genügte. Ja, die Bewohner der Nordseeküste, die Schleswig-Holsteiner und besonders die Friesen, konnten erst vor hundert Jahren durch polizeiliche Verordnungen gezwungen werden, sich zur Annahme von Familiennamen zu entschließen. Aber noch heutzutage kann man von einem Bauer auf die Frage, welches sein Name sei, etwa die Antwort vernehmen: „Ich heiße Karl und schreibe mich Müller." — Die letzten unter unsern Mitbürgern, die sich zur Beilegung von Familiennamen verstanden, waren die Juden; in Preußen hat der Hardenbergsche Erlaß vom 11. März 1812 sie dazu genötigt. So erklären sich die durchweg neuzeitigen Formen der jüdischen Familiennamen, deren Zusammensetzung und Bedeutung fast immer klar ist (z. B. Hirsch, Bär, Löwental,

Katzenstein, Eichenberg, Blumental, — daneben alttestamentlich-hebräische Namensformen wie Salomon, Abraham, Levi, Davidsohn u. a. m.).

Vaternamen. Das einfachste und nächstliegende Mittel für die Bildung von Familiennamen bestand in der Hinzufügung des Vaternamens zu dem Personennamen. Wenn der Name des Vaters in dem betreffenden Geschlechte häufig war, also bereits als eine Art Stammname angesehen wurde, so blieb seine Form in der Regel unverändert. Auf diese Weise wurden zahlreiche alte Personennamen zugleich zu Familiennamen, und es kann nun sogar vorkommen, daß jemand Otto Otto heißt. — Sehr häufig aber wurde dem Vaternamen das Wort „Sohn" beigefügt, das dann später entweder zu der Silbe „son" oder „sen" zusammenschrumpfte (z. B. Jakobson, Arnoldsen) oder ganz fortfiel, so daß jetzt nur noch das starke oder schwache Genitivzeichen (s, en) an Familiennamen an den früheren Sachverhalt erinnert (z. B. Arnolds oder Otten). Zuweilen wurde der Genitiv auch auf lateinische Weise mit „i" gebildet (z. B. Arnoldi, Bernhardi, Ruperti, Georgii). Die Namen auf „sen" finden sich auffallend zahlreich in Schleswig-Holstein (z. B. Hansen, Jansen, Wilmsen, Petersen, Paulsen, Jakobsen), während in Mecklenburg und den angrenzenden Gebieten dafür mundartlich die Silbe „ing" eintritt (z. B. Klausing, Klasing, Hansing, Gering oder Ihering [zu Gerhard], Körting [zu Konrad, Kurt], Sieveking [Siegfried], Wilsing).

Ebenso wie die alten Vollnamen wurden auch deren zahllose, mehr oder weniger verkürzte Sproßformen zur Bildung von Familiennamen benutzt.

Einige weitere Beispiele für Vaternamen mögen folgen. Aus Arnhard sind abgeleitet: Arndt, Arend, Ahrends, Ahrens; aus Bernhard — Berndt, Behrend, Behrens, Bernhardsen; aus Dietrich — Dietrichs, Diederichs, Dietrichsen, Dirks, Dietz, Tietz, Tietje, Tietjen, Tietjens; aus Friedrich — Friedrichs, Fritz, Fritze, Fritzsch, Fritzsche; aus Heinrich — Heinrichs, Henrici, Heine, Heinz, Heinze, Hinze, Hinz; aus Gottfried — Götze, Götz; aus Leopold — Lippold, Liebalt, Lippelt, Lepolt, Lepel, Leipel, Leipolt, Leupolt; aus Ludwig — Lutz, Lutze, Lüken; aus Ulrich — Ulrichs, Ulrici, Uz; aus Andreas — Anderson, Andersen, Anders, Enders, Drewes, Drews; aus Bartholomäus — Bartelmes, Barthel, Bartels; aus Matthias — Matthison, Matthies, Thies, Theis, Thießen, Theissen, Theisen; aus Johannes — Johansen, Hansen, Hanke, Hensel, Henseling, Jahn, Jahnke, Janke, Jänike; aus Nikolaus — Nickel, Klaussen, Klasen, Klaus, Klas; aus Cornelius — Nelson, Nelsen, Nielsen, Niels. Bei all diesen Namensformen sind die verschiedenen Schreibungen nicht berück-

sichtigt; denn es kommt uns überall zunächst auf das gesprochene Wort an, nicht auf seine Wiedergabe durch die Schrift.

Benennung nach Stand und Beschäftigung. Neben dem Namen des Vaters hatte der Beruf den größten Einfluß auf die Bildung der Familiennamen. Wohnten in einem Orte etwa vier Personen namens Karl, so war der eine eben Karl (der) Müller, der andre Karl (der) Schmied, der dritte Karl (der) Meier und der vierte Karl (der) Schulze. Wir haben hier die vier bei weitem am meisten verbreiteten derartigen Familiennamen vorweggenommen; aber die Reihe der Geschlechtsnamen, die von Haus aus nichts weiter als Berufsbezeichnung ihrer ersten Träger sind, ist schier unübersehbar, zumal da viele dieser Namen in den mannigfaltigsten Formen (und Schreibungen) vorkommen. Manche Berufe und Beschäftigungen, deren Erinnerung noch heute in Familiennamen fortlebt, gehören als solche der Vergangenheit an oder führen doch wenigstens in der Gegenwart andere Bezeichnungen. Hier eine Auslese von Berufsnamen!

Müller — Müllner — Miller — Millner — Möller — Moller, Kleienstäuber (Spottname des Müllers), Kerner — Körner (von ahd. quern = Mühle), Schmied (in den verschiedensten Schreibarten), Pinkepank (Spottname des Schmiedes), Meier (aus lat. major villae = Gutsverwalter), Bauer, Neubauer — Neugebauer (nd. Niebuhr), Neumann (nd. Niemann), Lehmann (Lehnbauer der Kolonistendörfer in Ostdeutschland, besonders im Brandenburgischen), Schulze — Schulz — Scholz — Schulte — Schulteß — Schultheiß (der die Schulden, Verpflichtungen der Bauern heischte, einforderte; vgl. „Dorfschulze"), Hübner — Hufner — Hüber — Huber (Besitzer einer „Hufe" Ackerlandes), Höpfner (Hopfenbauer), Hirt — Herder (Herdenbesitzer), Schäfer — Schaper, Jäger, Förster, Weidmann — Weidemann, Fischer, Schiffer — Schiffner, Maurer — Meurer, Zimmermann, Kleiber — Kleber (südd., von kleiben = die Baustoffe verbinden), Dunker — Dünker (nd., von lat. tunica Gewand, Hausgewand), Decker (Dachdecker), Leyendecker (Schieferdecker), Ziegler (nd. Tegeler), Schindler, Tischler — Tischer, Wagner — Wagener, Rademacher, Brettschneider, Köhler, Schlosser — Schlösser, Glaser, Weber, Schneider, Schröter — Schröder — Schröer — Schrader (von schroten = schneiden, also: Schneider), Schuhmacher — Schumann — Schuster — Schuchard — Schuchert — Schubert (von mhd. schuohworhte = Schuhwirker), Suter — Sauter (von lat. sutor = Näher), Seiler, Schleiermacher, Gerber, Löher, Lederer, Sattler, Riemenschneider, Lerse — Lersner (= Lederhosenmacher), Kürschner,

Föchner — Fechner (von ahd. feh = bunt; Hersteller von buntem Pelzwerk), Töpfer, Pötter — Pütter, Hafner — Hefner (südd.), Üllner — Uler — Euler — Auler (rheinisch = Töpfer), Böttcher — Böttticher — Bödicker — Bädeker, Büttner — Püttner, Faßbinder — Faßbender — Bender — Binder — Bendemann, Küpper — Küper, Plattner — Platter (Harnischplattenmacher), Salwürk (Bereiter von Rüstungen), Schwertfeger, Armbruster, Bogner, Pfeilsticker, Kugler, Nagler — Nagel, Kettner (Kettenmacher), Keßler — Kesseler, Kannegießer, Gabler, Löffler, Teschner, Pfannschmied, Eisner (Eisenhändler), Buchner — Buchmann, Krüdener — Krüttner (Sammler von Heilkräutern), Öhlschläger, Kaufmann, Krämer — Kramer, Winkler (Winkelkrämer), Manger — Menger — Menge — Meng (von lat. mango = Händler), Schenk, Krüger — Kröger — Krieger (Krug = Gastwirtschaft), Kretzschmar (von slaw. kretscham = Wirtschaft), Becker — Beck, Semmler, Metzger, Fleischer — Fleischmann, Knochenhauer, Sulzer — Selzer — Salzer (Verkäufer von gesalzenem Fleisch), Kuttler — Kittler (Kutteln = Eingeweide), Brauer — Breuer — Breyer — Preyer, Koch. — Kaiser, König, Fürst, Prinz, Herzog, Graf, Ritter, Junker, Marschall, Kämmerer, Markwart — Marquardt — Markert, Hofmann (= nd. Hoffmann), Höfling, Bauermeister (nd. Burmester), Vogt, Richter, Stöcker (= Gefängniswärter, der mit dem Stock umzugehen hat), Zöllner, Hauptmann, Fiedler, Pfeifer — Pieper (nd.), Bungner — Bünger (= Trommler), Schüler, Papst, Bischof, Probst, Pfaff, Abt, Glöckner, Küster — Köster (nd.), Opfermann — Oppermann (nd.).

Benennung nach Heimat und Wohnstätte. Bei denjenigen Personen oder Geschlechtern, die Grundbesitz hatten, kam schon früh die Sitte auf, sich danach zu benennen; daher gehören die von Örtlichkeiten hergenommenen Familiennamen zu den ältesten überhaupt. So heißen die berühmtesten Dichter ritterlichen Standes in der Hohenstaufenzeit Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue (auch: H. der Ouwaere) und Walther von der Vogelweide. Aber auch Leute nicht ritterlichen Standes benannten sich nach ihrem Stammorte oder Wohnsitze, so die bürgerlichen Dichter des 13. Jahrh. Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg. Das Wörtchen „von" zwischen den beiden Namen wurde oft auch fortgelassen, zunächst wohl aus Bequemlichkeit, später aber, weil seine Führung von den adligen Familien als Sonderrecht beansprucht wurde. Die heutigen Adelsnamen sind also sämtlich an dem „von" zu erkennen, z. B. von Falkenstein, von Hardenberg, von Hindenburg, von der Asseburg, von dem Busche. Durch die Sitte, früher bürgerliche

Familien durch Verleihung des Wörtchens „von“ zu adeln, entstanden in neuerer Zeit viele Namen, die, sprachlich beurteilt, sinnlos sind, z. B. von Goethe, von Müller, von Kaufmann, von Kurz.

Zahlreiche bürgerliche Familiennamen, die auf Heimat und Herkunft hinweisen, sind von Eigennamen abgeleitet, in denen die Angabe eines Volkes oder Stammes, einer Landschaft oder einer bestimmten Örtlichkeit enthalten ist. Hierher gehören Namen wie: Deutsch, Schweizer, Holländer, Franzos, Engelmann (= Engländer), Unger (= Ungar), Böhme — Böhm — Behm, Ruß, Pohl — Pohland — Pollak (= Pole); Preuß, Bayer, Schwabe — Schwab, Sachse — Sachs — Saß, Hesse — Heß — Hasse, Döring (= Thüringer), Meininger, Franke — Frank, Westfal, Riemann — Reimann (= Rheinländer), Sauerländer, Voigtländer, Pommer, Schlesinger (= Schlesier), Holst (= Holsteiner), Friese — Frese — Freise; Nordmann, Sudermann, Westermann, Ostermann; Berliner, Hamburger, Frankfurter, Breslauer, Haller, Meißner, Casseler — Casselmann — Cassel.

Andere Familiennamen sind von Gattungsnamen abgeleitet, die nur eine allgemeine Herkunftsbezeichnung geben, z. B. Ambach, Amberg, Berg, Imhoff, Utermöhlen (aus der Mühle), von der Heide, Möllenbeck (der am Mühlenbach wohnt), Amborn — Ambronn, Vormbaum, Auffenberg, Zumsteg, Stegen, Stein, Steinhausen, Kamphausen, Brockhaus — Brockes (von broich = Sumpf), Baumgarten, Birkner, Lindner, Weidner, Eschner, Fichtner, Brückner, Pfützner — Pfitzner, Marschner. Sehr häufig endigen derartige Namen auf -mann, z. B. Bachmann — Beckmann, Bornemann, Brückmann — Brüggemann, Buschmann, Brinkmann (Brink = Abhang), Lindemann, Lohmann (loh = Busch), Hagemann, Holzmann, Stegemann, Teichmann — Diekmann, Wassermann, Winkelmann.

In diesem Zusammenhang sind auch die von Häusernamen hergeleiteten Familiennamen zu erwähnen. Unsere Vorfahren liebten es, ihren Häusern Namen beizulegen und diese in bildlicher Darstellung, meist über der Haustür, anzubringen. Diese Namen wurden gern dem Pflanzen- oder Tierreich entlehnt (z. B. zum Rebstock, zur Rose, zum Adler, zum Pfau, zum Krebs). So ist in den Familiennamen außer zahlreichen Pflanzenbezeichnungen fast alles, was da kreucht und fleucht, enthalten: Baum, Busch, Dorn, Wiese, Klee, Rosenbaum, Rosenstock, Rosenzweig, Rosenblüte, Rose — Röse, Lilie, Laub, Blume, Hanfstengel, Nägele (= Nelke), Appel, Kirsch, Birnbaum, Fichte, Tannenbaum, Nußbaum; Bär, Wolf, Fuchs — Voß, Hirsch — Hirzel, Bock, Hase, Eichhorn, Katz, Maus; Vogel,

Adler, Geier, Falk, Specht, Greif, Sperber, Sperling, Fink, Gimpel, Rabe, Elster, Eule — Euler, Taube — Teubner, Gans — Ganter, Hahn — Henne — Huhn — Hühnchen, Storch — Stork; Häring, Lachs. Doch gehen wohl nicht alle diese Namen auf Hausnamen zurück; manche werden auch auf eine andere, im einzelnen nicht immer mehr sicher zu ermittelnde Weise entstanden sein.

Benennung nach persönlichen Eigentümlichkeiten. Zu einer letzten Gruppe von Familiennamen seien solche Benennungen zusammengestellt, deren Ursprung in gewissen Eigentümlichkeiten des ersten Namenträgers liegt, die also dem Enkel noch heute verkünden, was einst an dem Ahnen besonders aufgefallen ist. Gerade bei diesen Namengebungen haben Spottlust oder Bosheit nicht selten ihre Hand im Spiele gehabt. Daß man dabei auch vor fürstlichen Persönlichkeiten nicht haltmachte, zeigen Namen wie Karl der Kahle, Karl der Dicke, Heinrich der Zänker und Ludwig der Unartige (Landgraf von Thüringen).

Am meisten fallen körperliche Eigentümlichkeiten in die Augen. Der Gesamteindruck der äußeren Erscheinung spiegelt sich wider in Namen wie: Lang — Lange, Kurz, Groß — Grosse — Grot — Grote — Großmann, Klein, Hoch — Hoche, Riese, Dick, Hager, Hübschmann, Säuberlich — Seiberlich, Knodt — Knauth — Knodel (plumpe, gedrungene Gestalt), Alt, Jung — Jungmann, Knabe. Die Beschaffenheit von Haupt und Haar hat folgende Namenbildungen veranlaßt: Breitkopf, Breithaupt, Großkopf, Schwarz, Weiß — Weiße — Witte — Wette — Witt, Roth — Rothe, Weißhaar, Wittkopf, Wullkop (wolliges Haar), Güldenzopf, Flashaar (Flachshaar), Geelhaar, Kraus — Krause — Krauße — Kruse, Strube — Struve — Straube — Straubel — Strobel — Strupp (Mensch mit ungepflegtem Haar, vgl. „Strubelpeter"); Rotbart, Spitzbart; Rotermund, Kußmaul; Kurzhals. Nicht minder pflegen Eigenheiten der Füße und Beine und die Art des Ganges die Aufmerksamkeit zu erregen. Beweise dafür sind die Namen: Langbein, Holbein, Krummbein, Schmalfuß, Dörrfuß, Breitfuß, Derbfuß, Knackfuß, Streckfuß, Klinkerfuß (klinkern = schlenkern), Schneefuß (weiß wie Schnee), Blaufuß, Stolterfoth (der stolzen Fußes einherschreitet), Kliefoth (von cliuwel = kleine Kugel, Klumpen), Renner. Andere Namen nennen schlechtweg einen Körperteil, an dem vielleicht irgend etwas Auffälliges war, z. B. Haupt, Fuß, Faust, Finger, Zeh, Leib. Doch sind solche Benennungen selten und lassen sich teilweise anders deuten. Der Name „Mund" z. B. ist jedenfalls von dem ahd. munto (= Schutz, vgl. „Vormund") abzuleiten.

Weit seltener als körperliche Eigentümlichkeiten sind geistige und sittliche Eigenschaften bei der Namenbildung maßgebend gewesen. Hierher gehören die Namen: Kluge — Klüger — Klücher — Klaucke — Klauker, Ehrlich — Ehrlicher, Ehrsam, Feine, Wolzogen (wohlerzogen), Biedermann, Gutermann, Fromm(e), Engel, Unglaube, Fröhlich, Sauer, Sorge, Ohnesorge — Ansorg, Kleinsorge, Sanftleben, Hartleben, Zorn — Zürn, Frech — Frick — Fricke, Böse, Kühn, Karsch — Krisch — Krische — Kregel — Kreger (= munter, lebhaft), Gutsmuts, Unverzagt. — Ursprünglich Befehlsformen sind Namen wie Tanz — Danz, Schanz (von frz. chancer), Schramm (von schrammen = schlagen; vgl. eine Schramme) und Gleim (von glimen = schimmern, wahrscheinlich vom Haar gesagt).

In diesem Zusammenhang mögen auch die Verwandtschaftsnamen (Vater, Altvater, Kindervater, Kind, Bruder, Vetter, Neffe — Neef, Schwager, Bräutigam) und die von Naturerscheinungen und von Zeitbegriffen entlehnten Namen erwähnt werden (Stern, Morgenstern, Schönwetter, Ungewitter, Brausewetter, Sturm — Storm, Kühlewind, Donner; Lenz, Sommer, Herbst, Winter, Merz, Mai, Mittag, Donnerstag, Freitag, Sonntag, Ostertag).

Manche Familiennamen sind auf eine Vorliebe für gewisse Kleidungs- und Ausrüstungsstücke zurückzuführen, wobei freilich in einzelnen Fällen auch ein Hinweis auf Beruf und Gewerbe vorliegen mag. Einige Beispiele sind: Langemantel, Wittmantel, Lederhose — Ledderhose, Langrock, Kurzrock, Blaurock, Gehrock, Langhut, Weißhut, Eisenhut, Häublein, Kranz, Rocktäschel, Sammet, Stiefel; Harnisch, Eisenhut, Degenkolb, Pfeil, Spieß, Hammer, Schlegel, Axt, Spannagel, Becher, Schaumlöffel, Pfannstiel. Selbst Münzbezeichnungen sind ohne weiteres zu Familiennamen erhoben worden; wir finden: Hundertmark, Taler, Grosche, Schilling, Heller, Kreuzer, Dreier, Bierling, Zehner, Zwanziger, Pfennig, Weißpfennig und Schimmelpfennig — Schimmelpfeng (der den Pfennig verschimmeln läßt, also: Geizhals).

Vielsagend sind die Namen, die uns die Lieblingsspeisen und -getränke ihrer ersten Träger verraten. Der Geschmack ist bekanntlich sehr verschieden; wir finden: Rindfleisch, Kalbfleisch, Schweinebraten, Gansfleisch, Pfannkuch, Krautwurst, Leberwurst, Bratfisch, Kohl, Wirsing, Speck, Schmalz, Käse — Keese, Weißbrot, Weckesser, Butterweck, Halfbrot, Sauerbrei, Sauerteig, Hafermehl, Haberkorn, Habermalz, Mußmacher; Süßmilch, Schlegelmilch (zusammengezogen: Schlemihl), Buttermilch, Bier, Gutbier, Kühlewein, Sauerwein.

Recht anziehend und oft belustigend sind endlich die sogenannten *Satznamen*, aus zwei, drei oder vier zusammengesetzten Wörtern gebildet und häufig einen Befehl ausdrückend. Solche Wortbildungen, im Mittelhochdeutschen sehr beliebt und auch dem heutigen Deutsch nicht fremd (vgl. ein Gernegroß, Habenichts, Tunichtgut; Stelldichein, Lebewohl, Vergißmeinnicht), wurden mit Vorliebe bei der Namengebung verwendet. Vereinzelt finden sich derartige Bildungen unter den Vornamen (Traugott, Fürchtegott, Leberecht, Kreuzwendedich), zahlreicher unter den Familiennamen. Zweigliedrige Satznamen sind: Kehrein, Trinkaus, Supan (sauf an!), Bleibtreu, Hotop (Hut auf!), Schlickum (schleich umher!), Schlagintweit (schlag entzwei!), Wackernagel (nagle wacker!). Dreigliedrig sind Suchsland (such das Land; der Umherspäher), Suchenwirt, Hauenschild, Hebestreit (der den Streit anhebt), Schickedanz (Tanzordner), Schlagenteufel, Gripenkerl (greif den Kerl! Name des Büttels), Störtebeker (stürz den Becher!), Hassenpflug (haß den Pflug! einer, der des Bauernstandes überdrüssig geworden ist), Thudichum. Vier Wörter stecken in den Satznamen: Haltaufderheide (ein Raubritter, der auf der Heide hält, um Vorüberziehende zu überfallen), Springsfeld (spring in das Feld), Springsklee, Griepentrog (greif in den Trog; einer, der beim Essen unbescheiden zulangt).

So zeigt unsre Muttersprache bei der Namenbildung eine Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit, wie sie wenigen Sprachen der Menschheit eigen ist.

Deutsche Familiennamen in fremdem Sprachgewande. Die bekannte übertriebene Vorliebe unsres Volkes für das Fremdländische hat leider oft genug dazu geführt, gute alte deutsche Namen mit ausländischen Lappen zu behängen und häufig bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Im Zeitalter des Humanismus glaubten gerade die Gebildeten nichts Besseres tun zu können, als ihre Namen einfach ins *Lateinische* oder *Griechische* zu übersetzen. Bauer wurde zu Agricola, Becker — Pistorius (Pfister), Fischer — Piscator, Fuchs — Vulpius, Greif — Gryphius, Holzmann — Xylander, Hausschein — Oecolampadius, König — Rex, Kremer — Mercator, Neumann — Neander, Schmied — Faber, Öhlmann — Olearius, Weber — Textor, Schwarzerd — Melanchthon. Auch abenteuerliche Bildungen volksetymologischer Art entstanden, wie Osiander aus Hosemann, Eucharius aus Ekkehard. Konnte man nicht übersetzen, so gab man den Namen wenigstens ein möglichst lateinisches Aussehen, z. B. Gueinzius (Heinze), Cocceji (Koch), Scultetus (Schulze), Schusterus (Schuster), Fresenius (Friese).

Auch an französischen Gebilden fehlt es nicht in der deutschen Namenwelt. Daß die meisten eingewanderten Hugenotten ihre heimischen Familiennamen beibehielten, ist begreiflich und verzeihlich (z. B. Lenoir, Fouquet, Chamisso. Lacroix, Levêque). Aber was soll man dazu sagen, daß ein Kleemann sich in Clément umtauft, daß ein Vogler sich lieber Fouclair, ein Dessauer sich Dessoir nennt, oder wenn echt deutsche Namen mit französischen Akzenten verunziert werden, wie Nägelé, Schultsé, Wetterlé! Wie im Westen die Namen französiert werden, so werden sie im Osten polonisiert: Feldmann — Feldmanowski, Krauthofer — Krotowski, Ahlebeck — Alebitzki, Kochenstein — Kochanski, Schönborn — Szumborski, Schumann — Szuman.

Solche Namensänderungen Deutscher sind einem Verrat am deutschen Vaterlande gleichzuachten. Wohl kann man es begreifen, wenn z. B. jemand, der den Namen „Schwein" ererbt hatte, diesen zu dem weniger anstößigen „Klein" umschuf; im übrigen aber sollte sich kein Deutscher seines deutschen Namens schämen, sondern ihn in Ehren halten und sich auch auf diese Weise „einen guten Namen wahren".

17. Eigennamen als Gattungsnamen.

Deutsche Vornamen als Gattungsnamen. Es konnte nicht ausbleiben, daß man bei besonders häufig vorkommenden Personennamen gelegentlich von ihrem Träger absah und ihnen eine allgemeine Bedeutung unterlegte, sie also als Gattungsnamen gebrauchte. Das gilt am meisten von dem Allerweltsnamen Johann in seinen verschiedenen Formen. Ein Gasthausdiener oder ein herrschaftlicher Kutscher wird häufig „Johann" genannt, auch wenn er auf einen anderen Namen getauft ist; in der besagten Stellung ist er eben „ein Johann". Die Koseformen Hans und Hänschen bezeichnen in dem Sprichwort „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" schlechtweg das Kind und den Erwachsenen. Bekannt und beliebt sind die Zusammensetzungen: Hanswurst, Hans Narr, Hans Liederlich, Hans in allen Gassen, Prahlhans und Schmalhans (der zuweilen Küchenmeister ist). Hierher gehört auch das Zeitwort „hänseln", d. h. jemanden wie einen (dummen) Hans behandeln. Die nd. Namensform Jan ist zum Gattungsnamen geworden in: Dummerjan, Luderjan oder Liederjan, Grobian. „Schlendrian" bedeutet heute nicht mehr eine träge Person, sondern ein lässiges Treiben. Die Bezeichnung des Pöbels als „Janhagel" geht auf einen holländischen Zimmermann (Jan Hagel) zurück. Ein törichtes Mädchen nennt man auch wohl eine alberne Liese

oder eine dumme Trine (aus Katharine). Ein recht ungeschickter Mensch ist ein Stoffel oder Töffel (aus „Christoph"); benimmt jemand sich grob und flegelhaft, so ist er ein Rüpel (aus „Ruprecht"). Den Langsamen nennen wir einen Bummelfritz, den Trägen einen Faulenzer (aus Lorenz, Lenz; vgl. auch „faulenzen"). Der Unmut über ein weinerliches Kind findet in der Bezeichnung „Heulpeter" seinen Ausdruck; ein solcher „dummer Peter" muß es sich gefallen lassen, daß Hinz und Kunz (d. h. alle beliebigen Leute) ihn „uzen" (von Ulrich, Uz).

Bisweilen werden verallgemeinerte Vornamen auch zu Tierbezeichnungen. Mieze, Miez, Miezchen (aus Marie) ist ein beliebter Name für Katzen (vgl. „Miekatze"), Matz, Mätzchen (aus Matthäus) ein solcher für Vögel (Piepmatz, Starmatz; vgl. jedoch auch „Hosenmatz" und „Mätzchen machen").

Ein Familienname, der in allerlei Zusammensetzungen als Gattungsname benutzt wird, ist Meier; es gibt Bieder-, Angst-, Vereins- und andere Meier.

Allerlei Personennamen als Gattungsnamen. Zahlreiche Personennamen der verschiedensten Völker und Zeiten werden in unsrer Sprache als Gattungsnamen verwendet. In manchen Fällen werden auf diese Weise Persönlichkeiten eines bestimmten Schlages (typische Persönlichkeiten) bezeichnet. Ein sehr reicher Mensch wird ein Krösus oder ein Rothschild genannt. Der einflußreiche Gönner von Künstlern und Gelehrten heißt ein Mäzén, nach jenem kunstsinnigen römischen Ritter Maecenas am Hofe des Kaisers Augustus. Ein mächtiger Herrscher wird als Kaiser bezeichnet (nach Julius Cäsar). Wer leicht die Herzen der Frauen erobert, ist ein Don Juan. Besonders biblische Personennamen werden gern zur Bezeichnung von Leuten mit bestimmten Eigenschaften benutzt. Der Verräter ist ein Judas, der Zweifelsüchtige ein ungläubiger Thomas (Joh. 20, 24 f.), der leidenschaftliche Jäger ein Nimrod (1. Mos. 10, 9), der Hochbetagte ein Methusalem (1. Mos. 5, 27) und der Mann von ansehnlicher Körpergröße ein langer Laban (der freilich in der Bibel nirgends als „lang" bezeichnet wird).

Noch zahlreicher sind diejenigen aus Personennamen abgeleiteten Gattungsnamen, die als solche nicht wieder Personen, sondern Gegenstände bezeichnen. Eine überraschende Nachricht von einem schweren Unglück wird Hiobspost genannt. Wir sagen, jemandem sei das Kainszeichen auf die Stirn gebrannt. In dem Worte Lazarett lebt der Name des armen Lazarus der Bibel (Lukas 16, 20 f.) fort. Griechische Götternamen stecken in den Wörtern Panik (Pan, der Feld- und Waldgott, wurde als Wesen mit schreckenerregender Gestalt vorgestellt) und Morphium

(Morpheus, der Gott des Traumes). Die einzige „verwundbare" Stelle eines Menschen ist seine Achillesferse. Wer beim Anblick von leckeren Speisen und Getränken doch hungern und dursten muß, erleidet Tantalusqualen. Andere dagegen schwelgen bei einem lukullischen Mahl (nach dem reichen Römer Lukullus, der durch üppige Gastereien berühmt war). Wer ahnungslos in Lebensgefahr schwebt, über dessen Haupte hängt ein Damoklesschwert. Wer einen Augiasstall reinigen will, muß außer herkulischen Kräften auch Ausdauer besitzen. Ein Erfolg, der nur durch Einsatz übergroßer Opfer erkauft werden konnte, ist ein Pyrrhussieg. Eine prunkvolle Begräbnisstätte für vornehme Familien nennen wir Mausoleum, vielleicht ohne je von dem kleinasiatischen Fürsten Mausolos (im 4. Jahrh. v. Chr.) gehört zu haben, dem seine Gattin ein prächtiges Grabmal errichten ließ, das zu den sieben „Weltwundern" des Altertums gezählt wurde.

Namen von Personen, die in den letzten Jahrhunderten gelebt haben, sind in folgenden Wörtern erhalten: Mansarde (franz. Baumeister Mansard im 17. Jahrh.), Bertikow (Berliner Tischler), Gobelin (Pariser Färber im 15. Jahrh.), Silhouette (Schattenriß, ohne viel Kosten herzustellen; nach dem sehr sparsamen franz. Minister Silhouet im 18. Jahrh.), Guillotine (nach dem Verbesserer dieser Hinrichtungsmaschine, dem franz. Arzt Guillotin, 1789), lynchen (angeblich nach dem nordamerikan. Farmer John Lynch im 16. Jahrh., der sehr eigenmächtige Gerichtsbarkeit geübt haben soll), Boykott (irischer Gutsverwalter, über den die Landliga 1880 den Verruf aussprach), Lloyd (Besitzer einer Schifferkneipe in London im 17. Jahrh.), Tank (Wasserbehälter, im Weltkrieg: Panzerstreitwagen; nach dem engl. Ingenieur Thomas Tank), Grog (Spitzname des engl. Admirals Vernon, der 1740 befahl, daß die Matrosen den Rum mit Wasser verdünnten), Mumme (nach dem Bierbrauer Chr. Mumme in Braunschweig im 15. Jahrh.), Nikotin (nach dem Franzosen Jean Nicot, der im 16. Jahrh. den Tabak einführte), röntgen (nach dem deutschen Erfinder dieses photogr. Verfahrens, dem Physiker Röntgen, geb. 1845), verballhornen (nach dem Lübecker Buchdrucker Ballhorn im 16. oder 17. Jahrh., der neue Buchauflagen verschlechterte).

Länder- und Völkernamen als Gattungsnamen. Die Apfelsine, die in Deutschland etwa seit 1700 bekannt ist, heißt nach China, von woher sie um 1500 durch die Portugiesen zuerst in Europa eingeführt wurde. Der Pfirsich (malum persicum) stammt aus Persien. Der Magnet ist nach der griech. Landschaft Magnesia benannt, das Kupfer nach der

Insel Cypern, die Sardine nach Sardinien, der Champagner nach der franzöſ. Champagne, der Ulſter nach der gleichnamigen iriſchen Landſchaft, der Krimmer nach der Halbinſel Krim, ebenſo die Bezeichnung Krimſtecher für ein Fernglas, das zuerſt im Krimkriege benutzt worden iſt. Die Krawatte trägt ihren Namen nach den Kroaten, die im Dreißigjährigen Kriege durch ihre Halsbinden auffielen. Ein undurchdringliches Dunkel pflegen wir als ägyptiſche Finſternis zu bezeichnen (nach 2. Moſ. 10, 22). Eine Gabe, die dem Beſchenkten Verderben bringt, iſt ein Danaergeſchenk (Sage von dem hölzernen Pferd, das die Danaer oder Griechen den Trojanern ſchenkten). Philiſter werden die Spießbürger genannt, weil bei Studentenſtreichen in Jena im 17. Jahrh. wohl der bibliſche Ruf erſcholl: „Philiſter über dir!“ — Bei einer großen Verlegenheit heißt es: „Holland in Not“; das Wort ſtammt aus der Zeit des Raubkrieges Ludwigs XIV. gegen die Niederlande im 17. Jahrhundert. Bei einem wirren Durcheinander ſprechen wir von polniſcher Wirtſchaft, wie ſie tatſächlich auf manchen polniſchen Reichstagen herrſchte.

Ortsnamen als Gattungsnamen. Viele Erzeugniſſe ſind nach Örtlichkeiten benannt, zumeiſt, weil ſie dort zuerſt hergeſtellt worden ſind. Der Damaſt heißt nach der Stadt Damaskus, der Muſſelin nach Moſul, die Gaze nach Gaza in Paläſtina, der Tüll nach der franzöſ. Stadt Tulle, die Kirſche nach Kerajus in Kleinaſien, die Kaſtanie nach Kaſtana am Schwarzen Meer, die Korinthe nach Korinth in Griechenland, der Kognak nach der gleichnamigen Stadt in Frankreich, der Sherry nach Xeres in Spanien, das Pergament nach der Stadt Pergamon an der Weſtküſte Kleinaſiens, der Baldachin nach Bagdad. In der böhmiſchen Stadt Joachimsthal wurden 1519 die erſten „Taler“ geprägt (vgl. S. 65). Der Heller hat ſeine Heimat im ſchwäbiſchen Städtchen Hall. Das Bockbier wurde zuerſt in Einbeck (Prov. Hannover) gebraut, wie die Goſe in Goslar. Das Selterwaſſer iſt nach dem Kurort Selters am Taunus benannt. Das Bajonett wurde in der ſüdfranzöſiſchen Stadt Bayonne verfertigt, die Piſtole in der italieniſchen Stadt Pistoja, das Teſching in der böhmiſchen Stadt Teſchen. Goethe bemerkt in „Hermann und Dorothea“ (I, 55), der ſchöne Wagen des reichen Kaufmanns ſei „in Landau verfertigt“; wahrſcheinlich haben die Landauer ihren Namen daher, weil Joſeph I. während der Belagerung von Landau in der Rheinpfalz (1702) zum erſtenmal einen ſolchen Wagen benutzt haben ſoll. Die Kutſche verdankt ihren Namen der ungariſchen Stadt Kocs bei Raab.

D. Das Leben des Wortschatzes.

18. Der Reichtum unsrer Muttersprache.

Wortmenge. Die deutsche Sprache der Gegenwart verfügt über einen Vorrat von mindestens 300000 Wörtern; der englische Wortschatz weist etwa die Hälfte, der französische gar nur ein Viertel dieser Menge auf. Daher sagt Börne mit Recht: „Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und mild als unsere? Sie hat tausend Farben und tausend Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen." — Und doch gilt auch für unsre Muttersprache zugleich das Urteil, das John Locke über die englische gefällt hat: „Im Vergleich mit der endlosen Mannigfaltigkeit der Gedanken ist der Wörtervorrat so dürftig, daß Menschen, die für ihre Begriffe genau passende Ausdrücke nötig haben, selbst bei Anwendung der größten Vorsicht oft gezwungen sein werden, dasselbe Wort in etwas verschiedenem Sinn zu gebrauchen." So stehen uns z. B. für die Bezeichnung der zahllosen Geschmacksempfindungen kaum mehr als fünf Wörter zur Verfügung: süß, bitter, sauer, herb, salzig. Die Sprache kennt ferner nur einen „Duft" oder „Geruch" der Rose, der Nelke, des Veilchens und zahlloser andrer Blumen, obwohl die einzelnen Düfte für unsre Sinneswerkzeuge wohl unterscheidbar sind. Worin hat diese Wortkargheit der Sprache ihre Ursache? Mit den Lauten unsrer Sprache ließe sich, rein rechnerisch genommen, eine ganz unbegrenzte Zahl von verschiedenen Wörtern herstellen. Aus je drei Lauten lassen sich immer sechs Lautverbindungen schaffen (z. B. alt, atl, lat, lta, tal, tla); mit vier Lauten sind vierundzwanzig Zusammenstellungen möglich (z. B. eilte, eilet, leite, teile, eitel, eitle usw.). Aber nur eine verhältnismäßig ganz geringe Zahl der möglichen Zusammenstellungen ist tatsächlich zu Wörtern benutzt worden. Der Umkreis des Gedankenfeldes ist nämlich so unermeßlich groß und in einem so beständigen Wachsen und Wechsel begriffen, daß es niemals gelingen kann, für jeden einzelnen Begriff und für jede einzelne Vorstellung ein besonderes Wort zu schaffen. Und wenn es möglich wäre, würden doch nur sehr wenige Menschen imstande sein,

diese vielen hunderttausende von Wörtern im Gedächtnis zu haben, oder sie würden doch für die allermeisten Wörter keine Verwendung im Verkehr mit der großen Mehrzahl der Menschen haben. Der denkbar Höchstgebildete beherrscht doch nicht alle 300 000 Wörter unsrer Muttersprache. Von einem sehr großen Teil des Gesamtwortvorrats kennen breite Schichten zwar die Bedeutung, aber sie verwenden diese Wörter nicht für ihren persönlichen Gebrauch; von anderen Wörtern kennen sie die Bedeutung gar nicht oder nur ungenau; wieder andere Wörter kennen sie überhaupt nicht. Ein Mensch mit Durchschnittsbildung kommt im allgemeinen mit einem Hundertstel unseres Wortschatzes, also mit etwa 3000 Wörtern aus; im täglichen Leben des Volkes aber befindet sich nur etwa ein Tausendstel, also etwa 300 Wörter, im Umlauf.

Wortmannigfaltigkeit. Der Reichtum unsrer Muttersprache ist auch gar nicht darin zu erblicken, daß jeder einzelne Volksgenosse etwa über über einen sehr großen Wortvorrat verfügte; er besteht vielmehr in der großen *Mannigfaltigkeit* von Bezeichnungen, die oft für ein und dieselbe Sache vorhanden sind, und in der Fähigkeit der deutschen Sprache, für neue Begriffe aus eigenen Mitteln heraus *neue Benennungen zu schaffen* und auf diese Weise den Wortschatz immer wieder zu ergänzen und zu bereichern. Je wichtiger die Rolle ist, die ein Gegenstand im täglichen Leben des Volkes spielt, desto zahlreichere Bezeichnungen werden für diesen Gegenstand gebildet, weil man ihm bei wiederholter Betrachtung stets neue Seiten abzugewinnen weiß. So hatten die Ritter im Mittelalter für das Roß, das ihr täglicher Gefährte auf abenteuerlichen Fahrten oder bei Turnieren war, nicht weniger als sechzig Benennungen. Ferner erhellt die berüchtigte Vorliebe unsres Volkes für das Trinken schon aus dem Umstande, daß ein Sprachforscher 500 Ausdrücke und Wendungen hat sammeln können, die sich auf diese löbliche Tätigkeit beziehen. Gerade für die allertäglichsten Verrichtungen und für die unscheinbarsten Gegenstände, die das Leben des gemeinen Mannes ausfüllen, finden wir in der Volkssprache eine bunte Menge von Ausdrücken, von denen die meisten freilich in ihrem Gebrauch auf eine bestimmte Gegend unsres Vaterlandes beschränkt sind. Wie mannigfaltig sind die Benennungen für häusliche Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Handwerke! Der Fleischer oder Schlachter heißt andernorts auch Metzger, Selcher, Wurster, Fleischhauer, Knochenhauer, Pfotenhauer oder Beinhauer; den Klempner nennt man auch Spengler, Flaschner oder Blechner, den Böttcher auch Büttner, Krüger, Küfer, Scheffler oder Faßbinder, den Töpfer auch

Hafner oder Euler, den Tischler auch Schreiner, den Anstreicher auch Maler, Tüncher oder Weißbinder. Für „Korb" finden sich die Ausdrücke Kober, Kiepe, Kötze, Bähnert, Krebe, Schwinge, Krette, Maschl, Filwes und Zecker. Welche reiche Auswahl an Bezeichnungen finden wir für manche Speisen und Getränke! Für Sahne gibt es noch die Ausdrücke Rahm, Schmand, Schmetten, Obers, Kern, Nidel, Flott; für Käsequark: Zwarg, Topfen, Hopf, Hotte, Schotten, Matten, Matz, Gugger, Wrungel, Trebrach, Trontere, Käsle, Zieger. Eine Schnitte Brot wird als Stulle oder Bemme, das Brotende als Knust, Knaust, Köst, Kampen, Kanten, Käntchen, Ränftchen, Knüstchen oder Knäppchen bezeichnet. — Welche Fülle von Benennungen hört man für Kinderspielzeug und Jugendspiele! Das beliebte Gleiten auf einer spiegelglatten Schneebahn heißt u. a. glieten, glitschen, gländern, glennern, glänern, schlittern, schlettern, schindern, schüsseln, schleifen, schurren, schlüren, kascheln. Den Zufluchtsraum beim Haschen, Kriegen oder Greifen bezeichnen die Kinder als Freiheit, Gunst, Ruhe, Haus, Hütte, Verlaub, Verbot, Mal, Barre, Laube, Schanze, Stock, Kitsch, Permi(n) oder Promi(n) (wohl aus franz. permis = erlaubt), Pax, Paxe u. a. m. — Für die unscheinbarsten Blumen und Kräuter, für winzige Käfer und Würmer sind oft bei jedem deutschen Volksstamme besondere Namen gebräuchlich. Der Schmetterling wird noch Butterfliege (vgl. engl. butterfly), Buttervogel, Butterlecker, Sommervogel, Müllermaler, Feifalter und Kaditte genannt. Die Heidelbeere heißt anderswo Blaubeere, Bickbeere, schwarze Beere, Krähenbeere, Roßbeere, Mehlbeere, Moosbeere, Heubeere, Waldbeere, Augelbeere, Gandelbeere, Brustbeere, Griffelbeere, Häselbeere, Kuhzitze oder kurzweg Besing (= kleine Beere). Die gewöhnlich als Löwenzahn bezeichnete Unkrautpflanze heißt auch Kuhblume, Butterblume, Ringelblume, Kettenblume oder Pustblume und hat außerdem noch mehr als hundert andere Namen; nicht viel geringer ist die Zahl der Bezeichnungen für die Primel (Schlüsselblume) und Anemone (Osterblume), und für den Wacholder hat man etwa 140 verschiedene Volksausdrücke gezählt. Wahrlich, die deutsche Sprache ist keine arme Sprache!

Wortfruchtbarkeit. Um den Reichtum unsrer Muttersprache zu erkennen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, welche Fruchtbarkeit oft ein einziger Wortstamm entfaltet. Von dem Zeitwort „sitzen" leitet sich z. B. folgende Familie her: besitzen, setzen, besetzen, ersetzen, versetzen, übersetzen, einsetzen, aussetzen, absetzen, nachsetzen, widersetzen, entsetzen, besiedeln, ansiedeln, übersiedeln, Siedelung, Besiedelung, Ansiedlung, Ansiedler, Einsiedler, Sitz, Sitzung, Besitz, Besitzung, Besitztum, Übersetzung,

Übersetzer, Versetzung, Widersetzlichkeit, Absetzung, Besetzung, Satz, Absatz, Einsatz, Aussatz, Umsatz, Besatz, Ersatz, Entsatz, Gesäß, Sitte, sittlich, Sittlichkeit, sittsam, Sittsamkeit, Sessel, seßhaft, Seßhaftigkeit, besessen, versessen, Sattel, Sattler, satteln, umsatteln, absatteln usw. Aus der einen Wurzel „zieh" lassen sich leicht mehr als 200 Ableitungen auffinden; die Zahl würde jedoch 1000 überschreiten, wenn man alle Zusammensetzungen berücksichtigen wollte. In der Möglichkeit, Zusammensetzungen zu bilden, hat unsere Sprache ein geradezu unerschöpfliches Mittel, immer neue Wörter zu schaffen. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet z. B. beinahe 1000 Zusammensetzungen mit „Weib", 730 mit „Land", 615 mit „Krieg", je 613 mit „Hand" und „Kunst", und dabei fehlen noch viele neue Bildungen wie Kunstwolle, Kunsthonig und Kunstbutter u. a. m. Mit „Geist" beginnen in dem genannten Wörterbuch 510, mit „Mensch" 434 Ausdrücke. Und daß in dem Grimmschen Werke der gegenwärtig wirklich vorhandene Wortvorrat noch längst nicht erschöpfend dargestellt ist, hat ein Sprachforscher nachgewiesen, der zu den dort genannten 287 Zusammensetzungen mit „Liebe" noch eine Nachlese von 600 weiteren Bildungen dieser Art gegeben hat. Welche andere Sprache der Welt kann sich eines solchen Reichtums, einer solchen Schöpferkraft rühmen!

19. Werden und Vergehen der Wörter.

Wortuntergang. Wie die Gestalt und die Bedeutung unsrer Wörter unablässigem Wechsel unterworfen sind, so ist auch der Bestand des Wortschatzes wandelbar. Wörter kommen und gehen. Ganze Wortsippen sterben aus, andre fristen nur noch in unscheinbaren Sprachresten ein kümmerliches Dasein. Beim Lesen ahd. und mhd. Schriften und Dichtungen stößt man auf zahlreiche Wörter, die der heutigen Schriftsprache völlig unbekannt sind und nicht einmal mehr in veränderter Bedeutung gebräuchlich sind; höchstens haben sich manche in einzelnen Mundarten noch erhalten. Einige Beispiele sind: barn = Kind; diufe = Diebstahl; ellen, ellenthaft = Mut, kräftig; enke = Knecht; etter = Zaun (alem.-schwäb. Etter); gadem = Haus, Gemach; galm = Schall, Lärm; künne = Geschlecht (vgl. König); pfeit = Hemd (bayr.-österr. Pfait = Rock, Tuch); saelde = Glück (vw. „selig"); säze = Hinterhalt; truht = Schar (vgl. Truchseß); unde = Woge; verch = Leben; beiten = warten; brîsen = schnüren; brogen = aufrichten; dagen = schweigen; diezen = rauschen (vgl. „tosen"); jêhen = sagen (vgl. „ja"); nenden = wagen; smielen = lächeln (nd. schmielen, engl. to smile); telben = graben;

blide = heiter; gemeit = freudig, tüchtig; lüzzel = klein (nd. lütt, engl. little); michel = groß (vgl. „Mecklenburg" = große Burg, engl. much = viel); maere = bekannt, berühmt; spaehe = kunstvoll, klug; tougen = heimlich; vêch = bunt; vreislich = gefährlich, schrecklich; winster = link(s); zeswe = recht(s). —

Auch Luther und seine Zeitgenossen gebrauchten noch manchen Ausdruck, der heute ausgestorben ist. In der ursprünglichen Ausgabe der Lutherbibel finden wir u. a.: aefern = wiederholen; geilen = aufdringlich betteln; geren = Schleppe; glum = schlammig; greten = ausspreizen; hellig = keuchend, ermüdet (vgl. behelligen); köcken = ausspeien; kogel = Kopfbinde; kolk = Wassergrube (vgl Kolkrabe); kolter = Bettdecke; kreuel = Fleischgabel; legel = Fäßchen; löcken = hüpfen, ausschlagen (vgl. frohlocken = Freudensprünge machen); lören = heulen; lotterbube = Schwätzer; pfeben = Kürbisse; salse = bittere Brühe; sangen = geröstete Körner; sponde = Bettgestell; ströter = Strauchdieb; tartsche = Langschild; thramen = Balken; treufen = schelten; zauen = eilen.

Viel größer noch ist die Zahl solcher untergegangenen Wörter, deren Stamm sich in anderen Wortarten oder in einzelnen verwandten Ausdrücken erhalten hat, z. B. ande = Kränkung (ahnden); belgen = schwellen (Balg); bern = tragen (entbehren = nicht haben; Bahre, — bar); blîchen = schimmern (bleich); boln = werfen (Böller); bor = Höhe (empor); bôzen = schlagen (Amboß; mundartl. bosseln); brame = Rand (verbrämen); deigen = kneten (Teig); deo = Knecht (Demut); diet = Volk (deuten, deutlich, deutsch); dinsen = ausdehnen (aufgedunsen, Dunst); feim = Schaum (abgefeimt); galen = singen (gellen, Nachtigall); gelimpfen = angemessen sein (Glimpf, glimpflich); hamo = Hülle (Hemd, hämisch, „heim" tückisch); hiefen = rufen (Hifthorn); hurren = sich schnell bewegen (Hurra!); hurt = Stoß, Anprall (hurtig); kara = Schmerz, Sorge (karg, Karfreitag); klieben = spalten (Kluft); laffen = lecken (Löffel); lander = Zaunstange (Geländer); lei = Schiefer, Fels (Lorlei, rheinländisch: Leidecker = Schieferdecker); leich = Körper (Leichnam aus lihhamo = Körperhülle; Leichdorn, —lich); maz = Speise (Mus; Messer aus mezzi-sahs, „Speiseschwert"); mein = falsch (Meineid); munt = Schutz (Mündel, Vormund); râme = Ziel (anberaumen); ruoche = Sorge, Überlegung (ruchlos); sind = Weg (senden = auf den Weg bringen; Gesinde eigentlich „Weggenossen"); spanen = locken (Gespenst = lockende Gestalt; abspenstig); spel = Rede,

Erzählung (Beispiel; engl. spell, gospel = godspel, „Gotteswort"); spilden = verschwenden (kostspielig); tangol = Hammer (dengeln); tarnen = verbergen (Tarnkappe); touwen = sterben (tot; engl. to die); triu = Baum (das „der" in Holunder, Flieder, Wacholder; Teer); tuschen = sich verstecken (vertuscheln, tuscheln = heimlich flüstern); vlat = Sauberkeit (Unflat); vro = Herr (Frondienst, Fronleichnam, frönen, Frau); weiben = hin- und hergehen (Feldwebel); wer = Mann (Wergeld, Werwolf); winnen = arbeiten (gewinnen = durch Arbeit erwerben); witu = Holz (Wiedehopf); zafen = ziehen, putzen (Zofe).

Die Ursachen für das allmähliche Schwinden von Wörtern aus dem Verkehr können mancherlei Art sein und sind meistens nicht mit Sicherheit festzustellen. Am leichtesten ist der Untergang eines Wortes zu begreifen, wenn das, was einst durch diesen Ausdruck bezeichnet wurde, nicht mehr vorhanden ist. So sind z. B. mit dem Verfall des mittelalterlichen Rittertums zahlreiche Wörter, die sich auf das ritterliche Leben bezogen, verloren gegangen, soweit sie nicht eine neue Bedeutung angenommen haben. — In manchen Fällen hat vielleicht der lautliche Zusammenfall mit anderen Wörtern, der zu Verwechslungen führen konnte, die Verdrängung eines Wortes verursacht. So ist z. B. das Wort bruch für „Kniehose" ungebräuchlich geworden und bezeichnet jetzt nur noch Gebrochenes oder Sumpfland. Ebenso könnte durstig = kühn (von turren = wagen) dem von „Durst" abgeleiteten Worte durstig (vw. mit dürr = trocken) gewichen sein. Und neben dem Vogelnamen Drossel stand früher ein gleichlautendes Wort, das soviel wie „Kehle" bedeutete (vgl. erdrosseln und König Drosselbart). Freilich beruht dieser Versuch, das Absterben von Wörtern zu erklären, auf bloßen Vermutungen; denn es darf anderseits nicht übersehen werden, daß auch unser heutiger Wortschatz noch zahlreiche gleichlautende Wörter von verschiedener Herkunft und Bedeutung aufweist, die nicht einmal immer durch verschiedene Geschlechtsbezeichnung oder wenigstens fürs Auge durch abweichende Schreibung auseinandergehalten werden (vgl. die Beispiele auf S. 31). Im Sprachleben gibt es eben keine starren Gesetze, sondern es treibt oft genug auch der launische Zufall sein Spiel. — Endlich wurden viele Wörter entbehrlich und infolgedessen beiseite geschoben, weil gleichbedeutende andere Ausdrücke für dieselbe Sache vorhanden waren, — ein Luxus, den die Sprache sich im allgemeinen nur in den Mundarten gestattet. Nicht selten wurde sogar deutsches Sprachgut durch fremde Bezeichnungen verdrängt. So sind die alten Ausdrücke Aue, Eiland und Werder fast ganz dem

Lehnwort Insel gewichen; das ahd. houbitband wurde durch Krone, kuninestuol durch Thron ersetzt; für Kundschafter trat Spion ein, für ahd. senchil (Senker) Anker. Die Puppe nannte man früher Docke, und die Butter (gr.-lat.) hieß vor Zeiten gut deutsch „Schmer" (vgl. schmieren). Das einst allgemein gebräuchliche Wort quirn, das z. B. noch in dem Orts- und Familiennamen Querfurt erhalten ist, hat der neueren Bezeichnung Mühle den Platz räumen müssen.

Wortauferstehung. Zahlreiche Wörter, die zu den Toten gelegt waren, sind später zu neuem Leben erweckt worden. Besonders unsern klassischen Dichtern, ferner den Romantikern und Richard Wagner gebührt der Dank, die Aufmerksamkeit unsres Volkes auf die Schätze unsres alten Schrifttums hingelenkt und manche verschollenen Wörter aus dem Staube der Vergangenheit hervorgeholt und der lebendigen Sprache zurückgegeben zu haben. Zu den Wiedererstandenen im Reiche unsrer Muttersprache gehören: Aar, abhold, Ahn, anheben, bannen, Banner, Barde (von Klopstock wiedereingeführt), barfuß, barhaupt, beginnen, behagen, Beschaulichkeit, Besonnenheit, bieder (Lessing), Blachfeld, Brosam, Brünne, Degen (= Held; von Lessing wiedereingef.), Dirne, Drang, dunkeln, eitel (= lauter), Elfe, erkunden, fahen, Fee, Fehde, feiern (= nicht arbeiten), Ferge, findig, flugs, fortan, Forst, Frevel, frommen, fürbaß, fürlieb, Gau, Gaul, Gebaren, gehaben, gelehrt, Genosse, Ger, Gleisner, Götterdämmerung, griesgrämig, gülden, Hain (Klopstock), Halle, Harm, harmlos, Harnisch, hasten, hauchen, hausen, hehr, heil (= ganz), Heim, Heimat, heischen, Hippe, Hirn, Hort, Hüne, Imbiß, Kämpe, kiesen, Knappe, kosen, Kurzweil, Laib, Leumund, lugen, Maid, Märe, Meisterschaft, Minne, nacheifern, Norne, Prüfstein, raunen, Recke, reizen, rügen, Satzung, scheel, Schemen, Scheuer, schlottern, Seher, selbander, Sippe, sonder (= ohne), stattlich, Städter, Stegreif, Tarnkappe, ungefüge, Ungetüm, verdüstern, vergeuden, verursachen, Walhalla, Walküre, wallen, wähnen, wahren, Weidwerk, weidlich, weilen, Wesenheit, Windsbraut, wispern, Wüstling, zeihen.

Der Gedanke, gute alte Wörter zur Bereicherung unsres Wortschatzes heranzuziehen, muß als glücklich bezeichnet werden. Mit Recht bemerkt Lessing in seiner Ausgabe von Logaus Sinngedichten, durch Einführung der besten von den alten Wörtern seitens der angesehensten Redner und Dichter könne der Sprache „ein weit größerer Dienst erwiesen werden als durch Prägung ganz neuer Wörter, von denen es ungewiß sei, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte".

Etwas ganz anderes als die Wiederbelebung und Pflege brauchbaren

alten Sprachgutes ist das eigensinnige Festhalten altertümlicher Wörter, die mitten in neuzeitlicher Rede den Eindruck lächerlicher Salbung und Feierlichkeit machen. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um Ausdrücke und Wortformen aus der kirchlichen Sprache oder aus dem sogenannten Kanzleideutsch, als da sind: absunderlich, einträchtiglich, emsiglich, säuberlich, tugendsam, benamset, allzumal, alldieweil, sintemal, anhero, anjetzo, gen, von wannen, wasmaßen u. v. a. Die völlige Entbehrlichkeit solch überlebter Wörter erhellt schon daraus, daß für sie sämtlich neuzeitliche Ausdrücke und Formen vorhanden sind.

Wortschöpfung. Die Wiederbelebung alter Wörter reicht bei einem Kulturvolk wie dem deutschen nicht aus, um für die Fülle neu zuströmender Begriffe, die nach Bezeichnungen verlangen, diese zu schaffen. Wir sind daher genötigt, auch Neubildungen vorzunehmen. Das erste und ursprünglich einzige Mittel zur Gewinnung eines Wortschatzes ist die Wortschöpfung. Am Anfang der Sprachentwicklung wurden durch Wortschöpfung die Grundstoffe der Sprache gewonnen: die Wurzeln, meist einsilbige Lautgebilde. Aus diesen Wurzelwörtern sind alle verwandten Ausdrücke (Wortfamilien) hervorgegangen. Solche Wurzeln sind z. B. set für sitzen, setzen, Sitz, Sessel, siedeln usw., sta für stehen, Stadt, stellen, Stall, Stand, usw., weg für wiegen, Gewicht, Wage, wagen usw. Jedoch eine mehr als tausendjährige Sprache wie die deutsche schafft zur Bezeichnung neuer Begriffe in der Regel keine neuen Wurzeln mehr; nötigenfalls greift sie vielmehr zur Wortbildung, d. h. sie bildet aus dem reichen überlieferten Sprachschatze, also mit Hilfe der bereits vorhandenen Wurzeln, neue Wörter. Immerhin besitzt auch die nhd. Sprache noch die Fähigkeit, ganz neue Wörter frei zu erzeugen. So soll das Wort „Gas“ von dem 1644 in Brüssel verstorbenen Naturforscher van Helmont ohne Anlehnung an vorhandene Stämme durch willkürliche Lautzusammensetzung frei erfunden sein; es hat in alle Kultursprachen Eingang gefunden. Als verhältnismäßig junge Neuschöpfungen gelten auch manche lautmalenden Wörter, z. B. bimmeln, bammeln, bummeln, blaffen, flirren, Flitter, flunkern, flüstern, huschen, kichern, klatschen, klimpern, klirren, Klecks, Knacks, knarren, knistern, knittern, kribbeln, krabbeln, kreischen, murren, panschen, pladdern, planschen, plappern, platzen, poltern, prasseln, prusten, quietschen, rasseln, räuspern, schlürfen, schmettern, schrill, stöhnen, stolpern, summen, torkeln, wimmern, zischen, zwitschern. Das in unsrer Zeit entstandene Wort Töff-Töff für Automobil ist eben-

falls auf Schallnachahmung zurückzuführen. Im ganzen ist Neuschöpfung im Leben der heutigen Sprache eine sehr seltene Erscheinung.

Künstliche Wortgebilde. Nur scheinbare Wortschöpfung liegt vor bei Bildung von Wörtern aus den Anfangsbuchstaben zusammengesetzter Wörter. So wurde aus **H**amburg-**A**merikanische **P**aketfahrt-**A**ktien-**G**esellschaft kurz „Hapag" gemacht, aus Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung „Ila". Solche künstlichen Wortgebilde besitzen einen recht zweifelhaften Wert, aber ihre Entstehung erklärt sich aus der Abneigung gegen Wortungeheuer und aus dem Mangel an Zeit und Geduld, derartig langatmige Wörter zu schreiben und auszusprechen. Einige andre, zum Teil nach englisch-amerikanischem Muster künstlich gebildete Dingwörter sind: Delag (Deutsche Luftschiffahrt-Aktiengesellschaft), Anuga (**All**gemeine **N**ahrungs- **u**nd **G**enußmittel-**A**usstellung), Apo (**Ab**stimmungs**po**lizei), Hakatisten (Angehörige des von **H**ansemann, **K**ennemann und v. **T**iedemann begründeten Vereins zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken), Kadetten (russische Partei, ebenfalls nach den Anfangsbuchstaben der Namen ihrer Gründer bezeichnet), Flak (Flugzeug-Abwehr-Kanone), Film, Kodak u. v. a.

Mode- und Schlagwörter. Wie auf fast allen Gebieten menschlichen Lebens die Mode herrscht, so auch auf dem Gebiet der Sprache. Wörter werden modern, aber auch wieder unmodern. Zuweilen sind es die großen Dichter und Sprachmeister, von denen Wörter in die Mode gebracht werden, meistens aber bleibt die Herkunft der Modewörter verborgen. Einige Modeausdrücke unsrer Tage sind: andauernd, ausgeschlossen (= unmöglich), auslösen (z. B. Heiterkeit), sich auswachsen (z. B. zu einer Gefahr), Ausmaß, Auswirkung, bedingen, im Bilde sein, blendend, einwandfrei, sich einstellen auf, erneut (= abermals, nochmals, wiederum), erstklassig, fraglos, selbstredend, glatt (z. B. glatt abgewiesen werden), großzügig, eigenartig, Jetztzeit (häßliche Konsonantenhäufung!), naturgemäß (= natürlich), restlos, richtiggehend, tiefschürfend, selten (z. B. selten gut = sehr gut), tadellos, unentwegt, unterstreichen (= hervorheben, betonen), Wertung, wonnig, zeitigen. Solche Wörter können dem Sprachschatz schon lange angehört haben, bevor sie die moderne Färbung annehmen und zu Lieblingswörtern weitester Kreise werden; sie können bald wieder verschwinden, aber auch zu dauerndem Sprachgut werden, nachdem sie den Anschein des Aufdringlichen und Beabsichtigten verloren haben. Schier unübersehbar ist die Schar neuer Wörter, die der Weltkrieg ins Leben gerufen hat und die vor 1914 kein Mensch verstanden hätte. Nur eine

kleine Auslese sei hier zusammengestellt: die Feldgrauen, Großkampftag, Stoßtrupp, Sturmwelle, sturmreif, Einnebelung, Luftstoß, Stellungskrieg, Trommelfeuer, Sperrfeuer, Feuerüberfall, Abwehrfeuer, Geleitzug, U-Boot-Falle; aber auch: Brotkarte, Bezugschein, Selbstversorger, Ersatz, Kundenliste, Schlangestehen, Schieber, Kriegsgewinnler, Hamsterfahrt, Kohlenferien, Laubheusammlung. Die meisten dieser sprachlichen Kriegskinder werden kein hohes Alter erreichen; schon das nächste Geschlecht wird sie kaum noch verstehen, und ein neuer Krieg, der unter anderen Verhältnissen geführt wird, dürfte auch wieder andere Wortbildungen im Gefolge haben.

Den Modewörtern sind die sogenannten Schlagwörter verwandt. Sie tauchen urplötzlich auf als Bezeichnungen für Begriffe oder Ereignisse, die weite Kreise des Volkes lebhaft beschäftigen, sei es nun, daß sie von diesen mit Entschiedenheit gefördert oder aber leidenschaftlich bekämpft werden. Das 18. Jahrh. prägte Ausdrücke wie Aufklärung, Toleranz, Humanität (Herder), Gedankenfreiheit (Schiller), Weltbürger und Weltliteratur (Goethe); in neuerer Zeit entstanden: Frauenemanzipation, Frauenrechtlerin, formale Bildung, Einheitsschule, Arbeitsschule, Aufstieg der Begabten, Persönlichkeit, Jugendpflege, Heimatkunst, bodenständig, Agrarier, alldeutsch, ultramontan, klerikal, Kulturkampf, Preßfreiheit, Chauvinismus, Imperialismus, Kapitalismus, Militarismus, Sozialismus, Bolschewismus (der Endung -ismus haftet schon etwas Schlagwortartiges an), Spartakist, Völkerbund, Volksstaat, Zukunftsstaat, abrüsten, Scharfmacher, Dampfwalze, Verständigungsfriede, Hungerfriede, Selbstbestimmungsrecht der Völker. — Solche Wörter sind „mit einem Schlage" in aller Munde. Sie können ebenso schnell wieder verschwinden, wenn das Interesse für die betreffende Sache abgenommen hat, bleiben aber häufig, wenn auch zuweilen mit veränderter Bedeutung, dauernde Bestandteile unsres Wortschatzes.

20. Wortbildung durch Ableitung.

Mittel der Wortbildung. Das gebräuchlichste Mittel unsrer Gegenwartsprache, den Wortschatz zu bereichern, ist die „Bildung" neuer Wörter, d. h. die Gewinnung neuer Bezeichnungen aus bereits vorhandenen Wortwurzeln. Wortbildung ist entweder Zusammensetzung oder Ableitung. Zusammensetzung liegt vor, wenn zwei oder mehrere Wörter, die auch selbständig verwendet werden können, sich zu einem Worte verbinden, z. B. Vater—land, Vater—lands—liebe. Bei der Ab-

leitung verwenden wir außer dem Stammwort keine selbständigen Sprachbestandteile, sondern bilden neue Wörter entweder einfach durch Veränderung des Stammes (z. B. Band, Bund von binden) oder durch Anhängsel (meistens Silben), die an den Anfang (z. B. Un-friede) oder ans Ende (z. B. fried-lich) des Stammwortes treten. Daß die verschiedenen Bildungsmittel in mannigfacher Verbindung gleichzeitig nebeneinander bei ein und demselben Worte auftreten können, zeigen Beispiele wie: be-deut-sam, vater-länd-isch, vor-märz-lich, Hoch-ge-birg-e, sonn-tag-morgen-haft.

Während die romanischen Sprachen ebenso wie die lateinische Grundsprache Wörter hauptsächlich durch Ableitung bilden, neigt das Deutsche weit stärker noch als das Griechische und Englische zu Zusammensetzungen und hat darin Erstaunliches geleistet (vgl. S. 110). Nach der Meinung namhafter Sprachforscher ist dieser Unterschied im Wesen der betreffenden Völker begründet. Ableitungen sind im ganzen kürzer als Zusammensetzungen, bieten also den Begriffsinhalt bestimmter und schärfer als diese und entsprechen der vorwiegend verstandesmäßigen Auffassung der Romanen; zusammengesetzte Wörter hingegen geben den Begriff sinnenfälliger und anschaulicher als einfache, abgeleitete Ausdrücke, entsprechen also der gemütvolleren Art des deutschen Volkes mit seiner stark ausgeprägten Einbildungskraft. Daher sind die Franzosen Meister der Prosa, die Deutschen aber Führer auf dem Gebiet der Dichtung. Wie nüchtern und leer klingt das französische ouvrier neben dem deutschen Handwerker, métier neben Handwerk, geste neben Handbewegung, gant neben Handschuh, mêlée neben Handgemenge, poésie populaire = engl. popular song neben Volkslied! Und neben der vielgepriesenen Kürze und Knappheit, die ein Vorzug der genannten Wörter zu sein scheint, zeigen anderseits fremde Sprachen, besonders die französische, gegenüber unsrer Muttersprache eine auffallende Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, — eine Folge mangelnder Fähigkeit enger Wortverbindung. Man vergleiche franz. poignée de main und engl. shake of the hand mit unserm „Handschlag", en forme de main und hand-shaped mit „handförmig", large comme la main und of a hand's breadth mit „handbreit" oder franz. union postale universelle mit „Weltpostverein"; man versuche ferner, Ausdrücke wie Muttersprache, Vaterhaus, Heimweh, Herzeleid, traumverloren, Waldeinsamkeit, Lenzespracht, rosenfarbig, Schaffensfreudigkeit, Kampfgetümmel, Weltgebäude u. a. in fremde Sprachen zu übersetzen, und man wird erkennen, daß es keiner andern Sprache so wie unsrer

Muttersprache gegeben ist, „den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen“ (Klopstock).

Ableitung durch Stammveränderung. Die einfachste Art der Wortbildung durch Ableitung besteht darin, daß man nur am Wortstamme vokalische oder konsonantische Änderungen vornimmt, ohne daß Ableitungssilben angehängt werden. Die meisten auf solche Weise gebildeten Haupt- und Eigenschaftswörter können als Verbalpartizipien aufgefaßt werden. So ist Burg = Bergendes, Dach = Deckendes, Faß = Zusammenfassendes, Feind = Hassender (got. fijan = hassen), Floh = Fliehender, Fluß und Floß = Fließendes, Freund = Liebender (got. frijon = lieben), Geier = Gieriger, Hahn = Singender (vgl. lat. canere = singen), Hand und Hund = Fassende und Fangender (got. hinthan und engl. to hunt = fassen, fangen, jagen), Leben und Leib = Bleibendes, Lid = Verschließendes (hlidan = verschließen), Rad = Eilendes (vw. mit rasch), Roß = Laufendes (vgl. lat. currere = cursere, laufen), Tag = Leuchtender (idg. dheg = brennen, hellwerden, leuchten), Zahn = Essender; Bild = (in Holz oder Stein) Gehauenes (Wurzel bil = spalten?), Brot = Gebackenes (vw. brauen, brühen, braten, brodeln?), Bug = Gebogenes, Draht = Gedrehtes, Heu = Gehauenes, Kind = Erzeugtes, Mehl und Mull oder Müll = Gemahlenes, Netz = Gestricktes (Wurzel nad = nähen, stricken), Naht = Genähtes, Satz = Gesetztes, Schaft = Abgeschabtes, Geglättetes; Schild = Gespaltenes (idg. skel = spalten), Schloß = Verschlossenes oder Schließendes, Schrot = Abgeschnittenes (vgl. schroten und Schröter), Schopf = Zusammengeschobenes, Schuft = (beiseite) Geschobener, Schutt = Aufgeschüttetes, Stamm = Stehendes, Staub = Stiebendes, Steg = Steigendes, Stich = Gestochenes, Stroh und Streu = Hingestreutes, Spruch = Gesprochenes, Topf = Vertieftes, Wand = Gewundenes, Geflochtenes; Werk = Gewirktes, Zeit = Abgegrenztes (vw.: Zeile und Ziel; vgl. auch engl. till = bis); — alt = erwachsen, durch Ernährung groß geworden (got. alan = aufwachsen, urvw. mit lat. alere = ernähren), laut = gehört, hörbar (vgl. gr. klyein = hören), schön = scheinend oder geschaut, grün = wachsend (vgl. engl. to grow = wachsen, werden), flott = fließend, flügg = fliegend, dünn = sich dehnend, dick = gedeihend oder gediehen, dürr = verdorrt, hell = hallend, tönend; brach = gebrochen, (be)quem = kommend, schlaff = schlafend, schmuck = sich schmiegend, schwül = schwelend, glühend; treu = trauend (dem man trauen kann), weich = einem Drucke leicht weichend.

Daß unsre Muttersprache auch heute noch die Kraft besitzt, aus reinen

Wurzeln einfache neue Gebilde abzuleiten, beweisen Wörter wie Hieb, Knall, Klatsch, Pfiff, Prunk, Ritt, Schmaus, Schmuck, Schund, Schwund, Schwur, Trieb, Trug, Reiz, Wuchs, die sämtlich erst in nhd. Zeit entstanden sind.

Ursprüngliche Zeitwörter sind in unsrer Sprache verhältnismäßig selten; im ganzen zählt man etwa 200 Stück. Sie folgen fast ausnahmslos der sogenannten starken Beugung, d. h. sie bilden die Stammzeitformen mit Ablaut (z. B. binde, band, gebunden; gelte, galt, gegolten; falle, fiel, gefallen; greife, griff, gegriffen). Alle übrigen Zeitwörter sind Ableitungen und gehören fast sämtlich der schwachen Beugungsweise an (z. B. legen, legte, gelegt). Von anderen (ursprünglichen) Zeitwörtern abgeleitete Zeitwörter unterscheiden sich von jenen häufig dadurch, daß sie das Bewirken der durch die ursprünglichen Zeitwörter bezeichneten Tätigkeit ausdrücken. So heißt ätzen oder äßen soviel wie „essen machen", beizen = beißen machen, beugen oder bücken = biegen machen. In ähnlichem Abhängigkeitsverhältnis stehen nebeneinander: blicken : blecken (besonders die Zähne blicken lassen); mhd. dimpfen (= rauchen) : dämpfen; dringen : drängen; mhd. trinnen (= sich absondern, vgl. abtrünnig) : trennen; fallen : fällen; fahren : führen; fließen : flößen; haften : heften; hangen : hängen; kranken : kränken; lahmen : lähmen; ahd. lidan (= gehen) : leiten; liegen : legen; nähren (urspr. = erretten) : genesen (= gerettet werden); prallen : prellen; ragen : regen; reißen : reizen; rinnen : rennen; saugen : säugen; schallen : schellen; mhd. schehen (= eilen) : schicken; schleißen : schlitzen; schwimmen : schwemmen; schwinden : (ver)schwenden; schwingen : schwenken; germ. sinthan (= gehen) : senden; singen : sengen (= singen oder kniftern machen); sinken : senken; sitzen : setzen; springen : sprengen; trinken : tränken; wachen : wecken und bewegen; winden : wenden; wiegen : wägen; zwingen : zwängen.

Auch von anderen Wortarten werden Stammzeitwörter abgeleitet, besonders von Dingwörtern und von Eigenschaftswörtern, z. B.: arbeit-en, schälen (Schale), malen (ahd. mâl = Zeichen), tag-en, herbst-en, rast-en, bild-en, red-en, eifer-n, zweifel-n; füll-en (voll), leucht-en (mhd. licht = hell), netz-en (naß), heiz-en (heiß), faul-en, reif-en.

Ableitung durch Endsilben. Die zahlreichen Anhängsel, mit deren Hilfe in alter Zeit aus Wurzeln Wortstämme und später aus bereits geprägten Stämmen immer wieder neue Wörter abgeleitet wurden und auch jetzt noch gebildet werden, waren von Haus aus selbständige Wörter; daher ist die Ableitung im Grunde nichts anderes als Zu-

sammensetzung. Von manchen Ableitungsendungen läßt sich ihre ursprüngliche Selbständigkeit noch nachweisen; bei den meisten jedoch ist es der Sprachforschung nicht mehr möglich, die Grundbedeutung festzustellen. „Wie die Schmarotzerpflanzen eines lebenden Stammes bedürfen, um darein ihre Wurzeln zu senken, so haben diese zarten Wörter sich gleichfalls an festere Gebilde angeschmiegt, ohne die sie meist nicht mehr zu leben vermögen“ [1]). Nachweisbar ist die frühere Selbständigkeit und der ursprüngliche Sinn noch bei den Dingwortendungen heit, rich, schaft, tum und bei den Eigenschaftswortendungen bar, haft, lich, sam.

Die Silbe -heit bestand im Ahd. und Mhd. als Dingwort mit der Bedeutung Wesen, Beschaffenheit, Weise (vgl. hessisch: lediger Heit = ledigen Standes); aber schon seit ahd. Zeit leitete man, um den Stand oder die Art und Weise zu bezeichnen, mit diesem Wort abstrakte Ausdrücke von Ding- und Eigenschaftswörtern ab, z. B. Gottheit, Freiheit, Entschlossenheit. — Die Silbe -rich entspricht dem got. reiks (lat. rex) = König, Herrscher, Gebieter. Die Zahl der Bildungen mit -rich ist nicht groß; die bekanntesten sind: Fähnrich, Dietrich = Volksgebieter, Heinrich = Gebieter des Heims, Friedrich = Friedefürst, Wegerich = Beherrscher der Wege, Wüterich = der Fürst, der Ärgste der Wütenden. Dagegen heißt Enterich nur Entenmännchen; ebenso gebildet sind Gänserich und Täuberich. — Die Silbe -schaft ist verwandt mit schaffen und bedeutet Beschaffenheit, Verhältnis, Zustand; sie bildet abstrakte Wörter (Freundschaft, Feindschaft, Knechtschaft, Gefangenschaft, Leidenschaft, Wissenschaft) und Sammelnamen (Mannschaft, Bürgerschaft, Völkerschaft, Hinterlassenschaft, Briefschaft). — Die Silbe —tum entspricht dem ahd. Hauptwort tuom (vw. mit tun) = Stand, Würde, Zustand, Erscheinung. Mit Ausnahme von Irrtum und Reichtum sind alle derartigen Bildungen ungeschlechtig, z. B. Altertum, Rittertum, Volkstum, Besitztum.

Die zur Bildung von Eigenschaftswörtern verwendete Silbe -bar bedeutet tragend, bringend (ahd. bërn. nd. bören = tragen). Die hauptwortlichen Sprossungen bezeichnen die Fähigkeit, das im Grundwort genannte Ding zu tragen oder hervorzubringen (fruchtbar, dankbar, dienstbar, ehrbar); die zeitwortlichen drücken meistens die Möglichkeit aus, daß etwas getan werden (eßbar, denkbar, strafbar, singbar, vernehmbar) oder geschehen kann (haltbar). — Die Bedeutung von -haft ist „habend“ oder „behaftet mit“ (ehrenhaft, glaubhaft, namhaft, dauerhaft); auch bezeichnet es eine Neigung (naschhaft, flatterhaft, schwatzhaft) oder einen

[1]) Weise, Unsre Muttersprache (Leipzig 1919), S. 134.

Vergleich (mannhaft, mädchenhaft, schalkhaft). — In *-lich* steckt der germ. Stamm lika = Körper (vgl. Leiche, Leichdorn = Dorn im Körper, „gleich“ aus ge-lich = von übereinstimmender Gestalt). Eine Zusammensetzung wie „kindlich“ hatte also zunächst dingwortliche Bedeutung (= Kindesgestalt), wurde dann aber zum Eigenschaftswort (= Kindesgestalt habend). Die Bildungen unsrer heutigen Sprache mit *-lich* sind unzählig, daher ist die Grundbedeutung dieser Ableitungssilbe meist verblaßt. — In *-sam* ist das mhd. sam = derselbe erhalten (vgl. samt, sammeln und engl. the same); es bedeutet also soviel wie „verbunden mit“, „gemäß“, z. B. sittsam = der Sitte gemäß, gewaltsam = verbunden mit Gewalt. Nur scheinbar gehört hierher „seltsam“, eine Entstellung aus seltsaene = selten zu sehen.

Was die zahlreichen anderen Ableitungsendungen betrifft, so läßt sich feststellen, daß bei Dingwörtern das sehr häufige weibliche *-ung* jetzt gewöhnlich eine Handlung oder deren Ergebnis bezeichnet (Handlung, Wanderung, Hoffnung, Meinung), das männliche *-ung* oder *-ing* die Abstammung (Nibelung, Edeling, Karoling[er]), *-el* das Mittel und Werkzeug (Hebel = Werkzeug zum Heben, ähnlich: Stachel, Flügel, Deckel, Schlüssel), *-er* die tätige Person (Bauer, Schneider, Schreiner, Helfer) oder den als Person gedachten Gegenstand (Bohrer, Brenner, Leuchter, Dampfer) oder die Herkunft (Bürger, Städter, Schweizer), *-sel* das Mittel (Stöpsel = zum Stopfen; Rätsel) oder Ergebnis (Häcksel = infolge Hackens), *-sal* die Wirkung (Labsal, Scheusal, Trübsal), *-nis* die Ursache, eine Begebenheit oder einen Zustand (Hemmnis, Schrecknis, Hindernis, Begebnis, Ereignis, Begräbnis, Verderbnis, Verlöbnis, Finsternis, Wildnis, Verhältnis); bei Eigenschaftswörtern bezeichnet *-en* oder *-ern* den Stoff (irden, silbern) oder das Wesen (lüstern, nüchtern), *-ig* (vielleicht vw. mit got. aigan = haben) und *-icht* das Behaftetsein (blutig, traurig, mächtig; neblicht, töricht), *-isch* die Abstammung (römisch, thüringisch), die Art (irdisch, höfisch) oder eine tadelnswerte Eigenschaft (herrisch, launisch, kindisch, läppisch), *-er* eine Tätigkeit (bitter = beißend, wacker = wachend) oder ein Behaftetsein (locker = ein Loch oder Löcher habend); bei Zeitwörtern drücken *-eln* und *-ern* die Wiederholung, Dauer oder Milderung einer Tätigkeit aus (lächeln, grübeln, sticheln, kränkeln; flimmern von flammen, schillern von schielen, stottern von nd. stoten = stoßen, zögern von ziehen). Welches aber der ursprüngliche Sinn dieser Ableitungssilben gewesen ist, läßt sich kaum noch in einem Fall ergründen. Erschwert wird diese Untersuchung noch dadurch, daß manche Ableitungsendungen im Laufe der

Zeit eine andere Form angenommen haben. In Wörtern wie Gärtn-er, Zeichn-er, Drechsl-er, Bettl-er faßte man nicht -er, sondern -ner und -ler als wortbildende Silben auf, und so entstanden: Redner, Schuldner, Söldner, Künstler, Tischler (früher: Tischer), Volksparteiler. Durch Wörter wie Karol-ing und Edel-ing splitterte aus der Endung -ing die neue -ling ab und fand dann weite Verbreitung, z. B. in: Früh-ling, Neu-ling, Lieb-ling, Täuf-ling, Schmetter-ling. Nach Wörtern wie einig-en und heilig-en wurden gebildet: pein-igen, stein-igen, rein-igen; end-igen (neben enden), künd-igen (neben künden) u. a. m. Von -heit hat sich -keit abgezweigt (aus einec-heit: Einig-keit; ebenso Ewigkeit, Freundlichkeit, Fruchtbarkeit u. v. a.).

Manche Endungen, die im Ahd. und Mhd. sehr beliebt waren, sind in unsrer heutigen Schriftsprache nur noch selten zu finden und zum Teil durch neuere Bildungssilben verdrängt. So war die Endung -e einst häufiger als jetzt (ahd. scôni = mhd. schoene = nhd. Schönheit; mhd. masze = Mäßigung). Durch die Selbstlautverdumpfung (vgl. S. 19) sind einige früher verschiedene Endungen in „e“ zusammengefallen, so in Friede (ahd. fridu), Hirte (ahd. hirti), Sünde (suntja), Bote (boto). Von den einst sehr zahlreichen Wörtern auf -de gebrauchen wir im heutigen Schriftdeutsch nur noch wenige, z. B. Behörde, Beschwerde, Bude (bauen), Bürde, Fehde, Freude, Gebäude, Gebilde, Gelübde, Gemälde, Gemeinde, Geschmeide, Getreide, Kunde, Räude (rauh); Staude, Gestade und Stunde (stehen), Zierde. Mundartlich sind noch Längde, Wärmde u. a. erhalten. — Mehrere alte Ableitungsendungen werden als solche überhaupt nicht mehr gefühlt und besitzen kein Leben mehr zu neuen Bildungen. So erweisen sich als ursprüngliche Ableitungsendungen die Endmitlaute in Hel-m (vgl. hehlen), Schwar-m (schwirren), Ster-n (vgl. lat. stella aus ster-la, engl. star), Kin-d (vgl. lat. gen-us), Fuch-s (ahd. foha = Füchsin), Sal-z (lat. sal). In anderen Fällen macht sich die Ableitungsendung, auch wenn sie längst nicht mehr zu Neuschöpfungen fähig ist, dem Sprachgefühl doch noch bemerkbar, so besonders „t“ (aus ahd. ti) in Glu-t (glühen), Blu-t (blühen), Bru-t (brühen = wärmen), Nah-t (nähen), Buch-t (biegen), Pflich-t (pflegen), Fahr-t und Fur-t (fahren), Sta-tt und Sta-dt (wo die wandernde Siedlerschar „stehen“ blieb), Gerüch-t (statt Gerüst, von rufen) u. a. — Unsre Verkleinerungssilben -lein und -chen sind eigentlich Doppelendungen. Die älteren einfachen Silben waren -el (früher ilo, z. B. Attila = Bäterchen, Wulfila = Wölflein; vgl. Ärm-el von Arm, Knöch-el von Knochen, Steng-el von Stange, Büsch-el von Busch und Hüg-el von

hoch) und -în (mhd. magatîn = Mägdlein, ahd. fulîn = Füllen, Kücken = Küchlein). Aus -el + -in entstand im Nhd. -elin, später -lein (Hermelin aus mhd. harme = Wiesel; Böcklin, Reuchlin; Blümlein); aus k (ch) + in entstand -chen. Bei Luther finden sich Formen wie Sönichen und Hänsichen. Im Norden unsres Vaterlandes ist -chen, im Süden -lein vorherrschend (vgl. S. 93); in Mitteldeutschland halten beide Endungen einander ziemlich das Gleichgewicht. Mundartlich wird das nordd. -chen zu -ken, -ke und -eke (Männeken, Mäken = Mädchen, Reineke oder Reinke, Lüdecke von Ludwig), das südd. -lein zu -li, -le, -l, -rl, -el (schweizerisch: Bübli, schwäb.: Knäble, bayr.: Dirndl, Herzerl, österr.: Hundel; allgemein gebräuchlich: Hänsel, Gretel, Mädel u. a.). Wenn ein Wort in Verkleinerungsform nicht mehr als solches empfunden wird, so wendet die Sprache auch die heutigen, an sich schon zusammengezogenen Verkleinerungsendungen gelegentlich gemeinsam an, z. B.: Fräu-lein-chen, Mäd-el-chen; zuweilen ist dabei wohl die Gewinnung einer bequemeren Wortform entscheidend, z. B. Wägelchen, Jüngelchen, Krägelchen, Büchelchen, Sprüchelchen.

Endlich sind auch ausländische Ableitungssilben schon seit längerer Zeit bei der deutschen Wortbildung verwendet worden; in der Regel sind solche Wortgebilde an dem Widerspruch mit der deutschen Wurzelbetonung leicht zu erkennen. Das größte Heimatrecht haben sich wohl die Endungen -lei (aus afrz. ley, nfrz. loi = Art und Weise, Gesetz; vgl. einerlei, allerlei, mancherlei, vielerlei) und -ei (frz. ie, aus lat. ia) bei uns erworben. Die Bildungen auf -ei, das später auch zu -erei und -elei erweitert wurde, sind sehr zahlreich; man denke an Wörter wie Partei (daneben: Partie), Meierei, Bäckerei, Fischerei, Reiterei, Bücherei, Ziererei, Neckerei, Bettelei, Frömmelei, Tändelei, Liebelei u. v. a. Ganz junge Bildungen sind: Ausländerei, Empfindelei, Streberei, Volkstümelei, Zwischenträgerei und Auskunftei (von Schimmelpfeng gebildet). Ins Zahllose sind die zeitwörtlichen Ableitungen auf -ieren (frz. ir und oir) gewachsen; „von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab überziehen diese Wörter wie Schlingkraut den ebenen Boden unsrer Rede“ (J. Grimm). — Von anderen fremden Ableitungsendungen wollen wir noch erwähnen, aber im ganzen nicht empfehlen: -ier und -ié́r (Barbier, Offizier, Kneipié́r), -ant (Lieferant, Bummelant, Musikant), -ist (Flötist, Hornist = Hornbläser, Harfenist = Harfenspieler), -aner (Casselaner, Lutheraner, Kantianer), -enser (Jenenser, Badenser = Badener), -iner (Anhaltiner), -at (Soldat,

Hansеat), -ikus (Pfiffikus, Luftikus, Schwachmatikus; neu: Studiker), -ade und -iade (Robinsonade, Jeremiade, Hanswurstiade), -age (Stellage, Takelage), -ette (Stiefeletten), -al (Futteral, Pauschal, Lappalien), -ium (Sammelsurium, von nd. sammelsûr = „saures“ Gericht aus „gesammelten“ Speiseresten), -ität (Schwulität) und -ös (philiströs, pechös, schauderös). Viele dieser Wortbildungen mit fremdartigem Anhängsel werden bezeichnenderweise von der edleren Sprache gemieden.

Ableitung durch Vorsilben. Unsre Vorsilben sind sämtlich aus selbständigen Wörtern hervorgegangen. Vor Hauptwörtern drücken Aber-, After- und Miß- das Verkehrte, Falsche, nicht Ursprüngliche aus (Aberglaube, Aberwitz; Aftermieter, Afterweisheit; Mißernte, Mißgeburt, Missetat), Ant- (gr. anti, lat. ante) bezeichnet das Gegenüber (Antlitz, Antwort), Erz- (gr. archi) das Oberste (Erzvater, Erzfeind, Erzschelm), Ge- (lat. con. cum) die Zusammengehörigkeit (Gebirge, Geselle, Gewissen), zuweilen mit tadelndem Sinn (Getue, Gerede, Gelaufe); Un- (gr. an, lat. in; vgl. „ohne“) gibt den Gegensatz, die Verschlechterung oder die Verstärkung an (Unruhe, Unlust; Unmensch, Untat, Unwetter; Unmenge, Unsumme; Untiefe = bedeutende Tiefe oder geringe Tiefe), Ur- die Ursprünglichkeit (Ursache, Urwald, Urteil, Urahne, Urfaust) oder aber den „Ausgang“, d. h. den Schluß einer Sache (Urfehde = Aussehde, Ende der Fehde).

Hauptwörter mit anderen Vorsilben sind Ableitungen von den entsprechenden Zeitwörtern. Die Zahl der zeitwortlichen Ableitungsvorsilben ist besonders groß (ab, an, be, ent, er, ver, zer, zu u. a. m.). Zur Ableitung von Eigenschaftswörtern bedienen wir uns hauptsächlich der Vorsilben be- (= bei: beherzt, behende), er- (erhaben), ge- (gewiß), un- (unfroh, unschön, unmutig), ur- (ureigen, uralt).

21. Wortbildung durch Zusammensetzung.

Wesen der Zusammensetzung. Unsre Gegenwartsprache benutzt, wie schon erwähnt, zur Neubildung von Wörtern am liebsten die Zusammensetzung, also die Verbindung selbständiger Wörter verschiedener Stämme zu einem neuen Wort. Der letzte Bestandteil eines zusammengesetzten Wortes wird mit Recht als Grundwort bezeichnet; denn er ist grundlegend für die Wortklasse und (bei dingwortlichen Bildungen) für das Geschlecht des ganzen Wortes, und er allein bleibt beugungsfähig (z. B. Deutsch-land: Dingwort, sächlich, Genitiv Deutschlands). Wird auch der erste Bestandteil einer Wörterverbindung gebeugt (z. B.

Hoherpriester — Hohenpriesters, Hohelied — Hohenliedes, Langeweile — der Langenweile, Breitestraße — in der Breitenstraße), so handelt es sich nicht um sprachliche Zusammensetzungen, sondern nur um Zusammenschreibungen. — Was vor dem Grundwort steht, dient in irgendeiner Weise dessen näherer Bestimmung, wird daher herkömmlich Bestimmungswort genannt und erhält in der Regel den Wortton (z. B. Kírsch-baum, Saúer-kirschbaum). Nur in wenigen Ausdrücken ist die angegebene Reihenfolge von Bestimmungs- und Grundwort vertauscht; so müßte es nach der herrschenden Regel eigentlich z. B. statt Quadratmeter ein Meterquadrat (= ein Quadrat, dessen Seiten je ein Meter lang sind), statt Jahrzehnt ein Zehnjahr, statt Jahrhundert ein Hundertjahr, statt Vierteljahr ein Jahrviertel (oder Jahresviertel) heißen.

Arten der Zusammensetzung. Die Bestandteile der zusammengesetzten Wörter können fester und loser miteinander verbunden sein. Am lockersten ist die Zusammenfügung in Bildungen wie schwarz-weißrot, Deutsch-Amerikaner, Sachsen-Meiningen. Daß es sich in solchen Fällen nur um „Zusammenrückungen" handelt, deutet auch die Schrift gewöhnlich durch Bindestriche an. Als Zusammenrückungen sind auch Satzwörter wie Springinsfeld, Luginsland, Leberecht, Stör(d)enfried(en), Gottseibeiuns, Stelldichein, Jelängerjelieber und Vergißmeinnicht anzusehen. Ziemlich lose ist die Verbindung auch bei zusammengesetzten Zeitwörtern, deren erster Bestandteil betont wird, z. B. bei achtgeben, wahrnehmen, standhalten, gutheißen, freigeben, wiederholen und übersetzen; denn sobald die Ausdrücke in einem Hauptsatz die Satzaussage bilden, tritt die umgekehrte Wortfolge ein, und die Verbindung zerfällt (z. B.: gib acht, er hält stand, ihr holt wieder; dagegen: ihr wiederholt, ich übersetze — von wiederhólen und übersétzen). Enger wird die Verknüpfung, wenn die Bestimmungswörter Biegungsendungen angenommen haben, z. B. Wirtshaus, Königssohn, Wörterbuch, Erdenrund, Manneswort, Männertreue. Jedoch auch in diesen Beispielen wird die Entstehung der Zusammensetzung noch deutlich empfunden: der Königssohn ist der Sohn des Königs oder des Königs Sohn. Am festesten ist das Band, wenn das Bestimmungswort in der Stammform auftritt, wie z. B. in Grobschmied (nicht = grober Schmied), Großvater (nicht = großer Vater), Bergwerk, Meerenge, Mühlgasse, steinalt, herzlos. Diese echten oder eigentlichen Zusammensetzungen sind die ursprünglichen, die der älteren Sprache geläufig waren; neuere Zusammensetzungen sind meistens „unecht". Bisweilen werden durch echte oder unechte Zu-

sammensetzung gleicher Wörter Bedeutungsunterschiede geschaffen; man vergleiche z. B. Wassernot und Wassersnot, Landmann und Landsmann, Landrat und Landesrat, Landerzeugnisse und Landeserzeugnisse, Tagarbeit und Tagesarbeit, Sonntag und Sonnentag, Christkind und Christenkind.

Neben den einfachen sind auch mehrfache Zusammensetzungen möglich und gebräuchlich, z. B. dreifache: Kohlen-berg-werk, Reichs-kammergericht, Tier-schutz-verein; vierfache: Höhen-luft-kur-ort, Ober-landes-gerichtsrat, Rhein-dampf-schiff-fahrt. Damit dürfte aber auch die Grenze des Erträglichen erreicht sein. Schrankenlosigkeit im Wörterzusammenleimen verführt zu ungefügen Mißbildungen wie Braunkohlenbergwerksdirektor, Dampfschiffahrtsgesellschaftsdirektorsstellvertreter, Pflegerbestellungsscheinsnichtauffindbarkeit oder Kesselsteinverhinderungsmittelerzeugungsgesellschaft. Manche schwerfälligen Wortbildungen, die uns die Kriegswirtschaft bescherte, werden bald wieder vergessen sein, so die Reichsreisebrotmarken, die Bezugsscheinsausfertigungsstellen, das Zuckerrübenverfütterungsverbot, die Herbstkartoffelanbauflächenerhebung, die kaffeeersatzbezugsberechtigten wie die vollmilchversorgungsberechtigten Personen. Häßlich sind auch künstlich zusammengeflickte Bildungen wie Außerachtlassung, Inumlaufsetzung, Beiseiteschiebung, Zurannahmebringung, Indienststellung, Ingebrauchnahme, Inangriffnahme u. v. a., wie sie leider besonders im Beamtendeutsch beliebt sind. Zu Zweideutigkeiten und Lächerlichkeiten kann es ferner führen, wenn zu zusammengesetzten Wörtern ein Beiwort gefügt wird, das dem Sinne nach nicht zum Grundwort gehört; daher sagt man statt gedörrter Obsthändler besser Dörrobsthändler, statt lederner Handschuhmacher: Lederhandschuhmacher, statt roher Seidenverkauf: Rohseideverkauf, statt künstlicher Blumenladen: Kunstblumenladen, statt ländliche Arbeiterfrage: Landarbeiterfrage. Andere derartige Bildungen müssen umschrieben werden, z. B. verheiratete Lehrerstelle (St. für ein verh. L.), ausgestopfter Tierhändler (Händler mit . . .), dreistöckiger Hausbesitzer (Bes. eines . . .), zahlreicher Familienvater (Vater einer z. F.), reitende Artilleriekaserne (Kas. der r. Art.) u. a. m. — Vortreffliche mehrfach zusammengesetzte Eigenschaftswörter, die der Begriffsverstärkung dienen, hat die Volkssprache erfunden, z. B. mutterseelenallein, splitterfasernackt, funkelnagelneu, sperrangelweit, kreuzlendenlahm, sternhagelbetrunken, todsterbensmatt, hellichterloh, mucksmäuschenstill, kinderfederleicht, fuchsteufelswild, brühsiedeheiß, stockrabenfinster, pechkohlrabenschwarz, — Ausdrücke, in denen zum Teil auch der Stabreim zum Wohlklang des Wortes beiträgt.

Von Zusammensetzungen können wieder neue Wörter durch Ableitung

gewonnen werden, wie reichsstädtisch von Reichsstadt, habsüchtig von Habsucht, Wohltäter von Wohltat usw. Zusammensetzung und Ableitung treten bisweilen auch gleichzeitig in Kraft; auf diese Weise entstehen „Zusammenbildungen“ wie kurzlebig, leichtlebig, ostelbisch, eindeutig, engbrüstig, Neusprachler, Gegenfüßler, Drucklegung, freundnachbarlich.

Form der Zusammensetzung. Bei der echten Zusammensetzung stand im Ahd. zwischen den beiden Gliedern oft ein a oder i als Bindevokal; er ist erhalten geblieben in Nachtigall und Bräutigam. Im Mhd. und Nhd. erscheint als Bindevokal bisweilen ein e, z. B. Säugetier, Lebewesen, Zeigefinger, Tagelohn, Wartesaal (südd.: Taglohn, Wartsaal), liebeleer (aber: lieblos). — Bei unechten Zusammensetzungen steht das Bestimmungswort gewöhnlich im Genitiv der Einzahl. Dem -s der starken Beugungsform entspricht bei der schwachen Beugung die Endung -en. Sie ist noch in zahlreichen weiblichen Bestimmungswörtern erhalten (z. B. Sonnenschein, Wiegenlied, Frauenhaar, Lindenblatt, Heidenröslein, Taschentuch, Stubentür, Straßenpflaster), während das Nhd. die Einzahl weiblicher Dingwörter sonst überhaupt nicht mehr abwandelt; daher erscheinen die eben genannten Bestimmungswörter (Sonnen-, Wiegen-, Frauen- usw.) unserm heutigen Sprachgefühl leicht fälschlich als Mehrzahlformen. Frühere schwache Beugung verraten auch die männlichen Bestimmungswörter in Zusammensetzungen wie Hahnenfuß, Greisenalter, Schwanenhals, Mondenschein, Sternenglanz, Märzenbier, deren erste Bestandteile heute, wenn sie allein stehen, der starken Beugung folgen. — Auch Mehrzahlgenitive gehen ohne Schwierigkeit Verbindungen mit anderen Wörtern ein, z. B. Kindergarten, Wälderkranz, Herrenhaus, Bienenschwarm; daher sollte man nicht „Sachverzeichnis“ bilden, sondern Sachenverzeichnis, nicht Freundeskreis, sondern Freundekreis, nicht Ortsnamen, sondern Ortenamen, nicht Engelsköpfe, sondern Engelköpfe.

Die letzten Beispiele lenken unsre Aufmerksamkeit auf eine auffallende Erscheinung im Leben unsrer heutigen Sprache, nämlich auf das scheinbar unaufhaltsame Umsichgreifen des Binde-s. Bei Luther ist dies -s sogar noch bei „starken“ Bestimmungswörtern selten; er schreibt zwar Donnerskinder, Glaubenspredigt, Gotteskasten, Ratsherr, aber auch Ratherr, gottfürchtig, Eselfüllen, Geschlechtregister, Schalkknecht, Gerichthalle, Schiffleute, Jahrfest, Jahrzeit, Jahrtag. Noch Goethe sagt Jahrzahl, und Schiller bildet altergrau und volkbelebt. Wenn heute das -s in genitivischen Bestimmungswörtern starker Beugung allgemein gebräuchlich geworden ist, so läßt sich gegen solche Bildungen kaum etwas einwenden. Aber

allmählich erschienen nach dem Muster dieser häufigen S-Formen, zunächst auf nd. Sprachgebiet, auch Zusammensetzungen wie Bürgersmann, Freundeskreis, Namensverzeichnis, Mönchskloster, die man doch nicht genitivisch als „Mann des Bürgers", „Verzeichnis des Namens" usw. deuten kann. Vollends bei Bildungen wie Arbeitslohn, Geburtstag, Hochzeitsfeier, Liebesdienst, Freiheitsliebe, hoffnungslos ist ein -s im Genitiv überhaupt undenkbar. In solchen Fällen handelt es sich also um nichts weiter als um gedankenlose Ähnlichkeitsbildungen; das -s wird eben in steigendem Maße als Übergangs- und Bindelaut empfunden, der zwei Wörter zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen soll. Heutzutage kennt dieser Sprachgebrauch kaum noch Schranken. Man spricht von der Einheitsschule (Einheizschule?), von Zukunftsmusik und denkt wehmutsvoll der guten alten Zeiten, wo es noch goldne Zwanzigmarksstücke und seelensgute Menschen gab; man kauft Rückfahrtskarten und fährt mit dem Vieruhrszuge. In Thüringen besucht niemand mehr Friedrichroda und den Inselberg, sondern nur noch Friedrichsroda und den Inselsberg. Besonders gern wird das -s gebraucht, um bei längeren Zusammensetzungen die beiden Hauptteile des Wortes voneinander zu trennen; man vergleiche Werkzeug mit Handwerks-zeug, Hofmauer mit Kirchhofs-mauer, Zeitverlust mit Hochzeits-mahl, Nachtzeit mit Mitternachts-zeit, Schriftprobe mit vorschrifts-mäßig u. a. m. Wohl meidet unsre Schriftsprache das Binde-s in der Regel noch bei den auf betonten Selbstlaut oder auf Doppelselbstlaut endigenden Ausdrücken (Schuhsohle, Kniescheibe, Maifeier), bei Stoff- und Flußnamen (Silbermünze, Tuchrock, Rheingau, Neckartal) und bei den meisten Wörtern auf -el und -er (Vogelnest, Hebelkraft, Wetterkarte, Panzerschiff), aber im ganzen dringt es siegreich vor, so daß Formen wie Geburttag, Hilflehrer, ausnahmlos u. v. a. heute schon unmöglich sind. Angesichts dieser Tatsachen ist es begreiflich, daß man geradezu von einer „S-Seuche" gesprochen hat und gegen den „S-Unfug" mit geharnischten Schriften zu Felde gezogen ist[1]). Unter den vorgebrachten Bedenken ist vielleicht am beachtenswertesten der Hinweis darauf, daß das zumeist ganz überflüssige Binde-s unsre Sprache, die so schon an Konsonanten Überfluß hat, unnötigerweise noch mehr mit Geräuschlauten belaste. Während im Italienischen und im Französischen die Vokale den Konsonanten das Gleichgewicht halten und im Englischen immerhin noch 2 Vokale auf 3 Konsonanten entfallen, ist im Deutschen die Zahl

[1]) M. Trautmann, Der S-Unfug (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins, Nr. I, 1889).

der Vokale nur halb so groß wie die der Konsonanten. Wir hätten also alle Ursache, eine weitere Beeinträchtigung des Wohllautes unsrer Muttersprache durch Überhandnehmen der Geräuschlaute zu vermeiden. Ist „Geburtsstunde" wirklich schöner als „Geburtstunde", „Zukunftsstaat" wohllautender als „Zukunftstaat"? Spricht sich „Staatsanwaltsschaft" bequemer als „Staatanwaltschaft", oder besagt „Heimatsliebe" auch nur einen Deut mehr als „Heimatliebe"? — Erst die Zukunft wird lehren, ob die gegenwärtige Herrschaft des Binde-s mehr ist als eine vorübergehende Modeerscheinung.

Sinn der Zusammensetzung. Die Glieder zusammengesetzer Wörter können in den verschiedenartigsten begrifflichen Verhältnissen zueinander stehen; es ist aber überflüssig, diese Verhältnisse umständlich auszudrücken, da sie sich durch den Sprachgebrauch von selbst ergeben. Niemand wird sich unter einem „Armenverein" einen Verein von Armen oder unter einer „Rabenmutter" den weiblichen Rabenvogel vorstellen. Wieviel umständlicher und schwerfälliger unsre Sprache sein würde, wenn sie nicht Zusammensetzungen der mannigfaltigsten Bedeutungsverhältnisse bilden könnte, mögen einige Beispiele zeigen: Herr des Hauses (Hausherr), Reihe von Bäumen (Baumreihe), einem Strauche ähnlich (strauchähnlich), den Durst stillend (durststillend), richtige Schreibung (Rechtschreibung), eine Taube im Holz (Holztaube), ein Stift aus Blei (Bleistift), ein Ring am Finger (Fingerring), der Finger für den Ring (Ringfinger), ein Mann, der das Land bestellt (Landmann), eine hoch gelegene Ebene (Hochebene), eine Rübe, die Zucker enthält (Zuckerrübe), eine glänzende Leistung (Glanzleistung), ein Käfer, der wie Gold schimmert (Goldkäfer), weiß wie Schnee (schneeweiß), ein Baum von der Art der Tanne (Tannenbaum), ein Wesen, das zugleich Gott und Mensch ist (Gottmensch). Bisweilen, besonders in der zwanglosen Umgangssprache, begnügen wir uns sogar mit der Nennung des Bestimmungswortes und lassen das gedachte Grundwort unausgesprochen: jeder weiß, daß mit einem Kilo ein Kilogramm gemeint ist und daß unter einem „Blei" ein Bleistift zu verstehen ist; und wer bei dem Herrn Ober eine Mosel bestellt, dem bringt der Oberkellner verständnisvoll eine Flasche Moselwein.

Solange unsre Muttersprache mit solcher Leichtigkeit Zusammensetzungen bilden oder gar nur andeuten kann, wird sie nie verarmen oder erstarren.

Verdunkelte Zusammensetzungen. Das Wort *Junker* macht auf den ersten Blick den Eindruck, als sei es von „jung" vermittels der Bildungssilbe „er" *abgeleitet*; in Wahrheit aber ist es ein *zusammen-*

gesetztes Wort, denn es lautete ursprünglich „Junghherr". Durch den Hochton der einen Silbe ist der andere Bestandteil (Herr) lautlich verkümmert; daher ist die Zusammensetzung des Wortes nunmehr verdunkelt, und es macht den Eindruck eines einfachen Wortes. Ebenso liegt die Sache bei: Jungfer (= Jungfrau), Schulze (Schultheiß), Schuster (Schuh + sutor, lat. = Näher), Nachbar (mhd. nachgebur = der nahe Bauende; nd. noch mehr verkürzt: Nahber, Nahwer), Samt (gr. hexamiton = sechsfädig), Eimer (mhd. einber = an einem [Henkel] getragen; nd. Emmer) und Zuber (an zwei Henkeln getragen), Messer (ahd. maz + sahs, eigentlich: Speisesschwert), Koog (Kuh-hag, Kuhgehege), Binse (bi-naz = bei dem Nassen wachsend?), Kiefer (Kienföhre), Grummet oder Grumt (mhd. gruon-mat = grüne Mahd), Wurzel (wurz-walu = Pflanzenstock), Adler (Edel-aar), Sperber (Sperlingsaar), Hexe (haga-zussa = Waldgeist?), Wimper (mhd. wint-bra = sich windende Braue), Welt (ahd. wer-alt = Menschenalter; mhd. werlt, engl. world), Elend (eli-lenti = fremdes Land), heuer (hiu jaru = in diesem Jahre), heute (hiu tagu = an diesem Tage), heint (hi naht = diese Nacht), drittel, viertel usw. („Teil") elf (ahd. einlif = eins über [zehn]; vgl. eilf), zwölf (= zwei darüber), hundert (ahd. hunt = lat. centum = 100; ert zu got. rathjan = zählen; also: Hundertzahl), tausend (ahd. thusund = vielhundert?), kein (nechein = nicht einer), nicht (ahd. niwiht = nicht etwas), nein (ni ein = nicht eins), nur (ahd. niwari = wenn es „nicht wäre"), immer (ie mer = je mehr), zwar (mhd. ze ware = zu wahr), sicher (lat. se-curus = ohne Sorge). Wer sieht es den einsilbigen Lehnwörtern Arzt, Pferd und Treff noch an, aus was für langatmigen Zusammensetzungen (archiatros, paraveredus, trifolium = Dreiblatt) sie geformt sind?

Für einfache Wörter wird der Laie auch die folgenden Zusammensetzungen halten, obwohl in ihnen nichts weiter ausgefallen ist als das „e" in den Vorsilben be-, ge- und ver-: bange (be-engt), binnen (be-innen), bleiben (be-leiben), Glaube (ahd. giloubo, engl. belief; eigentlich: Liebe, Vertrauen zu etwas), Gnade (mhd. ge-nade; idg. Wurzel: neth = sich neigen, erniedrigen, herablassen), Gleis (Geleise), Gunst (von gönnen, ahd. gi-unnan), gleich (ge-lich = denselben Körper, dieselbe Gestalt habend; vgl. auch „solch" = so-lich und welch = we-lich), fressen (ver-essen = aufessen, verzehren), freveln (ver + ahd. avalon = sich plagen).

Andere Zusammensetzungen sind zwar als solche noch unschwer zu erkennen, aber nicht immer leicht zu deuten, da einer der beiden Be-

standteile entstellt worden ist: Ammann (Amtmann), Herzog (der mit dem Heer auszieht), Herberge (wo das Heer geborgen ist), Eiland (Einland), Homburg (Hohenburg), Bromberg (Brahenburg, d. h. Burg an der Brahe), Schornstein (zu „schüren"), Ballast (bare, bloße Last im Gegensatz zur Schiffsladung), Elfenbein (zu „Elefant"), Grünspan (spanisches Grün), Rübsen (Rübsamen), Argwohn (arger Wahn), Samstag (Sabbatstag), entzwei („in zwei" Teile), empfinden, empfehlen, empfangen (ent-finden usw.). — Beide Bestandteile sind verdunkelt in Hoffart (Hoch-fahrt), Hellebarde (Helm-barte = Beil zum Zerhauen des Helms) und Wispel (mnd. wicschepel = Stadtscheffel).

Endlich mögen noch einige zusammengesetzte Wörter erwähnt werden, deren einer Bestandteil für sich allein selten oder gar nicht mehr vorkommt oder doch eine andere Bedeutung angenommen hat: Bräutigam (ahd. brutigomo = Brautmann; vgl. lat. homo, frz. homme), Heirat (hiwo ahd. = Gatte), Frondienst und Fronleichnam (fro = Herr; weibl. Form: frouwe = Herrin; vgl. frönen), Leichnam (lich = Körper + hamo = Hülle; vgl. „Hemd"), Augenlid (ahd. lit = Deckel), Karfreitag (ahd. kara = Trauer), Demut (ahd. deo = Diener, also: Dienergesinnung), Meineid (ahd. mein = falsch), Amboß (mhd. aneboz, zu bozen schlagen), Schildpatt (nd. Padde = Kröte), Heuschrecke (mhd. schrecken = springen), Knoblauch (mhd. klobelauch, zu „klauben" = spalten), Quacksalber (ndl. quaken = prahlen; also: Prahlarzt), Wiedehopf (ahd. wituhopfo; witu = Holz, Wald, also: Waldhüpfer), Weichbild (zu ahd. wih = Ort, vgl. lat. vicus, und bill = Recht, Gerichtsbarkeit, vgl. billig; also: Gebiet, soweit die „Stadtgerichtsbarkeit" reicht).

22. Die Mundarten als Jungborn unsrer Schriftsprache.

Schriftsprache und Mundart. Eine ergiebige Fundgrube für die Bereicherung unsres Wortschatzes sind die Mundarten. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten mußten die deutschen Mundarten sich mit der Stellung des Aschenbrödels begnügen, das sich zugunsten seiner vornehmeren Schwester, der Schriftsprache, schnöde Zurücksetzung gefallen lassen mußte; denn es herrschte fast allgemein das Vorurteil, die Volksmundarten seien nichts weiter als eine Entartung und Entstellung des „Hochdeutschen". Da erbrachte die neuere Sprachwissenschaft den Nachweis, daß nicht die Schriftsprache, sondern die Mundarten das Ursprüngliche sind. Unsre „Schriftsprache" war selbst ehemals eine wirklich gesprochene Volkssprache, und nur durch das Zusammenwirken besonderer Umstände wurde sie zur

Sprache des Staates, der Kirche, der Schule und vor allem der Schriftsteller und Dichter und eben darum zum allgemeinen Verständigungsmittel, zum verknüpfenden Band zwischen den Angehörigen und Insassen des Reiches untereinander und auch zwischen den Bewohnern des Mutterlandes und den in der Fremde wohnenden Volksgenossen.

In der Schriftsprache entwickeln sich Wortschatz und Ausdrucksmöglichkeiten sehr viel reicher und schneller als in den Mundarten, da in ihr alle Fortschritte auf geistigem Gebiete in Worte gefaßt werden. Aber anderseits bildet sie sich auch langsamer fort als die Mundarten, nämlich auf grammatischem Gebiete. Das Reich des Schriftdeutschen ist der starre Buchstabe, das Geschriebene und Gedruckte, das immer wieder zur Nachahmung auffordert; daher vollzieht sich in ihm die Weiterbildung der Sprache langsam, und es werden bisweilen Erscheinungen bewahrt, die aus der lebendigen Volkssprache längst völlig verschwunden sind. So sollte denn die Schriftsprache beständig enge Fühlung mit den Mundarten halten, die von einem Geschlecht zum andern durch die leicht bewegliche, rasch verhallende mündliche Rede weitergetragen werden und infolgedessen von einer unvergänglichen Kraft und Jugendlichkeit beseelt sind. „Die Mundart ist ein Widerhall dessen, was ewig ist in einem Volk, des schlicht Menschlichen; sie ist die Sprache der Natur, des Hauses, des Werktages, der allgemeinen Lust und Trauer, der schlichten Weisheit der Erfahrung, des Schauens und Erlebens. Nicht das unermeßliche Reich des unsichtbaren Gedankens ist ihr Gebiet; sie ist ein treuer Spiegel der engen, sinnlichen Umwelt.“ Mehr gemacht als geworden, mehr künstlich geregelt als von naturwüchsigen Gesetzen bestimmt, müßte die Schriftsprache allmählich verarmen, erstarren, verdorren und würde eine dem wirklichen Leben abgekehrte „papierne“ Redeweise annehmen, wenn die Mundarten ihr nicht aus dem unerschöpflichen Schatz ihrer frischen, anschaulichen, derbsinnlichen Ausdrucksweise immer neues Leben zuführten. Die Schriftsprache gleicht einem stillen Weiher, dessen abgeklärte Wasser im künstlich und kunstvoll gebauten Bette liegen; die Mundarten sind die munteren Quellen, die das regungslose Wasserbecken unablässig mit frischem Zufluß speisen und sein allzu langsam abrinnendes Naß vor Fäulnis und Verderbnis bewahren.

Die Ergänzung unsres Wortschatzes aus der Volkssprache hat niemals geruht; aber dreimal hat unsre Schriftsprache eine besonders kräftige Bereicherung durch die Mundarten erfahren und ist dadurch aus der Gefahr, zu einem Buch- und Papierdeutsch zu erstarren, gerettet und der Volks-

sprache innig genähert worden. Zuerst geschah das im Zeitalter der Reformation, als Luther das trockene und langweilige Kanzleideutsch aus der Volkssprache heraus belebte. Sodann waren es die Stürmer und Dränger in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die unter Herders Führung das steife Regeldeutsch eines Gottsched mit frischem Leben erfüllten. Man denke nur an die volkstümliche, kraftvolle Sprache des jungen Goethe in seinem „Götz von Berlichingen" und im Urfaust. Endlich zeigt auch das Schrifttum der Gegenwart, daß die urwüchsige Sprechweise des Volkes wieder kräftig zur Geltung kommt. Die Werke eines Jeremias Gotthelf, Storm, Anzengruber, v. Liliencron, Frenssen, Rosegger, einer Klara Viebig und vieler anderen Vertreter der „Heimatkunst" sind durch die Volksmundart nachhaltig und vorteilhaft beeinflußt. Daneben wird auch die rein mundartliche Dichtung seit dem Vorgang eines Voß, Hebel, Fritz Reuter und Klaus Groth gerade in unseren Tagen eifrig gepflegt, und dadurch werden die so lange verachteten Volksmundarten den Kreisen der nur „hochdeutsch" redenden großstädtischen Bevölkerung immer mehr zur Kenntnis und zum Verständnis gebracht. Hocherfreulich ist es, daß auch in der Schule, wo das Reden in der heimischen Volkssprache bis dahin streng verpönt war, die Mundart nunmehr eine Pflegestätte haben soll.

Eine scharfe Grenze zwischen Schriftsprache und Mundart gibt es nicht; den Übergang von einer zur andern bildet die Umgangssprache, die nach beiden Seiten hin vielfach abgestuft sein kann. Die feierliche Rede strebt möglichste Übereinstimmung mit dem Schriftdeutsch an; in der zwanglosen Unterhaltung jedoch und im vertraulichen Verkehr überlassen wir uns mehr der Mundart. In Norddeutschland, wo die Mundart weit stärker von der Schriftsprache abweicht als in Oberdeutschland, steht die Umgangssprache im allgemeinen dem Schriftdeutsch näher; in Süddeutschland ist sie dagegen selbst bei den höheren Gesellschaftskreisen im ganzen stärker mundartlich gefärbt. Durch Vermittlung der Umgangssprache können also ebenso wie durch das Vorbild der volkstümlich sich ausdrückenden Schriftsteller und Dichter nach und nach mundartliche Ausdrücke und Redeformen auch in der Schriftsprache heimisch werden.

Oberdeutsches im Schriftdeutschen. Der Wortvorrat des Nhd. ist unaufhörlich durch Ausdrücke und Lautformen aus allen möglichen Mundarten ergänzt und verändert worden. So sind zahlreiche Wörter, die zur Entstehungszeit unsrer Schriftsprache noch auf den Bereich oberdeutscher Mundarten beschränkt waren, allmählich im ganzen deutschen Sprach-

gebiet gebräuchlich geworden. Es handelt sich zunächst um Ausdrücke, die sich auf die oberdeutsche Gebirgswelt und das Leben der Bergbewohner beziehen, z. B. Alpe, Gletscher, Lawine, Firn, Föhn, Klamm, Grat, Schrund, Kiesel, Matte, Steig, Senn, Loden, kraxeln, Rodel und rodeln, Schnadahüpfl. In neuster Zeit hat sich das Wort Sommerfrische aus dem Tirolischen in ganz Deutschland eingebürgert. Ursprünglich oberdeutsche (meist bayrische) Bezeichnungen für Speisen sind: Haxe, Knödel, Krapfen, Kringel, Nudel u. a. m. Durch ihre Lautform verraten sich als oberdeutsch: Bubi, Buckel, drucken, dulden, erlauben und Urlauber, Gulden, jucken, kaufen, kundig, lugen, Mucke, nutz, putzen, raufen, Rucksack, rudern, rufen, rupfen, rutschen, schlucken, schlupfen, Sprudel, spucken, staunen, suchen, tupfen, verschandeln, zaudern, zucken. Andere Bereicherungen unsrer Muttersprache aus dem Oberdeutschen sind: abhanden, abstimmen, Ampel, Anleihe, anstellig, aufwiegeln, Ausstand, ausstellen, beeinträchtigen, behelligen, behende, beherzigen, beiläufig, deuten, dumpf, Eigenschaft, entsprechen, ergrauen, fähig, Fasching, Fex (z. B. Bergfex), fortwursteln, geistvoll, gemeinsam, Gepflogenheit, Gestade, gestalten, gewahren, Gigerl (wienerisch), Hader, Heimweh, heimelig (schweizerisch) und anheimeln, kernhaft, klaffen, klirren, kostspielig, Machenschaft, mehrmals, panschen (Weinpanscher), Protz, Putsch, Scharte, Schlager, Schlamperei, Schmarren, Schneid und schneidig, Spitzel, tagen und vertagen, Trödel, Trottel, unbefangen, Uhu, Unbill, vergeuden, versteigern.

Mitteldeutsches im Schriftdeutschen. Da der Wortschatz unsrer Schriftsprache bereits bei ihrer Entstehung in der Hauptsache aus dem Mitteldeutschen geschöpft worden ist, so ist der weitere Zufluß an Wörtern aus mitteldeutschen Mundarten in nhd. Zeit verhältnismäßig spärlich. Die bekanntesten Bereicherungen, durchweg aus dem Westmitteldeutschen, sind: Anhöhe, Bemme, besudeln, brauen, dauern und bedauern (nicht von lat. durare in der zeitlichen Bedeutung von „währen", sondern in Wendungen wie „es dauert mich", d. h. eigentlich: es ist mir zu „teuer"), Durchlaucht (zu „leuchten"), Hain, Hälfte, Halle, haschen, heucheln, hoffen, Hügel, Kaninchen, kauen, Knaul und Knäuel, Otter, plötzlich, Qual, rasen, Sahne, scheuern, schief, Schilf, schimmern, schlau, schmuck, Schneise, steif, täuschen, traun (treu), Ware, wimmeln, zermalmen, Zwist.

Auch die Lautverbindung cht, die in vielen Wörtern an die Stelle der oberd. Verbindung ft getreten und auch im Nd. verbreitet ist, hat ihren Ursprung in einer mitteld. Mundart, nämlich im Mittelfränkischen (an der Mosel); schriftdeutsch wurden die Wörter: Achter (Achterdeck, aber

Aftermieter), beschwichtigen (oberdeutsch: beswiften), echt (êhaft = gesetzlich, rechtmäßig), Gerücht, berüchtigt und verrucht (zu „rufen"), lichten (liften), Nichte (Niftel), sacht (sanft), Schacht (Schaft), Schlucht (Schlupfwinkel), sichten (sieben, mhd. siften).

Niederdeutsches im Schriftdeutschen. Der Einfluß des Nd. auf die „hochdeutsche" Sprache wird vielfach unterschätzt. Zunächst ist zu bedenken, daß die stimmhafte Aussprache des b, d und g, die für unsre Schriftsprache gefordert wird, ein Zugeständnis an das Niederdeutsche bedeutet, da sie in Mittel- und Oberdeutschand ungebräuchlich ist. Aber auch der Wortschatz unsrer Schriftsprache, von dem hier die Rede sein soll, ist in nhd. Zeit in steigendem Maße durch plattdeutsche Ausdrücke und Lautformen bereichert worden. Bei dem entscheidenden Einfluß, den Norddeutschland auf die staatliche und wirtschaftliche Entwicklung unsres Vaterlandes in der neueren Zeit ausgeübt hat, konnte eine stärkere Berücksichtigung nd. Wörter und Wortformen nicht ausbleiben. Vor allem ist es begreiflich, daß Ausdrücke, die sich auf das Leben und Treiben an der norddeutschen „Waterkant" beziehen, schriftdeutsch geworden sind; denn im Oberdeutschen waren entsprechende Bezeichnungen natürlich nicht vorhanden. Hierher gehören: Bake, Ballast, Bernstein, Bö, Boje, Boot, Bord, Brandung, Brigg, Bucht, Bugspriet, Damm, Deck, Deich, Düne, Dünung, Ebbe, Eiland, Flagge, Fleet, flott und Flotte, Fracht, Hafen, Haff, Holm, Hummer, Jacht (= Segelschiff, vw. mit Jagd), Kabel, Kabeljau, Kai, Kajüte, Kap, Kiel (des Schiffes), Klippe, Koje, Krabbe, Küste, Landratte, Leck, Lee (Seite, wohin der Wind weht), Lotse, Matrose, Möwe, Pegel, Prahm, Qualle, Reede, Riff, Robbe, Schaluppe, Schleuse, Schlick, Schoner, Sprotte, Strand, Steuer, Steven (Stamm), Tau (Schiffseil), Teer, Tran, Ufer, Watt (zu „waten"), Werft, Wrack — und die Zeitwörter baggern, bugsieren, heuern (anwerben), hissen, kentern, landen, lichten, löschen (die Schiffsladung), reffen (die Segel), stoppen, takeln. —

Die meisten nd. Wörter fallen in der hochdeutschen Umgebung schon durch ihren Lautbestand auf. So weist wr (z. B. wringen) und doppeltes b, d oder g im Inlaut fast immer auf nd. oder wenigstens md. Ursprung; Beispiele sind außer einigen schon oben vorgekommenen die Wörter: knabbern, krabbeln, kribbeln, schrubben; buddeln, Kuddelmuddel, Kladde (ndl.), paddeln, schnodderig, Troddel, Widder; Dogge, Egge, flügge, Roggen, schmuggeln. Am häufigsten ist nd. Sprachgut daran kenntlich, daß ihm die hochdeutsche Lautverschiebung (S. 8) fehlt: unverschobenes k zeigt sich in Block (oberd. Bloch), blaken, blöken, Dreck, Ekel, gackern, Geck, Hacke,

knacken, knicken, Krakeel (hd. Krach), Lake, Laken, makeln und mäkeln (zu hd. machen), Pflock, Pocken, prickeln, Quecke und erquicken, Reck, Ricke, schick, Schlacke, Schmöker, Spuk, Zacke; p ist geblieben in Pacht, Pack, Paß, picken, Pike, plump, plündern, pökeln, Pomp, Pranger, Prunk, Pumpe, pusten, hapern, humpeln, Humpen, kapern, Kiepe, Kippe und kippen, Klepper, Klöppel (klopfen), Klumpen, knapp, Knüppel, Krempe (vgl. Krampf), Lappen, Lippe (oberd. Lefze), Lump, nippen, Quappe, schippen (schaufeln), schnippisch, Schnuppe, Schoppen, Schuppen, Stempel (stampfen), Stoppel, strampeln, Stulpe und stülpen, Treppe, wippen; t ist erhalten in Tadel, Talg, Tang, Tölpel (mhd. dörper), Torf, Tümpel, Tüte, Beet, Beute, Bütte, Kante, knattern, knittern, Lunte, Mett, Pfote, platt und plätten, Splitter, sputen, Watte, Wette; d ist nicht zu t verschoben in Dampf, Drohne, Dotter, Dill, Duft.

Weitere Beweise dafür, daß nd. Sprachgut als vollwertig in den hd. Wortschatz eingereiht ist, bieten die Wörter: Ärger, auflehnen, barsch, beklommen, bekunden, bersten, binnen, bißchen, bohne(r)n, Borke (Rinde), Bremse (Fliege), Bulle, Daune, drall, dreist, drollig, düster, fangen (obd. fahen), flau, Flieder, Fliese, flink, flugs, Frieseln, Frühjahr, Funke, Fusel, Geest, Gör, Gosse, Grude, Hafer (obd. Haber), hastig, Hede, Hüne, Kahn, Kante, keifen, Knaster, Knirps, Knote (roher Mensch, eigentl. Genote = Genosse), knurren, Krug (Gastwirtschaft), Kruke, Krume, lodern, Lehm (ow. mit Leim), Linnen, Lunte, Marsch (Niederung), Masern, mengen, Moder, Mops, morsch, Niete, Pelle (= Fell, Haut; Pellkartoffeln), Qualm, Quark, quasseln, Rätsel, Riege (Reihe), Rummel, scheel, Schildpatt (nd. Padde = Kröte), schlendern, Schnack, schnacken, Schnaps (schnappen), Schnurrbart, Schrulle, Schuft, schwül, Sekt, Spind, stauen, steil, stöhnen, stramm, Strippe, Stufe, Süd (oberd. Sund; vgl. Sundgau im Elsaß, Kaltensundheim in der Rhön bei Kaltennordheim), tauschen, verblüffen, Wirrwarr, Wucht, Zwietracht u. v. a.

In manchen Fällen sind in der Schriftsprache hd. und nd. (oder md.) Wortformen nebeneinander gebräuchlich, meistens in verschiedener Bedeutung, z. B.: Waffe(n) — Wappen; Teich — Deich; Brett — Bord; Loch — Luke; Staffel — Stapel; Schaft — Schacht; Schaufel — Schüppe; Schöffe — Schöppe; Truchseß — Drost; Karl — Kerl; Leim — Lehm; Küchlein — Kücken; Gauch — Kuckuck; Dackel — Teckel; Geiß — Ziege; Nägelein — Nelke; Nachen — Kahn; stoßen — stottern; kneifen — kneipen; stopfen — stoppen; tauchen — ducken; schleifen — schleppen; schlaff — schlapp (Modewort: schlappmachen); feist — fett; sanft — sacht.

Endlich sind im Schriftdeutschen für manche Gegenstände oder Tätigkeiten zwei Bezeichnungen verschiedener Wortstämme nebeneinander gebräuchlich, ohne daß es bisher einer von beiden Benennungen gelungen wäre, die Alleinherrschaft im ganzen deutschen Sprachgebiet zu erringen; vielmehr hat der eine Ausdruck im Süden, der andere im Norden die Oberhand. In Süddeutschland spricht man von Buben und Dirnen, in Norddeutschland von Jungen und Mädchen; im Süden wird geschafft, im Norden gearbeitet; was dort Mücke genannt wird, heißt hier Fliege, während dem nd. „Mücke" in Süddeutschland „Schnake" entspricht. Ähnlich stehen nebeneinander (das erstgenannte Wort immer im Süden, das zweite im Norden vorherrschend): Rechen — Harke; Gewand — Kleid; Sacktuch — Taschentuch; Vorhang — Gardine; Truhe — Lade; Schrank — Spind; Hafen — Topf; Werg — Hede; Stiege — Treppe; Flur — Diele; Schlot — Schornstein; Schale — Pelle; Brosame — Krume; Imme — Biene; Föhre — Kiefer; Holunder — Flieder; Samstag — Sonnabend; keck — dreist; sauber — nett; bügeln — plätten; kehren — fegen; spüren — fühlen; strählen — kämmen; wichsen — bohne(r)n; sperren — schließen; schellen — klingeln; währen — dauern u. a. m. Im allgemeinen ist die Schriftsprache dem Luxus abhold; daher pflegt in den meisten Fällen, wo Doppelbezeichnungen bestehen, allmählich eine der andern zu weichen. So hat „Laib" schon fast ganz dem „Brot" den Platz räumen müssen, und das süddeutsche „Unschlitt" ist durch das norddeutsche „Talg" bereits nahezu verdrängt. Andere werden folgen. Der Wortschatz unsrer Muttersprache ist unaufhörlich in Bewegung.

23. Fremdes Gut in unsrer Muttersprache.

Fremdwörter und Lehnwörter. Kein gebildetes Volk kann auf die Dauer in völliger Abgeschlossenheit für sich leben. Es mischt sein Blut mit dem anderer Völker, es tauscht mit seinen Nachbarn Waren, Gedanken und auch — Wörter aus. Dabei wird das höher gebildete Volk mehr das gebende, das auf niedrigerer Bildungsstufe stehende mehr das empfangende sein. Unser deutsches Volk hat von alters her vieles aus der Fremde übernommen. Das ist einerseits ein Vorzug und eine Stärke; denn der Deutsche hat sich dadurch eine vielseitige, hoch entwickelte Bildung angeeignet. Das ist anderseits aber auch eine Schwäche; denn dadurch, daß der Deutsche gar zu gern das Fremde dem vorzieht, was „nicht weit her" ist, kommt er immer wieder in Gefahr, seine Eigenart zu vernachlässigen und aufzugeben. Das zeigt sich ganz besonders im Leben der

Sprache. Unser heutiges Deutsch ist derartig mit fremden Bestandteilen durchsetzt, daß Eduard Engel in seinem Buche „Sprich Deutsch!“ meint, in Deutschland werde nicht mehr deutsch gesprochen, sondern es sei eine weitgehende Verwelschung unsrer Muttersprache eingetreten. Vielleicht enthält dies herbe Urteil eine Übertreibung. Jedenfalls aber gibt die Tatsache zu denken, daß Deutschland das einzige Land der Welt mit „Fremdwörterbüchern“ ist. In dem von Heyse stehen 125000 Fremdwörter, in dem von Sanders mehr als 100000. Wenn von dieser gewaltigen Zahl von Fremdwörtern auch nur ein geringer Bruchteil dem gemeinen Manne geläufig sein mag, so ist doch selbst die Zahl dieser in der Umgangssprache verwendeten Fremdlinge beschämend groß. Es kommt hinzu, daß unsre Muttersprache in neuerer Zeit die Kraft und Fähigkeit verloren hat, die fremden Bestandteile ihres Wortschatzes sich nach Lautgehalt, Aussprache und Betonung genügend anzupassen; daher kann sie sich vor solchen Wörtern wie Diner, Souper, Cousin, Palais, Journal, Billet und vor unzähligen anderen nur noch dadurch retten, daß sie sie aus ihrer Gemeinschaft ausstößt und sie durch entsprechende deutsche Ausdrücke (Mittagessen, Abendbrot, Vetter, Schloß, Zeitschrift, Karte) ersetzt. Das ist bei gutem Willen und ausreichendem Deutschgefühl nicht schwer, da die meisten neueren Fremdwörter nur das Erzeugnis einer irregeleiteten Mode sind, nur aus der Sucht entstanden, sich mit ausländischem Sprachgut zu brüsten.

In alter Zeit hatte die Entlehnung fremder Ausdrücke gewöhnlich andere, tiefere Ursachen, und die ausländischen Wörter hatten, nachdem sie in den deutschen Sprachschatz aufgenommen waren, in der Regel auch ein anderes Schicksal. Die fremden Wörter mußten meistens aufgenommen werden als Bezeichnungen für Gegenstände, die dem deutschen Volke bis dahin fremd waren; mit der Sache wurde auch der Name eingebürgert. So lernten unsre Vorfahren z. B. den Weinbau erst durch die Römer kennen und übernahmen mit der Sache auch das Wort vinum, das freilich allmählich die gut deutsch klingende Form „Wein“ annahm. Zu jener Zeit besaß die deutsche Sprache eben noch die Kraft, das fremde Sprachgut sich aufs innigste anzupassen; denn „die Gewalt der Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt“ (Goethe). Solche Wörter fremdländischen Ursprungs, die sich den Lautgesetzen der deutschen Sprache unterworfen, dadurch beim Sprechen ihren fremden Klang und in der Schreibung ihr fremdartiges Aussehen verloren haben, die also nicht mehr als Fremdlinge empfunden werden, sondern sich dauerndes Heimatrecht innerhalb des Wortschatzes unsrer Muttersprache erworben

haben, bezeichnet man im Gegensatz zu den eigentlichen Fremdwörtern als Lehnwörter.

Der Vorgang der Einschmelzung und Eindeutschung kann durch folgende Veränderungen an den fremden Wörtern erfolgen:

1. Die entlehnten Wörter erhalten deutschen Klang durch Unterwerfung unter das ahd. Lautverschiebungsgesetz (lat. porta — Pforte; tegula — Ziegel; diabolus — Teufel; picem — Pech), durch andere Lautwandlungen beim Übergang vom Mhd. ins Nhd. (scribere — schreiben; scapus — Schaft; status — Staat [spr. Schtaat]; mulus — Maul[tier]), durch Ausstoßung von Lauten, wodurch eine Zusammenziehung des betr. Wortes bewirkt wird (corona — Krone; mercatus — Markt; paraveredus — Pferd; vocatus — Vogt), und durch Verdumpfung oder Abwerfung der volltönenden Endung (missa — Messe; Caesar — Kaiser; cerasus — Kirsche; forma — Form; domus — Dom; pactum — Pacht).

2. Die entlehnten Wörter erhalten deutsche Betonung, der Ton rückt also auf die Silbe, in der wir den Wortstamm zu suchen gewohnt sind (océanus — Ozean; cancélli — Kanzel; fenéstra — Fenster; scutélla — Schüssel).

3. Die entlehnten Wörter erhalten deutsche Abwandlung, d. h. sie werden bei der Wortbiegung und Wortbildung den Gesetzen der deutschen Sprache unterworfen (Fenster, Fensters, Fenstern; schreibe, schrieb, geschrieben; opfere, opferte, geopfert; — Krone, krönen; lat. mola — Mühle, mahlen, Mehl).

Entlehnungen in voralthochdeutscher Zeit.

Die ersten geschichtlichen Nachbarn, von denen unsre Vorfahren lernen konnten, waren die westlich und südwestlich von ihnen wohnenden Kelten. Durch uralte Berührung mit den Griechen und Römern gefördert, hatten die Kelten weit früher als die Germanen sich eine höhere Bildung angeeignet, und wie überall und zu allen Zeiten, so wurde auch hier die fortgeschrittenere Bildung die Lehrmeisterin der weniger entwickelten und damit die Spenderin neuer Wörter.

Nach einem ihrer Stämme, der noch zu Julius Cäsars Zeit in der mittleren Gegend des heutigen Deutschlands saß und den die Römer Volcae nannten, wurden alle Kelten von den Germanen als Welsche bezeichnet; und dieser Name wurde später nach dem Römischwerden der Kelten auf alle Romanen übertragen (vgl. Welschland, auch Walnuß = welsche Nuß). Keltischen Ursprungs sind auch die Namen mancher Flüsse, Berge und Städte in

den westlichen und südwestlichen Grenzgebieten unsres Vaterlandes, wie Rhein, Donau, Taunus, Worms. Von den Kelten empfingen unsre Altvordern eins der wichtigsten Kulturgüter und seine Bezeichnung, das Eisen, ebenso das Blei. Daß die Beeinflussung sich auch auf das staatliche Leben erstreckte, beweisen die Wörter Reich und Amt; das erstere geht auf das keltische Wort rîk zurück, das ebenso wie das damit urverwandte Wort rex Herrscher, Mächtiger bedeutet (vgl. z. B. Dietrich = Volksbeherrscher und reich, urspr. so viel wie „mächtig") und wohl ein Zeichen dafür ist, daß die Germanen in der ältesten Zeit bei sich noch keine starke Herrschergewalt ausgebildet hatten. Ob der Volksname Germanen selbst im Munde der Kelten entstanden ist, muß als zweifelhaft, aber doch als möglich und sogar als wahrscheinlich gelten; nach J. Grimm würde der Name soviel wie Schreier oder Rufer (nach kelt. gairm = Geschrei) bedeuten und wäre dann vielleicht auf das berüchtigte und gefürchtete Kampfgeschrei unsrer kriegerischen Vorfahren zurückzuführen.

Weit umfassender und tiefer als der keltische Einfluß war der, den das weltbeherrschende Rom mit seiner überlegenen Kriegsmacht und Kriegskunst, mit seinem hochentwickelten Staats- und Rechtsleben und mit seiner auf allen Gebieten weit vorgeschrittenen Bildung auf die Germanen in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung ausübte. Das Römerreich hatte seine Grenzen bis an den Rhein und die Donau, ja über diese Flüsse hinaus vorgeschoben; die von dem Grenzwall (limes) geschützten Zehntlande standen unter römischer Verwaltung. So entwickelte sich besonders in den Rhein- und Donaugebieten ein reger Verkehr zwischen Römern und Germanen. Aber auch die innern Gaue Germaniens wurden von römischen Händlern durchzogen, und germanische Söldner ließen sich in immer größerer Zahl bei den römischen Heeren anwerben, so daß die Legionen schließlich fast ganz aus Germanen bestanden. Auf diese Weise war eine ausgedehnte Möglichkeit für die Beeinflussung der germanischen Sprache durch die römische gegeben.

Unter dem großen Julius Cäsar drangen römische Heere zum erstenmal in deutsche Gaue ein. Aus seinem Namen entstand unser ältestes lateinisches Lehnwort, Kaiser, das auf lange Zeit hinaus den Inhaber der höchsten Staatsgewalt beim deutschen Volke bezeichnet hat (vgl. auch das russische Wort „Zar" = Cäsar). — Nur schwer vermochte sich deutsche Tapferkeit gegenüber der Kriegskunst der Römer zu behaupten, die sich hinter einem mit Pfählen (palus) befestigten Wall (vallum) und in dem Kastell

(castellum) verteidigten und auch im offenen Kampf [1]) (von campus = Feld, Schlachtfeld) durch ihre bessere Bewaffnung, z. B. durch den kurzen Wurfspieß (pilum, daraus: Pfeil), gefährlich waren. Ein römisches Feldzeichen war der Drache (draco). — Bis an die Grenzen Germaniens führten die „gepflasterten" Heerstraßen ([via] strata), an denen die zurückgelegten Meilen (milia = „tausend" Schritte) durch Steinsäulen bezeichnet waren.

Wenn die Germanen den römischen Grenzwall oder Brücken und Straßen überschritten, so mußten sie den römischen Zöllnern den vorgeschriebenen Zoll (toloneum) entrichten. In den unterworfenen Gebieten wurde von den römischen Verwaltungsbeamten der Getreidezehnte verlangt, zu dessen Aufnahme die Kornhäuser, die Speicher (spicarium von spica = Ähre) bestimmt waren. Als neu und höchst unliebsam empfanden die freien Germanen auch Ketten (catena) und Kerker (carcer). Wer jedoch die Abgaben bezahlt hatte, war sicher (securus = sine cura, „sorglos", frei von Strafe). Auch die Wörter Pacht (pactum), Pfand (pannus) und Zins (census) zeugen von der Berührung unsrer Vorfahren mit römischer Rechtspflege.

Die alten Germanen waren zu der Zeit, als die Berührung mit den Römern begann, noch Halbnomaden und lebten in der Hauptsache von Viehzucht. Ihre leichten Holzhütten waren schnell aufgebaut und nötigenfalls auch bald wieder abgebrochen. Die reichere römische Kultur gewöhnte zuerst die westlichen Stämme an Seßhaftigkeit. Und wie hätten sie da auf die Dauer der Versuchung widerstehen können, die behaglich eingerichteten römischen Häuser im Bau nachzuahmen, die fest aus Steinen gefügt waren und gegen Wind und Wetter schützten? An die Stelle der Balkenhäuser aus einem Stockwerk mit Bretter- und Lehmwänden, Dach und Tür, Zimmer, Diele und Schwelle trat daher jetzt das steinerne Gebäude aus Ziegeln (tegula), die mit Kalk (calcem) als Bindemittel zu Mauern (murus) zusammengefügt waren. Die Mauern wurden mit Tünche (tunica) bestrichen. Pfosten (postis) und Pfeiler (pilare) wurden verwendet, Pforten (porta) und Fenster (fenestra) eingebaut; das Dach wurde mit Schindeln (scindula) gedeckt, der Boden mit Estrich (astrica) belegt. Der Innenraum des Hauses wurde in Kammern (camara) eingeteilt. Als unterirdischer Vorratsraum diente der Keller (cella-

[1]) Dies Wort hat allmählich alle urdeutschen Ausdrücke für „Kampf" (hadu, hilti, wic, gund) verdrängt, so daß diese sich nur in Eigennamen wie Hadubrand, Hildebrand, Hedwig, Hildegunde und anderen erhalten haben (vgl. S. 91).

rium); auf dem flachen Dache war der Söller (solarium von sol = Sonne). Ein stattliches Gebäude war die Königsburg, die Pfalz (palatium).

In das Innere der Häuser zog größere Bequemlichkeit ein: man aß die Gerichte von einem Tisch (discus), man lernte den Schemel (scamellum) zum Sitzen, den mit Flaum (pluma) gepolsterten Pfühl (pulvinus) und das Kissen (cussinus) zum Ruhen kennen. Man gewöhnte sich an den Gebrauch des Metallspiegels (speculum), und wo einst nur das Herdfeuer geflackert hatte, brannten jetzt Fackeln (facula) und Kerzen (charta). In der Küche (coquina) trat an die Stelle des einfachen Siedens das kunstvollere Kochen (coquere). Als Küchengefäße übernahm man von den Römern den Kessel (catinus), die Pfanne (panna und patina), das Becken (baccinum), die Schüssel (scutella) und die metallne Flasche (flasca); als Trinkgefäße wurden anstelle des Napfes und der Schale der Becher (biccarium) und der Kelch (calix) eingeführt.

In reichem Maße zeigte sich der fremde Einfluß auf dem Gebiete der Landwirtschaft und der Viehzucht. Obstbäume wurden aus den Mittelmeerländern nach Germanien verpflanzt. Der Meier (maior = Gutsverwalter) konnte nun Kirschen (cerisia), Pflaumen (prunum), Pfirsiche (persicum = persischer [Apfel]), Quitten (cydonea) und andere Früchte (fructus) pflücken (piluccare) und lernte auch das Pfropfen (propagare) der Bäume. Andere neue Baum- und Straucharten waren die Lärche (laricem), der Lorbeer- (laurus) und Maulbeerbaum (morum), die Mispel (mespila) und der Buchsbaum (buxus). Im Gemüsegarten baute man jetzt Kohl (caulis), Beete (beta = rote Rübe), Linsen (lentem), Wicken (vicia), Rettich (radicem), Porree (porrus), Kerbel (caerifolium), Kümmel (cuminum), Fenchel (foeniculum), Minze (menta), Kürbis (cucurbita) und andere Pflanzen (planta). — Zu den altgewohnten germanischen Getränken, die aus heimischem Getreide bereitet waren, gesellte sich alsbald der römische Wein (vinum) und der Most (mustum); man pflegte den Wein mit Wasser zu mischen (miscere). Der Winzer (vinetor) brachte die Trauben in die Kelter (calcatura) oder Presse (pressa), und der Saft (sapa) wurde dann mit dem Ohm (ama, ein Getreidemaß; davon „nachahmen", eigentlich = nachmessen) durch den Trichter (traiectarius) in die Bottiche (butica) oder in die Kufen (cupa) gegossen, die zuvor mit Pech (picem) gedichtet worden waren. Auch Essig (acetum) wurde bereitet. Auf dem Geflügelhof schritten jetzt der stolze Pfau (pavo) und der Fasan (fasianus) einher oder wurden im Käfig (cavia) gehalten. Das Feder-

wechseln des Geflügels nannte man mausern (mutare = ändern). In dem Weiher (vivarium = Fischteich) wurden Karpfen (carpa) und Salme (salmo) gezüchtet. Das Futter für das Vieh wurde in der Wanne (vannus) aufbewahrt. An landwirtschaftlichen Geräten kamen die Sichel (secula), die Forke (furca = Heugabel) und der Dreschflegel (flagellum) auf. An die Stelle der Handmühle trat die Wassermühle (molina). Aus Weizenmehl wurden Semmel (simila) gebacken. Man lernte auch die Käsebereitung (caseus).

Römische Händler durchzogen mit dem Esel (asinus), dem Maultier (mulus), dem Saumtier (sauma), dem Pferd (paraveredus) oder mit Karren (carrus) das Land. Ihre Waren waren in Säcken (saccus), Kisten (cista), Schreinen (scrinium) und Körben (corbis) verpackt und wurden meistens nach Gewicht (pondo, daraus: Pfund) abgegeben. Man kaufte (von caupo = Schankwirt, Händler) von ihnen hauptsächlich Wein, auch Pfeffer (piper), Senf (sinapis), Feigen (ficus) und Mandeln (mandola). Gewöhnlich tauschte der Händler dafür Erzeugnisse der Germanen ein, z. B. Felle, Gänsefedern, Wachs, aber auch Menschen, — Sklaven. In den Grenzgebieten war auch schon Geldverkehr üblich; die Münzen (moneta) waren aus Kupfer (cuprum, von „Cypern").

Von den Ärzten (archiater) lernten unsre Vorfahren manche neuen Heilmittel kennen, die in Büchsen (buxis) enthalten waren und unter anderm das Fieber (febris) bekämpfen sollten. Zog sich der kampflustige Germane eine Wunde zu, so wurde sie mit einem Pflaster (plastrum) verschlossen.

Auch die erste Berührung mit dem Christentum fand bei den germanischen Stämmen schon in voralthochdeutscher Zeit statt. Die ältesten christlichen Lehnwörter sind fast sämtlich griechischen Ursprungs und sind wohl hauptsächlich durch die Goten vermittelt worden, so die Wörter Kirche (griech. kyriaké), Bischof (episcopos), Pfaffe (pápas), Pfarre (parochía), Engel (ángelos), Teufel (diábolos), Pfingsten (pentecosté = „50" [Tage nach Ostern]), Feier (lat. feria), opfern (lat. offerre), Almosen (griech. eleemosýne), Ampel (lat. ampulla), Pfründe (lat. praebenda) und Sarg (gr. lat. sarcophagus = „Fleischvernichter").

Entlehnungen in althochdeutscher Zeit (etwa 700—1100).

Zu der Neugestaltung der äußern Lebensweise unsrer Vorfahren, die durch den Einfluß des Römervolkes in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung bewirkt worden war, trat in der ahd. Zeit, etwa vom 8. bis zum 11. Jahrh., eine völlig neue geistige Bildung durch das Christentum;

und da die neue Lehre in römisch-katholischer Form ihren Einzug in die deutschen Gaue hielt, so strömte wiederum eine wahre Hochflut lateinischer oder griechisch-lateinischer Wörter in unsre Muttersprache hinein.

Eine Anzahl lateinischer Wörter wurde von den Glaubensboten ins Deutsche übersetzt, namentlich solche, deren Bedeutung sich nicht leicht anschaulich machen ließ. So entstanden neue deutsche Wörter wie Gewissen (wörtliche Übertragung von conscientia), Beichte (eigentlich: „Bejahung", Geständnis, für confessio), Demut, Barmherzigkeit (misericordia), bekehren (convertere), auferstehen (resurgere), Gevatter (= „Mitvater", compater), Gemeinde (communio); so wurden ferner alte deutsche Wörter aus der heidnischen Zeit mit neuem, christlichem Inhalt erfüllt: das altheidnische Wort Gott wurde beibehalten, Christus wurde Heiland genannt, die überlieferten Namen Ostern und Weihnachten galten jetzt für die christlichen Feste; ebenso hielt man an dem Worte Hölle (Hel = Todesgöttin fest. Auch die Ausdrücke Taufe, Sünde und Reue erhielten eine andere, christliche Bedeutung.

Weitaus die meisten fremden kirchlichen Bezeichnungen aber wurden einfach übernommen, bildeten also neue Lehnwörter. Der Geistliche hieß Priester (presbyter = Ältester), niedere Kirchenbeamte waren der Küster (custos = Wächter), der Sigrist (sacristanus) und der Mesner (mansionarius). Manch stattlicher Dom (domus = Haus) mit hochragenden Türmen (turris) entstand. Wände und Decken im Innern der Gotteshäuser wurden von kunstsinnigen Mönchen oft mit Malereien verziert, wozu sie den Pinsel (penicellus) gebrauchten. Das Geläute der Glocken (clocca, aus dem Keltischen) rief die Gläubigen zur Messe (missa). Durch das Portal (portale) trat man ein. Die Töne (tonus) der Orgel (organum) durchbrausten das Gotteshaus. Von der Kanzel (cancelli = Schranken) herab wurde gepredigt (praedicare); von dem Lettner (lectionarium) aus wurde das Evangelium oder andere Kapitel (capitulum) aus der Heiligen Schrift verlesen. Im Chorraum (chorus) erhob sich der Altar (altare) mit dem Cruzifix (= „am Kreuze befestigtes" Christusbild). Hier wurde das Sakrament (sacramentum) gespendet (expendere); die geweihte Hostie (hostia = Opfertier) wurde in Form von Oblaten (oblata = Dargebrachtes) verteilt. Der Priester machte das Zeichen (signum, davon: Segen und segnen) des Kreuzes (crucem) über die Andächtigen. Er schilderte ihnen die Pein (poena = Strafe) und die Martern (martyrium) der Verdammten (damnare), malte aber auch die Freuden des Paradieses (paradisus) aus.

Zahlreiche Klöster (claustrum = Verschluß) entstanden in Deutschland. In ihnen lebten die Mönche (monachus = allein lebend) und Nonnen (nonna) unter einem Abt (abbatem = Vater) nach der Regel (regula) ihres Ordens (ordinem). Sie kasteiten (castigare) viel ihren Körper (corporis) und murmelten (murmurare) Gebete. Sie wohnten in Zellen (cella) und waren mit der Kappe (cappa = Mantel) bekleidet. Jeder Mönch erhielt seine bestimmte Menge Speise (spensa = Zugeteiltes). Zu den vorgeschriebenen Gebetsstunden, z. B. zur Mette (matutina = „Früh"gebet) und zur Vesper (vespera = „Abend"gebet), begaben sie sich ins Münster (monasterium = Einsiedlerhütte, dann Klosterkirche) oder in die Kapelle (capella = Raum, in dem der Mantel [cappa] des heiligen Martin aufbewahrt wurde; später: jede kleine Kirche. Vgl. S. 41). Zur Mette leuchtete die Flamme (flamma) der mit Öl (oleum) gefüllten ewigen Lampe (lampas) oder auch wohl eine Laterne (laterna). Zu diesem Gottesdienst ging man nüchtern (nocturnus = nächtlich). — Einzelne Mönche lebten als Klausner in einer Klause (clausa), wo sie Gott besser dienen zu können glaubten. Pilger (peregrinus = Fremder) wurden in den Klöstern gastfrei aufgenommen und konnten sich laben (lavare = waschen). In dem Spital (hospitale, mit deutscher Betonung „Spittel") wurden Kranke verpflegt und erhielten aus der Kloster-Apotheke (apotheca = Niederlage) Pillen (pilula), Mixturen und andere Arzneien.

Besonders die Mönche beschäftigten sich viel mit **kirchlicher Wissenschaft**. Sie lasen die Schriften der Kirchenväter und versenkten sich in die überlieferten Lehren von der Person (persona) der Gottheit und von den Naturen (natura) Christi. In den Klosterschulen (schola) unterwiesen sie die Jugend in der neuen kirchlich-lateinischen Bildung. Man lernte in der Schule Silben (syllaba) und Wörter in Linien (linea) schreiben (scribere) und Briefe, d. h. „kurze" (brevis) Urkunden, aufsetzen (vgl. Lehrbrief, verbriefen), die durch ein darangehängtes Siegel (sigillum = kleines Zeichen) beglaubigt wurden. Man schrieb mit dem Griffel (graphiolum = „Schreib"werkzeug) auf der Tafel (tabula) oder mit Tinte (tincta = „gefärbtes" Wasser) auf hierzu bearbeiteten Eselshäuten, die man Pergament (nach der kleinasiatischen Stadt Pergamum) nannte, oder auch wohl auf einen Zettel (cedula = Splitter, vergl. „Scheit"). Vor allem mußte die Grammatik (grammatica) der lateinischen Sprache und die lateinische Prosa (= „gerade" Rede) gelernt werden. Es wurden aber von den Klosterschülern nach lateinischen Vorbildern auch Verse

(versus) gedichtet (dictare = wiederholt sagen, abfassen). Die Knaben mußten ferner nach Noten (nota) Melodien (melodia) singen. —

So spaltete der Eingang des Christentums die deutsche Bevölkerung zum erstenmal in zwei Bildungsschichten: alle, die sich die gelehrte lateinisch-geistliche Bildung nicht angeeignet hatten, waren Laien (laicus = Volk, Nichtgeistlicher, Ungebildeter).

Der Einfluß der Kirche beschränkte sich nicht auf das geistliche und wissenschaftliche Leben. Auch auf allen Gebieten **weltlicher Kultur** wirkten besonders die Klöster befruchtend und neugestaltend. Zahlreiche Lehnwörter geben hiervon Kunde. Der Mönch pflegte in seinem Garten Rosen (rosa), Lilien (lilium), Veilchen (viola), Lavendel (lavandula), Myrten (myrtus) und wegen des heilkräftigen Saftes auch Salbei (salvia); er baute Peterſilie (petrosilium), Zwiebeln (caepulla, in Hannover noch heute „Zipolle" genannt) und Lattich (lactuca, von lac = Milch); er pflanzte Birnbäume (pirum) und auch Pappeln (pōpulus) und Ulmen (ulmus). — Butter (butyrum; ahd. chuosmero, also „Kuhschmiere") lehrten die Mönche zweckmäßiger bereiten, auch verstanden sie, in ihrer Backstube feineres Gebäck herzustellen, z. B. Brezeln (bracella = „Armchen") und Plätzchen (placenta = Kuchen). — Die Baukunst machte nach dem Vorbild der Mönche weitere Fortschritte; diese bauten mit Mörtel (mortarium), Zement (caementum) und Gips (gypsum) und fügten mächtige Quader (quadrus = viereckig) aus Granit (granitum = gekörnt) oder Marmelstein (marmor) zusammen. In die Zimmer baute man Kamine (caminus) ein, zu denen man Kacheln (caccalus = Topf) verwendete. So entstanden die Kemenaten (= geheizter Raum, später: Frauengemach). Auch Erker (arcora) kamen auf. Die Wände wurden mit Teppichen behängt (tapetum; daraus später „Tapete"); der Boden wurde mit Matten (matta) aus Binsen belegt.

Daß unter der hörigen Bevölkerung in den großen Bischofssitzen die Arbeitsteilung immer mehr üblich wurde, zeigen Namen von neuen Handwerken und Gewerben wie Schuster (aus „Schuh" und „sutor" = Näher) und Metzger (matiarius). Die Schneider stellten als neues Kleidungsstück den Mantel (mantellum) her, der zuweilen mit Pelz (pellicia) besetzt war, und verarbeiteten gelegentlich schon Seide (seta). Purpurkleider (purpura) dagegen waren vor dem 13. Jahrh. in Deutschland noch sehr selten. —

Weitgereiste Leute erzählten von Pflanzen und Tieren fremder Länder, von Palmen, von Gemsen (camox) und Murmeltieren (murem

montis = Bergmaus), von Löwen (leo), Tigern (tigris), Panthern und Elefanten und von dem großen Vogel Strauß (struthio); sie brachten auch wohl schöne Muscheln (musculus) und bunte (punctus) Kristalle (crystallus) und Edelsteine mit, so den Smaragd (smaragdus), den Topas (topazius) und den Diamanten (adamantem).

Auf das Gebiet der Obrigkeit und des Rechtswesens führen uns die Lehn- und Fremdwörter Majestät (maiestatem), Thron (thronus; ahd.: kuningstuol), Szepter (sceptrum = Stab), Krone (corona = Kranz; ahd.: houbitband), Vogt (advocatus), Meister (magister = Beamter; erst später: Lehrer), Titel (titulus = Aufschrift), Kanzlei (cancelli), Bezirk (circus). — Handel und Verkehr wurden bereichert durch die Entlehnungen: Markt (mercatus = Handelsplatz), kosten (constare), trachten (tractare = [be]handeln), Groschen (grossus = „dicker" Denar), Quentchen (quintus = 1/5), Unze (uncia, 1/16 Pfund), Zentner (centenarius von centum = 100) und Tonne (tonna).

Die deutschen **Monatenamen**, die Karl der Große einzuführen oder vielmehr zu erhalten versucht hatte, mußten leider sämtlich wieder lateinischen Bezeichnungen weichen. An die Stelle der Namen Wintermonat, Hornung, Lenzmonat, Ostermonat, Wiesen-, Brach-, Heu-, Ernte-, Holz-, Weinlese-, Herbst- und Heiligmonat traten die noch heute gebräuchlichen Wörter.

Der Januar (ianuarius), früher auch Jänner genannt, hat seinen Namen nach dem römischen Gotte des Zeitanfangs, Janus. Der Februar (februarius) heißt nach dem Sühne- und Reinigungsfest (februare = reinigen), das die Römer am 15. dieses Monats gefeiert hatten. Der März (martius), nach dem Kriegsgotte Mars genannt, war in altrömischer Zeit, bis zum fünften vorchristlichen Jahrhundert, der Jahresanfangsmonat dieses kriegerischen Volkes. Der April (aprilis) erinnert durch seinen Namen an den Anfang des Frühlings, in dem die Blüten sich „öffnen" (lat. aperire). Der Mai trägt seinen Namen von Majus, dem Gotte des Wachstums. Der Juni (iunius) bewahrt den Namen Junos, der Gattin Jupiters. Der Juli, ursprünglich Quintilis, d. h. „Fünfter" (vom März an gerechnet) genannt, erhielt seinen Namen zum Andenken an den gewaltigen Julius Cäsar, der in diesem Monat geboren war. Der August (ursprünglich Sextilis = „Sechster") ist zu Ehren des Kaisers Augustus benannt. Die Namen der letzten vier Monate sind nach der spätern römischen und nach unsrer heutigen Monatszählung unzutreffend; denn September heißt der „Siebente", Oktober der „Achte", November der „Neunte" und Dezember der „Zehnte".

Unsre heutigen **Wochentagenamen** wurden ebenfalls nach römischem Vorbilde geformt; aber das geschah bereits in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung, also zu einer Zeit, als die alten Germanengötter noch im Bewußtsein unsrer Vorfahren lebendig waren. So erklärt es sich, daß die fremden Tagenamen in germanisch-heidnischem Geiste übertragen wurden. Aus solis dies (= „der Sonne Tag") wurde Sonntag. Ebenso ist das englische sunday entstanden, während die Franzosen diesen Tag dimanche = dies dominica (Tag des Herrn) nennen. Aus lunae dies wurde in ebenfalls wörtlicher Übersetzung Montag. In dieser Zusammensetzung ist die ursprüngliche Form des Wortes Mond (ahd. mane) noch erhalten. (Vgl. engl. monday und frz. lundi von lat. luna = Mond.) Aus Martis dies (Tag des Kriegsgottes Mars, frz. mardi) wurde Dienstag, d. h. Tag des germanischen Kriegsgottes Ziu, altnordisch Tyr, angelsächsisch Tiw (daher engl. tuesday); der Kriegsgott führte als Beschützer der Versammlungen und Gerichte (dinc, engl. thing) den Beinamen Thingsus, woraus sich dann die Form „Dienstag" entwickelt hat. Aus Mercurii dies (frz. mercredi) wurde durch Gleichsetzung Merkurs und Wodans zunächst Wodanstag (engl. wednesday, holländ. woensdag, dänisch onsdag = Odinstag), wofür dann später die farblose Bezeichnung Mittwoch eintrat. Aus Jovis dies (= Jupiters Tag, frz. jeudi) wurde durch Einsetzung des entsprechenden germanischen Gottes Donar (nordisch: Thor) Donnerstag (engl. thursday; dän. und schwed. torsdag). Aus Veneris dies (= Tag der Liebesgöttin Venus; frz. vendredi) wurde durch Einsetzung des Namens der Gattin Wodans, der Freia (nord. Frigg), unser Freitag (engl. friday, dän. fredag). Aus Saturni dies (engl. saturday, holländ. zaterdag) hat sich bis heute in Nordwestdeutschland vielfach die Bezeichnung Saterdag mundartlich erhalten. Man scheint für den römischen Saturn im germanischen Götterhimmel keine entsprechende Gottheit gefunden zu haben. Eine einheitliche Bezeichnung für diesen letzten Wochentag gibt es daher in Deutschland überhaupt nicht; während im Norden die Benennung Sonnabend (= Abend oder Tag vor dem Sonntag) gebräuchlich geworden ist, spricht man im Süden vom Samstag (Entstellung aus Sabbatstag, frz. samedi).

Entlehnungen in mittelhochdeutscher Zeit (etwa 1100—1300).

Der Einfluß des Lateinischen als Kirchensprache, als Sprache der theologisch-philosophischen Wissenschaft und als Sprache der aus dem kirchlichen Leben erwachsenden Kunst dauerte in Deutschland während

des Mittelalters fort. Was aber dem Leben unsres Volkes und unsrer Muttersprache in jenem Zeitraum ein besonderes Gepräge verleiht, ist die Berührung mit dem damals zu glänzender Bildung gelangten Volke der Franzosen. Durch die Neugestaltung des Mönchwesens und der ganzen katholischen Kirche, die von Cluny ausging und weltgeschichtliche Bedeutung gewann, wurde Frankreich für die kirchlichen Angelegenheiten tonangebend. Von Nordfrankreich aus hatte sich auch eine neue kirchliche Baukunst, der sogenannte gotische Stil, über die Nachbarländer verbreitet. Zudem hatten die Wissenschaften, vor allem die Theologie, damals ihre Hauptpflegestätten in Paris; dorthin wanderten das ganze Mittelalter hindurch zahlreiche Deutsche, um Theologie und andre Wissenschaften an der Quelle kennen zu lernen. — Neben die kirchliche aber tritt im Mittelalter eine rein weltliche Bildung, die in dem lebensfrohen Rittertum verkörpert ist; neben den Gottesdienst stellt sich der Minnedienst und die höfische Bildung. Von Frankreich aus drang diese neue Bildung über die Niederlande unaufhaltsam in unser Vaterland ein; französische Sitte, französische Lebenshaltung, französische Kleidung hielten bei uns ihren Einzug und bewirkten, daß mit den deutschen Lebensformen zugleich auch die deutsche Sprache verwelschte. Französisch-deutsche Fürstenheiraten wirkten in derselben Richtung. Auf den deutschen Burgen las man französische Ritterromane, und wer als gebildet gelten wollte, flocht möglichst viele französische Wörter in seine deutsche Rede ein. Eine weitere Umgestaltung unsrer Bildung und unsres Sprachschatzes bewirkten in jenen Jahrhunderten die Kreuzzüge, die dem Handel die Gebiete des Morgenlandes erschlossen. Das Durchgangstor für die Straßen des neuen Verkehrs wurde Italien. Die Römerfahrten der Hohenstaufen taten ein übriges, um italienische Bildungsgüter dem Deutschtum näherzubringen.

Bei der Übernahme der fremden Wörter ins Deutsche trat immer noch die Aneignungskraft unsrer Muttersprache zutage. Undeutsche Laute und Lautverbindungen wurden durchweg verdeutscht. Man vergleiche z. B. faillir und fehlen, aventure und Abenteuer, prouver und prüfen. Dagegen unterscheidet sich jetzt eine beträchtliche Anzahl Entlehnungen von den älteren dadurch, daß sie dem Lautbestand nach nur wenig oder auch gar nicht verdeutscht sind und daß das germanische Betonungsgesetz vom Hochton in der Stammsilbe unwirksam geworden ist. Man vergleiche palais und Palást, partie und Partei, tournoyer und turnieren, philosophia und Philosophie. Sogar manche deutsche Wörter

wurden jetzt französisch zurechtgestutzt, besonders gern in der Endung (halbieren, Bäckerei, mancherlei u. a. m.). Diese Nachgiebigkeit unsrer Muttersprache gegenüber der fremden mag sich teilweise daraus erklären, daß bei der Berührung mit den westlichen Nachbarn jeglicher feindliche Gegensatz wie seinerzeit zwischen Germanen und Römern fehlte, so daß die Aufnahme der welschen Wörter sich ungleich bereitwilliger und schneller als damals vollzog; der Hauptgrund für die Nachgiebigkeit ist aber ohne Zweifel in der bedauerlichen Tatsache zu sehen, daß unsre Muttersprache bereits an Kraft und Selbständigkeit eingebüßt hatte. So machte sich neben dem harmlosen Lehnwort von da an in steigendem Maße das für das Leben der Sprache gefährlichere Fremdwort breit.

Lateinisch-griechische Entlehnungen jener Zeit sind: Reliquie (reliquia = Überbleibsel), Ketzer (gr. katharós = rein; ironisch gemeint), Fest, jubeln, Pate (pater = Vater), Mütze (almutia, Kopfbedeckung der Geistlichen), Chronik, Datum (datum = gegebene [Zeit]), dauern (durare), Pause, Punkt, Fabel (fabula), Element (elementum = Grundstoff), probieren (probare), regieren (regere), Figur, Laune (luna = Mond[wechsel]), Brille (beryllus, eine durchsichtige Gesteinsart, aus der die ersten Augengläser hergestellt wurden).

Die älteste **französische Entlehnung** ist bezeichnenderweise wahrscheinlich das Wort fein (fin = „vollendet"); denn von der französischen ritterlichen Gesellschaft lernte die deutsche seit dem 12. Jahrh. gute Formen (forme) und Manieren (manière = „Handhabung"). Wer diese nicht beherrschte, war ein „Tölpel" (= „Dörfler", übersetzt aus vilain) und gehörte zum Pöbel (peuple). Wer dagegen für „höfisch" gelten wollte (Übersetzung von courtois; vgl. auch höflich und hübsch), mußte seine Rede mit welschen Ausdrücken wie merci und ade (à Dieu = Gott befohlen) zieren und mußte die neuartigen Tänze (danse) können, die sich von den alten deutschen Reihen (Reigen) unterschieden. Hierzu spielte die Kapelle auf Flöten (flûte), Posaunen (buisine) und Schalmeien (afrz. chalemie = chalumeau, von lat. calamus = Rohr, „Halm"). — Die Fürsten nannte man jetzt Prinzen (prince), und ein „Baron" (baron) galt für vornehmer als ein Ritter. Wenn die Ritter nicht auf Abenteuer (aventure) auszogen, so lagen sie gern der Jagd ob. Neben der Falkenjagd war das Birschen (berser = mit dem Pfeil erlegen) mit einer Koppel (couple) von Spürhunden beliebt. Zeitvertreib bot auch das Würfelspiel (Chance = Glücks„wurf"; As von as = 1;

Daus von deux = 2). Doch eines Ritters ehrenvollste und liebste Beschäftigung bildeten die Kampfspiele. Diese wurden auf einem ebenen Plan (plan) oder Platz (place) veranstaltet, der durch eine Litze (altfrz. lice = Schnur) oder durch eine Barre (barre = Schranke) abgegrenzt war. Die Ritter, die sich an den Kampfspielen beteiligten, waren mit dem schweren Harnisch (harnais) angetan; unter diesem trugen sie einen mit Werg gefütterten Rock, das Wams (afrz. gambais). Es wurden Zweikämpfe oder Massenkämpfe veranstaltet; zu den letzteren teilte man sich in Parteien (partie). Die Ritter mußten es verstehen, kunstgerecht anzureiten, zu galoppieren (galoper), und auf dem verhältnismäßig engen Kampfplatz behende und geschickt ihre Rosse zu „wenden" (tournoyer, daher turnieren und später, vom Turnvater Jahn gebildet, das Lehnwort „turnen"). Mit eingelegter Lanze (lance), an der ein Fähnchen mit Wappenbild, das Banner oder Panier (bannière), befestigt war, sprengte man hurtig (von heurter = stoßen) auf den Gegner ein, um ihn aus dem Sattel zu stechen. Mancher Stoß fehlte (faillir). War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dem Sieger wurde sodann von einer Dame (dame, aus lat. domina = Herrin) der „Dank" oder Preis (prix) überreicht.

Auch die Bürger hatten mancherlei Lustbarkeiten. Beim Schützenfest schoß man mit der Armbrust (lat. arcubalista) auf den Papagei (papegai), den bunten Schützenvogel.

Aus dem Kriegswesen stammen die Ausdrücke Standarte (Reiterfahne, von étandard = das Entrollte), Sold (solde, von lat. solidus = eine dicke Münze), Söldner und Rotte (afrz. rote aus lat. rupta = „Bruchteil" des Heeres).

An Kleidungsstücken kamen neu auf: die Joppe (jupe, aus dem Arab. stammend), die Kutte (cotte) und das Koller (collier, eigentlich „Hals"-bekleidung).

Von französischem Einfluß auf das deutsche Handwerk zeugen Ausdrücke wie Polier (von parler = sprechen; Wortführer der Gesellen), Felleisen (valise), Metall (métal; mhd. gesmide, Geschmeide = Geschmiedetes), Firnis (vernis), Franse (frange), prüfen (prouver). — In die Seemannsprache drang das Wort Kabel (câble = Schiffstau) ein. — Endlich gab uns das Französische Ausdrücke des Rechts und der Verwaltung, z. B. Quartier (quartier = Viertel), Revier (rivière = Ufergelände) und quitt (quitte, aus lat. quietus = ruhig).

Die zahlreichen **morgenländischen Entlehnungen**, die infolge der Kreuzzüge ins Deutsche eindrangen, wurden sämtlich in romanischer (meistens französischer) Form eingebürgert. Unter anderen wurden folgende Erzeugnisse und ihre Bezeichnungen eingeführt: Zucker (sucre, aus arab. sokkar), Sirup (it. siroppo), Zimt (Herkunft unsicher, nach it. canella = „Röhrchen" [vgl. Kanal] auch Kaneel genannt), Muskat (mit „Moschus" verwandt), Ingwer (aus dem Indischen), Spinat (aus dem Persischen?), Mostrich (it. mostarda, aus dem Arab.), Dattel (it. dattilo, aus gr. daktylos = Finger), Zwetsche (viell. aus gr.-lat. damaskené = Pflaume „aus Damaskus"), Safran (arab.), Gummi (ägypt.), Kampfer (indisch), Karat (it. carato, gr. keration = Hörnchen; Frucht des Johannisbrotbaums, als Gewicht für kleine Mengen von Gold und Edelsteinen benutzt), Reis (griech.-indisch), Schalotte (kleine Zwiebel „aus Askalon" in Palästina), Samt (it. sciamito aus gr. hexamiton = „sechsfädig"), Damast (Zeug mit eingewebten Blumen, nach der Stadt Damaskus benannt), Scharlach (pers.-türkisch; ursprünglich Stoff-, dann Farbbezeichnung), Barchent (arab., rauhes Baumwollzeug), Lasur (Blaufarbe, nach einem pers. Blaustein benannt; spätere Form: Azur). — Aus dem Morgenland kam damals auch das Schachspiel (schah, pers. = König); matt bedeutet ursprünglich „tot" (schah mat = der König ist tot). Von dem Worte Schach ist auch „scheckig" abgeleitet (eigentlich: bunt wie ein Schachbrett).

Die Deutschen, die über die Alpen nach **Italien** zogen, staunten über die Pracht und den Reichtum der südländischen Natur. Sie sahen dort die Zypresse (cipresso, ebenso wie „Kupfer" nach Cypern benannt), die Olive, den Granatbaum und den Mandelbaum. — Sie lernten in Italien den Panzer (panciera, der Teil der Rüstung, der den „Bauch" bedeckt) und den Stiefel (stivale, verkürzt aus aestivale, also ursprünglich „Sommer"schuh aus leichtem Leder) kennen. Mit den neuen Schuhen konnte man keine weiten Märsche machen, aber man konnte müßig umherschlendern, also spazieren gehen (spaziare = sich auf einem begrenzten „Raum" bewegen). — In Italien hatten sich auch neue Formen des Waren- und Geldverkehrs entwickelt. Da die Beziehungen zwischen diesem Lande und Deutschland sehr rege waren, so gewöhnten sich die deutschen Kaufleute an die italienischen Fachausdrücke. Es wurden Leihhäuser errichtet, die man Lombard nannte (nach der Lombardei, vgl. auch lombardieren). Ein Handelswort war auch Tasche (tasca = Tagelohn, den man im Beutel trägt). Eine neue Münze war der Dukaten (eigentl. „Herzogs"münze, aus Apulien stammend). Bei den Versteigerungen rief

der Versteigerer „in quanto", d. h. „wie hoch?" Hieraus entwickelte sich ein Hauptwort incanto = Versteigerung, das in Oberdeutschland als „Gant" gebräuchlich wurde und woraus das Zeitwort verganten (= versteigern) entstand.

Wie groß die Vorliebe der gebildeten deutschen Kreise in der damaligen Zeit für ausländisches Wesen und fremde Ausdrücke war, kann man z. B. aus der Dichtung „Meier Helmbrecht" erkennen. Dieser junge bayrische Bauernsohn, der sich in der Fremde einige höfische Bildung äußerlich angeeignet hat, begrüßt bei seiner Rückkehr ins Elternhaus die Seinigen mit allerlei französischen, lateinischen und sogar böhmischen Redensarten. Und Thomasin von Zirkläre rühmt sich in seinem Buche „Der welsche Gast" stolz damit, daß er das Deutsch zu „strifeln", d. h. mit fremden Ausdrücken zu durchsetzen verstehe. Das „gestrifelte" Deutsch galt für weite Kreise als Hauptmerkmal höherer Bildung.

Entlehnungen in der Übergangszeit zum Neuhochdeutschen (14. und 15. Jahrhundert).

Im späteren Mittelalter gingen Rittertum und höfische Bildung schnellem Verfall entgegen. Dadurch wurde zwar der Verwelschung unsrer Muttersprache von dieser Seite aus Einhalt geboten; nur ein Bruchteil der einst in Ritterkreisen gebräuchlichen Lehn- und Fremdwörter blieb erhalten. Jedoch durch die Wiederbelebung der Wissenschaft und Kunst des griechisch-römischen Altertums (Renaissance, **Humanismus**) entstand eine neue Quelle für fremde Begriffe und Wörter, und als der Humanismus im 15. Jahrh. in Deutschland seinen Einzug hielt, schwoll diese Quelle zu einem mächtigen Strom an, so daß sich eine breite Flut von Fremdwörtern (die „Lehnwörter" wurden jetzt seltener) in unsre Sprache ergoß.

Die auf den neugegründeten Hochschulen gepflegten Wissenschaften brachten u. a. folgende Ausdrücke: Student, Rhetorik (Redekunst!), Alphabet, Astronomie (Sternkunde!), Geometrie (Raumlehre!), Orthographie (Rechtschreibung!), Phantasie (Einbildungskraft!), Text (textus = Gewebe), Original (Urschrift!), Globus (Erd- oder Himmelskugel!), Komet (cometa = „Haar"stern!), Apparat, Ozean (Weltmeer!), Quadrat, Summe (Ganzes!), Differenz (Unterschied!), Artikel (articulus = „Glied"; Teil!), Substanz (Stoff!), Essenz (Wesen!), Subjekt, Objekt, deklarieren (erklären!), informieren (unterrichten!), repetieren (wiederholen!), Papier (papyrus), Para-

graph (= Randzeichen; Abschnitt!), radieren, Rolle (rotula = Rädchen), korrigieren (verbessern!), Autorität (auctoritatem; Ansehen!), Skrupel (scrupulus = spitzes Steinchen; Bedenken!).

Die Fortentwicklung der Heilkunde deuten die Wörter an: Doktor (früher: Arzt), kurieren (curare = besorgen; heilen!), Medizin (Heilmittel oder Heilkunst!), Pulver (pulvis = Staub), Rezept (Vorschrift, Mittel!), Podagra (= Fußlähmung), Puls (pulsus = „Schlag" der Ader), destillieren, Instrument (Werkzeug, Gerät!), Kapsel, Melancholie („Schwarzgalligkeit"; Schwermut!).

Von manchen neuen Anschauungen und Einrichtungen im staatlichen Leben, im Rechtswesen und in der Verwaltung geben die folgenden fremden Bezeichnungen Kunde: Nation (Volk!), neutral (neutralis = keins von beiden; unseitig!), Konsul, Tyrann, Audienz (audientia = Anhörung), Polizei, Provinz, Staat (status = Zustand), Tribut (Abgabe!), triumphieren, Pomp (Gepränge!), Region (Gebiet!); — Jurist (Rechtsgelehrter!), Advokat (Anwalt!), Notar, Testament, Taxe, Prozeß (Rechtsstreit!), appellieren (Berufung einlegen!), Interesse, Kontrakt (Vertrag!), Kommission (Ausschuß!), Finanzen (eigentlich: Fristzahlung, von finis = Ende, Termin), Sekretär (Schreiber!), Protokoll (gr. = „vorgeleimtes" Blatt mit übersichtlichen Angaben; Verhandlungsbericht, Niederschrift!), Register (Verzeichnis!), Rubrik (= „rote" Überschrift; Abschnitt!), kopieren (von copia = Menge, also eigentlich: vervielfältigen), Konzept (Entwurf!), akzeptieren (annehmen!), notieren (vermerken!), quittieren, regulieren (regeln!), Folter (von poledrus = Füllen, Pferdchen, weil vierbeiniges Gestell).

In die Zeitrechnung verweisen die folgenden Ausdrücke: Kalender (von lat. calendae, dem Namen des ersten Monatstages, von calo = rufen; denn die Kalenden wurden in Rom öffentlich ausgerufen), Moment (momentum, von movere = Bewegen [der Augenlider]; Augenblick!), Uhr (hora, zuerst: Gebetsstunde), Minute (minutum = verkleinert; kleiner Stundenteil).

Einige kirchliche Ausdrücke sind: Bibel (gr. biblia = Bücher), Pastor (lat. „Hirt"), Vikar („Stellvertreter"), Disziplin (geistl. Zucht), dispensieren („erlassen" der Kirchenstrafen). Die Mystik (von gr. myein = die Augen schließen) schuf einige Wörter, die das dieser Frömmigkeitsrichtung eigentümliche Streben nach Versenkung in die Anschauung Gottes bezeichnen: meditieren (sinnen!), spekulieren („anschauen", nämlich Gott; heute hat dies Fremdwort einen rein weltlichen Sinn) und Vision (Anblick, Erscheinung).

In das Gebiet der Kunst führen uns die gr. Wörter Komödie (Lustspiel!), Tragödie (Trauerspiel!), Symphonie und das lat. Ornament (Schmuck, Zierat!).

Der Einfluß der französischen Sprache auf den deutschen Wortschatz dauerte fort, wenn auch die Zahl der französischen Entlehnungen hinter der der griechisch-lateinischen zurückblieb. Aus dem Seewesen stammen die Wörter Flotte (rückentlehnt aus frz. flotte, das auf ein deutsches, mit „fließen" verwandtes Wort zurückgeht), Golf (Meerbusen!), Schleuse (afrz. escluse), Kajüte, Boje (afrz. buie = bouée); das Kriegswesen betreffen die Ausdrücke Garde (rückentlehnt aus frz. garde, das auf „warten" zurückgeht), Degen (dague, Waffe), Visier (visière), Arrest (arrêt; Haft!), Jacke (jaque, aus dem Arab.; eigentlich: Waffenrock); in das Gebiet des Handels führen Wörter wie hantieren (hanter = umherziehen, Handel treiben, hat mit „Hand" nichts zu tun), liefern (livrer), doppelt (double), Dutzend (douzaine), Million (million), Katun (coton), Rosine. Verschiedene andere Entlehnungen sind: Palast (palais), Park (parc = Umhegung, Schonung), Laute (luth, arab. Ursprungs), Juwel (afrz. juel = joyau), Koffer (coffre), Teller (tailloir = Hackbrett), Pfote (patte), scheuern (afrz. escurer = écurer), Matratze (materas, aus dem Arab.), Barbier (barbier; mhd. scheraere = Scherer), passieren und passen (passer), rund (rond).

Italiens Musik spornte zur Nacheiferung an: Alt (alto) heißt eigentlich „Hoch"stimme, Baß (basso) „Tief"stimme; unsre ganze Musiksprache wurde nach und nach italienisch. — Mit den arabischen Zahlen, die sich am Schluß des 15. Jahrh. in Deutschland einbürgerten, erhielt Europa das arabische Wort zifar („leer" = Null [lat. nullus, keiner]), das im Italienischen cifra lautete und zunächst Geheimschrift bedeutete (vgl. frz. chiffre und Chiffreschrift); im 16. Jahrh. verstand man dann unter Ziffer so viel wie „Zahlzeichen". — Wie sehr der Deutsche im Verkehr mit den Italienern auf der Hut war, beweist das Wort kredenzen (von credenza = Vertrauen); der Wein konnte vergiftet sein, es mußte daher erst durch Vorkosten dessen, der ihn vorsetzte, die Unschädlichkeit des Getränkes „kredenzt", d. h. „glaubhaft gemacht" werden. — Der Handel mit Italien brachte nach Deutschland Endivien, Salat (salata = gesalzen), Kapern (cappero, gr.-arab.), Melonen, Sardinen (sardina, von Sardinien), Marzipan (marzapane, entweder aus Marci panis = „Markusbrot" oder arab. Ursprungs = „Schächtelchen", wobei dann dessen Inhalt gemeint wäre). — Einige andere Entlehnungen sind: Kontor

(contore = Rechenstube), Muster (mostra = Gezeigtes), Probe (prova), Schachtel (scatola), Proviant (provianda, aus lat. providenda = Vorzusorgendes? Lebensmittel!), Pantoffel (pantofola, gr. = „ganz aus Kork"), Kapuze (capuccio), Bastei (bastia), Zitadelle (von citta = Stadt).

Entlehnungen in neuhochdeutscher Zeit (16.—20. Jahrhundert).

In den letzten Jahrhunderten ist die Zahl der Fremdwörter in unsrer Muttersprache lawinenartig angewachsen. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, auch nur einen beträchtlichen Teil der vielen Tausende von Fremdlingen hier namhaft zu machen; es sollen lediglich die stärksten fremdsprachlichen „Einflüsse" an einigen Beispielen gezeigt werden.

Wohl hatte die gewaltige kirchliche Bewegung, die am Anfang der deutschen Neuzeit steht, einen sehr starken völkischen Einschlag. Deutscher Geist und deutsche Sprache schienen zu dem Höchsten berufen zu sein. Die Entdeckung seiner Muttersprache war für unser Volk wichtiger als alle übrigen Entdeckungen, mit denen man die Geschichte der Neuzeit zu beginnen pflegt. Die Zahl der jährlich gedruckten deutschen Bücher wuchs von 1517, dem Jahre des ersten öffentlichen Auftretens Luthers, bis zum Jahre 1524 von etwa 100 auf rund 1000 Stück; sie hatte sich also in 7 Jahren verzehnfacht. Was aber die Reformation an der deutschen Sprache gutmachte, das verdarb die ihr verbündete Wissenschaft, der Humanismus. Die Gelehrten des 16. und 17. Jahrh., die sich sogar ihrer deutschen Namen schämten (vgl. S. 102), wollten von der „barbarischen" Sprache der Lutherbibel nichts wissen. Die Begeisterung der Humanisten für die lat. Sprache ging so weit, daß sie am liebsten das Lateinische ganz an die Stelle des Deutschen gesetzt hätten. Man bedauerte in diesen Kreisen beinahe, daß die Kinder nicht schon an der Mutterbrust anfingen, lateinisch zu lallen, und dachte sogar ernstlich daran, zu besserer Übung der Knaben eine nur lateinisch redende Stadt zu gründen; und in mancher klösterlich abgeschlossenen protestantischen Schule des 16. Jahrh. ist dies Ziel nahezu verwirklicht worden. Von der Schule des berühmten Pädagogen Trotzendorf zu Goldberg in Schlesien rühmte man, daß dort sogar Knechte und Mägde am Brunnen sich lateinisch unterhielten, als ob Goldberg in Latium läge. In der obersten Klasse dieser Schule wurde zwar auch Deutsch gelehrt, aber bezeichnenderweise nach einer in lateinischer Sprache abgefaßten Grammatik. So wurde denn das zu Anfang des 16. Jahrh. frisch emporstrebende deutsche Schrifttum schnell wieder unterdrückt, und fast 2 Jahrhunderte lang hat die lateinische Schriftstellerei

in Deutschland eine herrschende Stellung gehabt. Im Jahre 1570 z. B. waren etwa 70% der neu erschienenen Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt. Erst um 1700 gewann das deutsche Schrifttum einen Vorsprung, der dann von da an immer größer geworden ist.

Man kann nicht behaupten, daß die Herrschaft der alten Sprachen in Deutschland damals auf die Welt der Gelehrten beschränkt gewesen sei; auch in weite Kreise des weniger gebildeten Volkes drangen unzählige **lateinische und griechische Wörter** und haben sich zum großen Teil bis heute behauptet. Aus der unendlichen Fülle dieser durchweg nicht eingedeutschten Entlehnungen wollen wir nur eine einzige Gruppe herausgreifen, nämlich solche Wörter, die sich auf das Unterrichtswesen beziehen. Ein Gymnasium wurde von einem Rektor oder seinem Stellvertreter, dem Konrektor, geleitet. Jeder Magister war jahrelang der Ordinarius derselben Klasse: der Prima, Sekunda usw. Er stand auf dem Katheder (mhd. lêrstuol) und dozierte Religion, Logik, Mathematik, Physik, Chemie, Botanik oder Geographie. In der Arithmetik wurde addiert, subtrahiert, multipliziert, dividiert und mit Logarithmen gerechnet. Vor allem aber trieb man die alten Sprachen; da wurde dekliniert und konjugiert, es wurden die Wörter nach dem Vokabularium abgefragt oder es wurden Stellen aus lateinischen und griechischen Dichtungen deklamiert. Oft wurde ein Extemporale geschrieben. Die Scholaren, die ihre Lektion oder ihr Pensum nicht gut gelernt hatten, erhielten schlechte Noten oder Zensuren, bekamen auch wohl den Bakel zu spüren. Wer sich nicht gut führte, machte mit dem Karzer Bekanntschaft. Wer das Pennal absolviert und das Examen bestanden hatte, ließ sich an einer der vier Fakultäten der Universität durch den Dekan immatrikulieren und ging täglich in das Auditorium, um bei den Professoren die vorgeschriebenen Kollegien zu hören. Hier wurde oft ein schwieriges Thema traktiert, und wer Doktor der Theologie, der Philosophie, der Jurisprudenz oder der Medizin werden wollte, mußte sich jahrelang gründlich präparieren und vor allem im Disputieren wohl geübt sein.

Das Latein war immerhin eine tote Sprache und wurde nur künstlich in einem Scheinleben erhalten. Weit demütigender und gefährlicher wurde für unsre Muttersprache die Knechtschaft, in die sie seit dem 17. Jahrh. durch die **französische Sprache** geriet. Das Französische war damals von einem stärkeren Glanz als je zuvor umstrahlt. Es war die Sprache eines

in seiner Art klassischen Schrifttums einer hochgebildeten Gesellschaft, des prunkvollsten Hofes und des mächtigsten Herrschers, des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Deutschland aber war im 17. Jahrh. durch den unglückseligen Dreißigjährigen Krieg völlig verarmt und heruntergekommen und war daher dem ausländischen Wesen zugänglicher als alle anderen europäischen Völker.

Einen Beweis für die völlige Verwelschung Deutschlands und seiner Sprache liefert sein damaliges Heerwesen, sein Militär. Einst hatten unsre westlichen Nachbarn die Kriegskunst von den Germanen gelernt; jetzt wurde es umgekehrt. Bis in die neueste Zeit hinein wurde die Sprache unsres Heerwesens fast ganz französisch. Die Armee setzte sich zusammen aus Infanterie (früher: Fußvolk), Kavallerie, Artillerie und Train und wurde eingeteilt in Korps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone (früher: Fähnlein) und Kompagnien. Mit Kürassieren und Dragonern konnte man schneidige Attacken ausführen. Auch die Chargen erhielten fast ausnahmslos französische Bezeichnungen: Kommandeur, General, Major, Korporal, Sergeant und Leutnant. Alle Offiziere waren durch ihre Uniformen, ihre Epaulettes und ihre Portepées von den gemeinen Soldaten unterschieden. Zu den Waffen gehörten Kanonen, Karabiner und Pistolen. Die Munition der Musketiere bildeten die Patronen; die Grenadiere waren mit Granaten ausgerüstet. Die für die Soldaten bestimmte Verpflegung nannte man Proviant; für die Pferde mußte Fourage beschafft werden. Lag das Regiment in Quartier, in Garnison, im Biwak, so konnte es durch Reveilleblasen oder durch Alarmsignale, z. B. durch das Trommeln der Tambours, schnell versammelt werden. Es wurden dann Orders und die Parole ausgegeben. Oft wurde auch eine Parade (früher: Heerschau) abgehalten. Festungen bombardierte man, um die Batterien zum Schweigen zu bringen oder um Bresche zu schießen; man legte auch wohl Minen, um die Bastionen, die Forts und die Palisaden in die Luft zu sprengen und die Festung zur Kapitulation zu zwingen. Kranke und blessierte Soldaten fanden im Lazarett Verpflegung. Neu angeworbene Soldaten nannte man Rekruten. — So waren denn nur wenige deutsche Ausdrücke übriggeblieben: Gemeiner, Gefreiter, Feldwebel, Wachtmeister, Rittmeister, Hauptmann und Oberst; Gewehr, Geschütz, Helm; Schildwache, Zeughaus.

Mehr noch als zur Zeit des Rittertums ahmten jetzt die oberen Schichten

der deutschen Bevölkerung französische Sitten nach. Man dinierte und soupierte an der Table d'hôte; man trank Sekt und Likör, man delektierte sich an dem reichhaltigen Menü, an den Saucen, den Poularden, dem Ragout, dem Frikassée, an dem Kompott und an der Torte, die zum Dessert serviert wurden. Großer Wert wurde in den feineren Kreisen auf elegante Toilette gelegt; Jacke, Weste, Korsett, Manschetten, Krawatte, Brosche, Agraffe, Scherpen, Tressen und die Perücke mußten modern sein, wenn man adrett sein und sich nicht blamieren wollte. Man ließ sich beim Barbier rasieren, frisieren und pudern. Machte ein honetter Kavalier, der zur Elite der Gesellschaft gehörte, eine Visite, oder war er zu einer Soirée geladen, so fuhr er nobel in einer aparten Equipage oder in einem Fiaker dorthin, wurde am Entrée durch eigens zu diesem Zwecke engagierte Lakeien empfangen, trat in den Salon, der mit feinen Möbeln, mit Marquisen und Nippsachen ausgestattet war, machte der Dame des Hauses seine Reverenz und überreichte ihr galant ein Bukett. Dann machte er auch den übrigen Damen Komplimente, karessierte mit den schönen Blonden und Brünetten und begann eine Konversation, die meistens recht fade, oft auch pikant und frivol und nicht immer delikat war. Die Damen fanden das nett oder gar charmant, stellten sich aber gern naiv, meist aus Koketterie; viele waren auch sehr intrigant und maliziös, überhaupt spielten Kabale und Chikane in jenen Kreisen eine große Rolle. Auch beim Kartenspiel und Tanz konnte man sich brillant amüsieren.

Von den höheren Gesellschaftskreisen drang welsche Sitte und Sprache in immer weitere Schichten des Volkes ein. Man erkennt das schon an der Verdrängung der deutschen Verwandtschaftsbezeichnungen durch die französischen Wörter Papa und Mama (Vater und Mutter), Onkel und Tante (Oheim und Muhme), Cousin und Cousine (Vetter und Base); für das urdeutsche „Ahn" (ahd. ano, schwäb.: Ähne) trat zwar ein anderes deutsches Wort (Großvater) ein, aber nur als Nachahmung des frz. grand-père. Die französischen Ausdrücke traten jetzt nicht mehr wie die älteren Lehnwörter in eine vorhandene Lücke ein, sondern sie verdrängten ganz willkürlich und unnötigerweise urdeutsches Sprachgut. So setzten sich z. B. fremde Wörter wie Amulett, Serviette, Bureau und Lotterie an die Stelle der gut deutschen Ausdrücke Anhängsel, Quehle, Schreibstube und Glückstopf.

Auf allen Gebieten galt das französische Vorbild. Viele kleine Staaten hatten mit Frankreichs Hilfe die Souveränität errungen und beachteten in der Verwaltung französische Formen. Polizei und Gendarmerie hielten die Ordnung aufrecht. Kabinettsjustiz und Maitressenwirtschaft kamen in Schwung. Auch das Finanzwesen wurde nach französischem Muster eingerichtet. Die Regie wurde immer weiter ausgedehnt und von zahlreichen Akzisbeamten erhoben. Friedrich der Große stellte mit Vorliebe französische Zollbeamte an, weil sie raffinierter als die deutschen waren. Der Handel mit Frankreich lieferte Seiden- und Wollstoffe wie Taffet und Moirée, Musselin, Flanell, Tüll, Plüsch, Batist, Krepp, auch Posamentier-Arbeiten und Galanterie-Waren. — Die vertriebenen französischen Hugenotten, die in unserm Vaterlande Zuflucht fanden, verbreiteten unter den deutschen Landleuten die Kenntnis des französischen Ackerbaues und suchten den Obstbau zu veredeln. Wörter wie rigolen, Schalotte, Sellerie, Rabatte, Staket, Spalier, Jasmin, Reinette und Reine-Claude legen hiervon Zeugnis ab. — Auch für die Baukunst war in Deutschland französischer Geschmack maßgebend. Nach dem Vorbild von Versailles wurden deutsche Fürstenschlösser erbaut oder umgewandelt. Rotunden und Rampen wurden gebaut, Parks mit Alleen, Bassins, Fontänen und Statuen wurden angelegt. Die Bürgerhäuser wurden mit vielen Etagen gebaut und mit Fassaden geziert. — Die Abhängigkeit der deutschen Wissenschaft von der französischen verraten u. a. folgende Entlehnungen: Resultat, Motiv, Maxime, Monade, Tangente, Kante, Quote, Quotient, konzentrisch, konkav, Elektrizität, Kompaß, Bussole, Phänomen, Energie, Ironie, Phrase. Auch unverändert übernommene lateinische oder griechische Lehnwörter erhielten in sehr vielen Fällen die französische Endbetonung, z. B. Philosóph, Philológ, Physiológ, Orgán (vgl. dagegen das ältere Lehnwort „Orgel“, von demselben griech. Worte órganon), Atóm, analóg, reziprók, mobíl und viele andere.

Die in der maßlosen Welscherei zutage tretende Verachtung heimischen Wesens und heimischer Sprache wurde von einsichtvollen Zeitgenossen voll erkannt und an den Pranger gestellt. Der Satiriker Moscherosch († 1669) ruft ingrimmig aus: „Ich glaube, wenn man wollte eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen, man würde augenscheinlich befinden, daß fünf Achtteile desselben französisch, ein Achtteil spanisch, ein Achtteil italienisch, ein Achtteil deutsch ist!“ Und Friedrich von Logau († 1655) klagt in seinen „Sinnsprüchen“:

„Alamode-Kleider, Alamode Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei!
Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen."

Neben dem dauernden lateinisch-griechischen und französischen Einfluß auf unsre Muttersprache ging im 17. Jahrh. auch der italienische in geringerem Umfange weiter. Ähnlich blieben die Verhältnisse im 18. Jahrhundert.

Die bemerkenswerteste Neuerscheinung im deutschen Fremdwörtervorrat des letzten Jahrhunderts sind die Erwerbungen von jenseit des Kanals. Um das Jahr 1800 fand ein deutscher Sprachforscher trotz eifrigsten Suchens nicht mehr als 11 **englische Fremdwörter** in unsrer Muttersprache. Noch i. J. 1880 stellte Dunger [1]) immerhin bloß gegen 150 „Engländereien" fest. In den letzten Jahrzehnten aber ist die Zahl beängstigend gewachsen und dürfte für die Gegenwart mit 1000 kaum zu hoch angesetzt sein. Englische Sitte und Mode, englische Einrichtungen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, englischer Sport und englische Bewegungsspiele wurden vor dem Kriege und werden auch jetzt noch viel bewundert und nachgeahmt. Gegen Ende des 19. Jahrh. drang das Englische als Unterrichtsfach in alle unsre höheren Schulen; selbst das humanistische Gymnasium mußte diese Sprache wenigstens unter die wahlfreien Fächer aufnehmen. „Auch andere Völker lernen fremde Sprachen, ohne dadurch Schaden zu nehmen an der Seele der Muttersprache. Einzig für Deutschland wird die Beschäftigung mit jeder neuen Fremdsprache zu einem Verhängnis." [2])

Es gibt bei uns kaum noch ein Gebiet des Alltags oder des höheren Geisteslebens ohne „englisches Welsch". Deutschen Kindern werden englische Vornamen wie John, Mary, Betty, Jenny, Lissy beigelegt. Wilhelm wurde in Willy, Emma in Emmy umgewandelt; das i (geschr. y) am Ende unsrer Vornamen ist überhaupt stets eine Nachahmung englischer Namen, die unterbleiben sollte. Ebenso beliebt sind englische Hundenamen und -bezeichnungen in Deutschland geworden; man denke an Lord, Foxterrier, Mops, Dogge, Pinscher u. a. Von unsern britischen Vettern haben wir Namen für Zeugstoffe wie Buckskin, Cheviot, Cover-coat, Shirting, Manchester und für Kleidungsstücke wie Havelock, Plaid, Cape, Sweater, Ulster, Schal, Schlips, Smoking und — Cutaway.

[1]) H. Dunger, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. 2. Auflage. Berlin 1909.

[2]) Ed. Engel, Sprich Deutsch! Leipzig 1916.

Als Speisen genießen wir Beefsteak, Rumpsteak, Roastbeef, Oxtail, Mixed Pickles, Irish stew (Hammelkohl), Mockturtle (Kalbskopf), Quaker oats (Haferflocken), Cakes (in England: Biscuits!) und Pudding. Die Mahlzeit wird vornehm Lunch genannt; und klingt es nicht entzückend, wenn man statt zu einer Tasse Kaffee oder zum Tee-Plauderstündchen seine Bekannten zu einem Five o'clock-tea bitten kann? Im Klub wird Rum, Grog, Punsch, Sherry, Porter und Ale getrunken, und bei einer Bowle wird mancher Toast ausgebracht. Die Gasthöfe führen stolze englische Namen, z. B. Grand Hotel Palace, Esplanade, Bristol, Savoy, Carlton, Westminster. Eine Bar ist natürlich viel feiner als eine Schankstube. Am üppigsten wuchert das englische Unkraut im deutschen Sprachgarten auf dem Gebiete des Sports. „Sport" ist ein urgermanisches, schon bei Ulfilas vorkommendes Wort, das aus der alten deutschen Sprache verschwand, im Englischen erhalten blieb und neuerdings als Lehnwort wieder zu uns kam. Aber wer zählt alle die englischen Sportausdrücke, ohne die keine deutsche Zeitung über deutsche Rennen berichten zu können scheint! Da hören wir von Derby, Meeting, Handicap, Start, Rekord, Turf, Steeplechase, Totalisator, Jockey, Trainer, Box, Spurt. Man spielt Lawn-Tennis, Golf, Cricket, Crocket, Hockey und fährt mit dem Bobsleigh. Als echte Sportsmen gelten selbstverständlich nur diejenigen, die sich beim Spielen auch der englischen Spielausdrücke bedienen (Play, advantage, out, foult, twenty, game, set, love usw.), einerlei ob diese Sprachbrocken richtig ausgesprochen und überhaupt verstanden werden oder nicht. Andre „Bereicherungen" unsrer Muttersprache aus dem Englischen und Amerikanischen sind: Koks, Lokomotive, Waggon (frz. ausgesprochen!), Tender, Tunnel, Bunker, Break, Trambahn, Garage (frz. ausgespr.), Propeller, Film, Kodak, Pony, Steamer (Dampfer), Dreadnought; Trust, Scheck, Safe (Schließfach), Run, Interview, Reporter, Budget, Lift, Liftboy (Fahrstift), Messenger boy (Eilbote); Streik, Boykott, Revolver; Baby, Rowdy, Clown, Flirt, fesch (fashionnable), Trick, Bluff (amerikanisch!).

Glücklicherweise hält sich die „Engländerei" bis jetzt mehr in den Grenzen der Umgangs- und Zeitungssprache; es wäre wahrlich shocking, wenn sie auch unsre Schriftsprache eroberte. Jedenfalls ist es im höchsten Grade bedauerlich, daß der Sportfex und Globetrotter meint, eine möglichst englisch aufgeputzte Redeweise sei tip-top, fair und gentlemanlike; in Wahrheit haben solche Leute einen Spleen, und es ist zu hoffen, daß

dieser Humbug (amerikanisch!) recht bald aus unsrer lieben Muttersprache endgültig verschwindet.

Entlehnungen aus den Sprachen unsrer östlichen Nachbarn sind verhältnismäßig selten; denn diese Völker haben auf Grund ihrer niedrigeren Kulturstufe weit mehr von uns empfangen, als sie uns geben konnten. Die bekanntesten slawischen Lehnwörter sind: Dolch, Droschke, Grenze, Gurke, Halunke, Haubitze, Horde, Jauche, Kandare, Knute, Kur, Litewka (litauisch), Peitsche, Pekesche, Petschaft, Polka, Popanz, Preisel(beere), Quark, Säbel, Schöps, Steppe, Stieglitz, Tolpatsch, Tornister, Tschako, Ulan, Zeisig. Aus Ungarn stammen die Wörter: Gulasch, Husar, Kutsche, Trabant.

Der Weltverkehr der Neuzeit hat uns Sprachgut nicht nur von fast allen übrigen europäischen Völkern, sondern auch aus allen Erdteilen und Zonen gebracht. Doch es handelt sich hier um vereinzelte Wörter, die innerhalb des gewaltigen Wortvorrats unsrer Sprache kaum auffallen. Nordisch sind: Flunder, Rentier, Walhalla, Walküre; niederländisch: Auster, Börse, bugsieren, Düne, kapern, Niete (nichts), Schellack (= Baum-„schalen"lack), Schellfisch (schaliges Fleisch); spanisch-portugiesisch: Eldorado, entern, Galan, Guerilla (Kleinkrieg), Kamarilla, Kork, Matador, Mimose, Orkan, Pumpe; Siesta; türkisch: Kismet (unabänderliches Schicksal), Schabracke, Tulpe und Turban; arabisch: Algebra, Alkali, Anilin, Alkohol, Almanach, Arrak, Artischocke, Atlas, Barchent, Elixier, Harem, Havarie, Kaffee, Kandis, Magazin, Natron, Rasse, Safran, Talisman, Zenit, Ziffer; persisch: Azur, Basar, Diwan, Karawane, Kiosk, lila, Pascha, Schach; indisch: Banane, Ingwer, Jute, Khaki, Patschuli; chinesisch: Dschunke, Gong, Kuli, Tamtam, Tee; japanisch: Bonze; australisch: Bambus, Guttapercha, Kakadu, Känguruh, Orang Utan, Sago; afrikanisch: Basalt, Gnu, Gorilla, Schimpanse, Zebra; amerikanisch: Alpaka, Ananas, Guano, Kakao, Kautschuk, Kolibri, Kondor, Lama, Orkan, Mahagoni, Mais, Schokolade, Tomate.

Eine beschränkte Anzahl von Wörtern hat uns auch das Hebräische geliefert. Nur wenige biblische Ausdrücke in hebr. Form sind in die Schriftsprache aufgenommen worden, so Amen, Mammon, Menetekel, Messias, Satan, Schibboleth, Tohuwabohu. Größer ist der Anteil des Judendeutsches; doch sind die betreffenden Ausdrücke meistens auf gewisse Kreise oder auf die gewöhnliche Umgangssprache beschränkt, viele gehören dem sogenannten Rotwelsch oder der Gaunersprache an. Am gebräuchlichsten sind folgende Wörter: kapores, koscher, Kaffer, mauscheln, pleite, schachern, schmusen, schofel, Schaute.

Endlich sei noch die Aufmerksamkeit auf eine Reihe fremdartig klingender Wörter gerichtet, die nichts weiter sind als ursprünglich gut deutsche oder wenigstens germanische Wörter, die dann aber in eine fremde Sprache übergegangen und später in fremdländischem Gewande zu uns zurückgekehrt sind. Solche **Rückentlehnungen** sind: Balkon (frz. balcon, vgl. Balken), Salon (frz.; Saal), Bresche (brechen), Garde (vw. mit „warten" = pflegen, schützen), Robe („Raub", ursprünglich = Beute, Rüstung, dann Kleidung), Loge (frz.) und Loggia (it., aus „Laube"), Lotterie (Los), Lotto (it., ebenfalls aus „Los"), Souper und Suppe (aus „saufen"), Spion (it., aus „spähen"), Stuck (it., = Stück), Equipage (frz., équiper = ein „Schiff" ausrüsten), Etappe (frz., vw. mit „Stapel"), Rapier (frz., von „raffen"), Trottoir (vgl. „treten"), Boulevard (= Bollwerk), Biwak (frz. bivouac = „Beiwacht"), Fauteuil (aus „Faltstuhl"), Boskett und Bukett (vw. mit „Busch"), Email („Schmelz"), Garantie (vw. mit „warnen"), markieren („merken") und viele andere.

So haben wir in allen Weltgegenden Wortanleihen gemacht, und es ist so weit gekommen, daß jetzt etwa jedes siebente „deutsche" Wort ein Fremdling ist.

24. Sprachreinigung.

Geschichtlicher Überblick. So alt wie das Eindringen von Wörtern fremder Zungen in die deutsche Sprache ist, so alt ist auch der Kampf gegen die Eindringlinge. Als älteste und dauerndste Mittel, sich des fremden Sprachgutes zu erwehren, sind die Eindeutschung des Fremdwortes zum „Lehnwort" (vgl. S. 137 ff.) und die Volksetymologie (S. 84 ff.) zu betrachten. Diese beiden Mittel wendet die Volkssprache unbewußt an. Ein planmäßiger Kampf der Gebildeten gegen das Fremdwörterunwesen setzte vor 300 Jahren, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ein. Die „Sprachgesellschaften" des 17. Jahrh. machten sich mit Eifer an die Reinigung unsrer Muttersprache. Philipp von Zesen, der Stifter der „Deutschgesinnten Genossenschaft" in Hamburg, sagte für spazieren lustwandeln, für Kontrakt Vertrag, für Testament letzter Wille, für Plenipotenz Vollmacht und brachte die deutschen Wörter Sinngedicht, Heerschau, Staatsmann, Lehrbegriff, Wechselgesang, Gesichtskreis u. v. a. in Verkehr. Freilich zeigt sich schon bei ihm wie bei vielen andern Mitgliedern der Sprachgesellschaften ein Übereifer im Kampf gegen die Sprachmengerei; denn auch gut eingebürgerten Lehnwörtern ging man zu Leibe und verlangte z. B. Sagmäre für Fabel, Großherr für Kaiser, Talmund für Echo, Zeugemutter für Natur, Zitterweh für Fieber, Tageleuchter für Fenster. Solcher „Puris-

mus" (übertriebene Sprachreinigungssucht) kann unter Umständen mehr Unheil als Nutzen stiften. — In der Folgezeit wurde der Kampf gegen das Fremdwort hauptsächlich von einzelnen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern geführt. Dem Philosophen Leibniz († 1716), der sich bitter darüber beklagte, daß in unsrer Sprache „der Mischmasch abscheulich überhand genommen" habe, verdanken wir u. a. „abgezogen" für abstrakt. Christian Wolff († 1754) verdeutschte die Sprache der Mathematik und Physik (Gleichung, Neben- und Wechselwinkel, Berührungspunkt, Brennpunkt, Schwerpunkt, Versuch, Hebel, Ausdehnung, Wasserstand, Geschwindigkeit, Spielraum; Erdferne, Frühlings- und Herbstnachtgleiche, Abstand, Polhöhe u. v. a.) und legte den Grund zu deutscher Ausdrucksweise in der neueren Philosophie (Bewußtsein, Vorstellung für Idee, Verhältnis für Proportion).

Viele gute Verdeutschungen haben uns die Dichter der klassischen Zeit geschenkt. Bürger bildete Kehrreim für Refrain und auffrischen für refraichieren; Jean Paul führte Morgenkleid für Négligé ein; Herder fand mit glücklichem Griff das Wort Volkslied. — Von Lessing stammen die Ausdrücke: Bestimmung (Definition), Denkwürdigkeiten (Memoiren), Einfall (bon mot), empfindsam (sentimental), Gewissenszweifel (Skrupel), Gnadengeld, Hirngespinst, Irrstern (Planet), Lesung (Lektüre), Losung (Parole), Marktschreier (Charlatan), Schaubühne, Schanktisch (Büffet), seitab (à part, apart), Tatsache, Wahlspruch (Devise), weinerlich (larmoyant), zerstreut (distrait). — Wieland, der von Lessing wegen „Französelei" getadelt worden ist, hat uns doch auch schöne Verdeutschungen wie Heldentum (Heroismus), Königtum und Staatsbürger (citoyen) geschenkt. — Goethe war stets darauf bedacht, Fremdwörter zu vermeiden; ihm verdanken wir u. a. ausweiten (elargieren), Besuchskarte, eirund (oval), im Geviert (Quadrat), Gegenbild (Pendant), Kampfgewinnst (Trophäe, jetzt gewöhnlich mit „Siegeszeichen" verdeutscht), Kleinleben, Lustsitz (Villa), Manneszucht, Rechtshandel (Prozeß), Schutzort (Asyl), in der Schwebe sein (balancieren), umlaufen (zirkulieren), Urbild (Original), Wahlverwandtschaft, Zeitungsschreiber, Zwiegesang (Duett), Zwischenreich (Interregnum). Nicht durchgedrungen sind die von Goethe vorgeschlagenen Verdeutschungen ausheimisch (exotisch), Auflebung (Renaissance), Selbstigkeit (Egoismus), Unteilnahme (Indifferenz) und Zeitgeschlecht (Generation). —

Hervorragende Verdienste um die Sprachreinigung hat sich der als Jugendschriftsteller bekannte Heinrich Campe († 1818) erworben. Er besaß eine besondre Begabung, fremde Ausdrücke zu verdeutschen, ohne

sie sklavisch zu übersetzen. So tat er das, was Goethe verlangt hatte: „die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern." Von seinen zahllosen Verdeutschungen seien genannt: abstechen (kontrastieren), altertümlich, Amtskleid (Ornat), Anfangsgründe (Elemente), Anstellerei (Affektation), Anwärter (Exspektant), Bannware (Konterbande), Beweggrund (Motiv), Bildhauerkunst (Skulptur), Bittsteller (Supplikant), Brüderlichkeit (Fraternität), Dienstalter (Anciennität), Eigenname, Einfachheit, Eilbote (Expresser), Einzahl und Mehrzahl, Einzelwesen (Individuum), Ergebnis (Resultat), Fallbeil (Guillotine), Feingefühl (Takt), Feldzug (Campagne), Fernschreiber (Telegraph), Flugschrift, Festland (Kontinent), folgerichtig (konsequent), Freistaat (Republik), gefallsüchtig (kokett), geeignet (qualifiziert), gegenständlich (objektiv), Geheimmittel (Arkanum), Haft (Arrest), handlich (traitable), Hochschule, Kunststraße (Chaussée), lecker (appetitlich), Leibarzt (Leibmedikus), Lehrgang (Kursus), Mißerfolg (Fiasko), Öffentlichkeit (Publizität), prickelnd (pikant), rechtmäßig (legitim), schlechterdings (partout), Selbstsucht (Egoismus), Stelldichein (Rendezvous), Sternwarte (Observatorium), Tondichter (Komponist), Trinkspruch (Toast), trübsinnig (melancholisch), Umwelt (milieu), Umwälzung (Revolution), ursächlich (kausal), verantwortlich (responsabel), verwirklichen (realisieren), Wetterwarte (meteorologisches Institut), wortkarg (lakonisch), Zartgefühl (Delikatesse, in verändertem Sinne beibehalten, aber neuerdings durch „Feinkost" ersetzt), Zerrbild (Karikatur).

Daß unsre Turnersprache durchweg deutsche Ausdrücke wie Reck, Barren, Holm, Riege, Kippe, Wende, Grätsche usw. aufweist, verdanken wir dem Turnvater Jahn; derselbe hat auch die Wörter Landwehr (Territorialreserve), Kriegsheer, Feldmarschall, Feldzeugmeister, Feldoberst und Volkstum (Nationalität) und volkstümlich (populär) geschaffen. — Schumann und Richard Wagner haben den Anfang damit gemacht, die Alleinherrschaft des Italienischen in der Musiksprache zu brechen (lebhaft für vivace, mäßig für moderato, zögernd für ritardando, gehalten für sostenuto).

Als zur Zeit der Entstehung des neuen Deutschen Reichs der vaterländische Gedanke erstarkte und die Liebe und das Verständnis für unsre Muttersprache wuchs, da lebte auch der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen von neuem auf und ergriff immer weitere Kreise. Im Mittelpunkt der Bewegung steht seit 1885 der bekannte „Allgemeine Deutsche Sprachverein", von Professor Hermann Riegel in Braunschweig ins Leben gerufen. Der Sprachverein wütet nicht blind — wie der Purismus — gegen alle fremden Wörter; sein Grundsatz lautet: „Kein Fremdwort

für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!" In der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins", in ihren „Beiheften" und durch eine Reihe von „Verdeutschungsbüchern" [1]) will er „den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache wecken, den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit beleben, demgemäß ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen fördern und auf diese Weise das deutsche Volksbewußtsein kräftigen". Bei vielen deutschen Männern und Frauen haben die Anregungen des Sprachvereins freudigen Widerhall gefunden, so daß es für sie eine Ehrensache geworden ist, wirklich deutsch zu reden und zu schreiben. Auf die besonnene, unermüdliche Arbeit des Sprachvereins sind wohl die meisten Verdeutschungen in neuerer Zeit zurückzuführen. Insbesondere haben die Behörden die Mahnungen des Sprachvereins beherzigt und die Amtssprache mehr und mehr von Fremdwörtern gesäubert.

Die Reichspost hat dank dem Vorgehen des Generalpostmeisters Stephan mit einem Schlage 700 fremdländische Ausdrücke getilgt. Wer spricht jetzt noch von Postrestante-Sendungen, von rekommandierten Briefen und von Expreßboten? Jedermann sagt: postlagernde Sendung, eingeschriebener Brief und Eilbote.

Die Eisenbahnverwaltung hat im letzten Menschenalter weit über 1000 fremde Wörter ausgemerzt. Es sei nur erinnert an Perron (Bahnsteig), Billet und Retourbillet (Fahr- und Rückfahrkarte), Coupé (Abteil), Barrière (Schranke), Extrazug (Sonderzug), Lokalzug (Vorortzug), Sekundär- und Tertiärbahn (Neben- und Kleinbahn).

Nicht minder ist in der Heeressprache mit undeutschen Bezeichnungen aufgeräumt worden. Es gibt kein Avancement mehr, sondern nur noch Beförderung, der Premier- und Secondelieutenant wurden zum Oberleutnant und Leutnant, der Avantageur zum Fahnenjunker. Andre Verdeutschungen sind: Charge — Dienstgrad, attachiert — zugeteilt, Ordre — Befehl, Terrain — Gelände, Reveille — Wecken, Rekognoszierung — Erkundung, Rapport — Meldung, Honneur — Gruß, Tête — Spitze, Avant- und Arrièregarde — Vor- und Nachhut. In der „Reichswehr", die aus der alten „Armee" hervorgegangen ist, macht die Verdeutschung der Heeressprache gute Fortschritte.

[1]) Bisher sind folgende „Verdeutschungsbücher" erschienen: Deutsche Speisekarte; Der Handel; Unsre Umgangssprache; Deutsches Namenbüchlein; Die Amtssprache; Das Berg- und Hüttenwesen; Die Schule; Die Heilkunde; Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz; Sport und Spiel; Das Versicherungswesen; Das deutsche Buchgewerbe.

Das Bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1900 ist fast fremdwortrein; es spricht von Vertrag (Kontrakt), Abtretung (Cession), Gewinnanteil (Dividende), Beteiligter (Interessent), Befreiung (Dispensation), Berufung (Appellation), Enteignung (Expropriation), Vergehen (Delikt), Zwangsvollstreckung (Exekution), volljährig (majorenn), Einwilligung (Konsens) usw.

Die Reichsbank hat u. a. Valuta durch Währung, Provision durch Gebühr, Order durch Auftrag, Coupon durch Zinsschein, lombardieren durch verpfänden, präsentieren durch vorlegen ersetzt.

Die deutsche Bühnengenossenschaft hat neuerdings Première in Uraufführung, Garderobier in Gewandmeister, Requisiteur in Gerätemeister, Regisseur in Spielleiter, Repertoir in Spielplan und Saison in Spielzeit umgewandelt.

Im Zeitungswesen, wo es von Fremdwörtern wimmelte, ist erfreulicherweise auch ein Anfang mit dem Verdeutschen gemacht worden. Für abonnieren liest man jetzt beziehen oder bestellen, für Rabatt — Ermäßigung, für Publikum — Leser oder Leserkreis, für Annonce — Anzeige, für inserieren — einrücken, für Feuilleton — Unterhaltungsteil, für Originalkorrespondenz — Eigenbericht, für Redakteur und Chefredakteur — Schriftleiter und Hauptschriftleiter, für Korrespondent und Reporter — Berichterstatter und Mitarbeiter, für Depesche — Drahtbericht oder Drahtung.

In der Sprache der staatlichen und städtischen Verwaltung, der Kirche und Schule, der Kunst und Wissenschaft, des Handels und Verkehrs und auf allen möglichen Gebieten haben Tausende von Fremdwörtern deutschen Bezeichnungen weichen müssen. Den letzten Anstoß zu einer wahren Jagd auf Fremdwörter gab die Anfangszeit des Weltkrieges. Es sei nur daran erinnert, daß das durch jahrhundertelangen Gebrauch eingebürgerte Adieu mit einemmal wie weggeblasen war.

Die Fremdwortfrage in der Gegenwart. Trotz all dieser Fortschritte der Sprachreinigung in neuerer Zeit ist der gegenwärtige Gesamtzustand doch höchst unbefriedigend. Denn fast in demselben Maße, wie alte Fremdwörter zurückgedrängt werden, strömen neue herein. Von der heutigen Fremdwortfrage sprechen heißt also sich mit der Fremdwortplage beschäftigen. Noch immer stecken wir überall in einer schmachvollen Ausländerei. Noch immer enthält der Wortvorrat unsrer Redner und Tagesschriftsteller fremdländische Ausdrücke in Hülle und Fülle, z. B. Entente, Alliierte, Annexion, Desannexion, Kontribution, Prestige, territoriale Integrität, interalliierte Konferenz, Aktion, Intervention, energischer Protest, vitale Interessen, Opposition, Agitatoren, Situation, Effekt, Propaganda,

international, pikant, akut, positiv, radikal, revolutionär, antimilitaristisch, pazifistisch, Desinteressement, dissolvente Faktoren, Instanzen, Neuorientierung, organisieren, zentralisieren, terrorisieren, salvieren, exemplifizieren, identifizieren, realisieren, idealisieren, spezialisieren, differenzieren und tausend andre. Noch immer prangen in den Schaufenstern der Kaufläden und auf den Straßenschildern Welschwörter wie Artikel, Kostüme, Konfektion, Robes, Modes, Manteaux, Jupons, Jaquettes, Capes, Galanteriewaren, Parfümerien, Tapisserien, Spezialitäten und prima Qualitäten; Friseur, Frisiersalon, Manicure, Stukkateur, Installateur, Bandagist, Filiale usw. Und immer noch wimmelt es vor allem in der täglichen Umgangssprache von undeutschen Bestandteilen wie kolossal, total, absolut, direkt, extra, brillant, famos, amüsieren, gratulieren, interessieren .... Die Fremdwörter, die man an einem Tage hören kann, aufschreiben, hieße ein Buch füllen.

Warum ist die Fremdwörterei in Deutschland so schwer auszurotten? Der Ursachen sind viele. Zunächst ist es die Macht der Gewohnheit, die auch auf diesem Gebiete eine wichtige Rolle spielt. Gedankenlos schwatzt einer dem andern die undeutschen Wortgebilde nach, sehr oft, ohne sie zu verstehen. Es ist ferner in den meisten Fällen recht bequem, zu einem Fremdwort zu greifen; denn dieses ist in der Regel vieldeutig und paßt sich leicht allen möglichen Färbungen des Gedankens an. Was kann z. B. das beliebte Wort „interessant" alles bedeuten! Ein Buch ist interessant: lesenswert; ein Gebäude ist interessant: sehenswert; eine Landschaft ist interessant: reizvoll; ein Vorfall ist interessant: beachtenswert, seltsam, aufregend, erweckt Teilnahme, macht von sich reden; eine Bühnenaufführung war interessant: fesselnd, kurzweilig, spannend, packend, wirkungsvoll; ein Mensch ist interessant; eigenartig, merkwürdig, auffallend, anziehend, unterhaltend. So leistet das Fremdwort der Bequemlichkeit und Denkfaulheit Vorschub, und man darf von vielen Leuten behaupten, daß bei ihnen, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein — Fremdwort sich einstellt.

Aber auch mit voller Absicht und aus Berechnung werden Welschwörter gebraucht von Menschen, die sich dadurch den Anstrich von Gelehrsamkeit und „Bildung" geben wollen. Solchen Leuten erscheint es viel feiner, von der Psyche der deutschen Nation als von der deutschen Volksseele zu reden; und ein „Gentleman" sagt wohl von oben herab „Pardon", bittet aber nicht in gemeinem Deutsch höflich um Verzeihung oder Entschuldigung. Es ist die liebe Eitelkeit, die in derartigem Gebaren zum Ausdruck kommt. Und die Wirkung kann nach mehr als einer Seite hin unheilvoll sein: der gemeine Mann fühlt sich durch diese Gelehrttuerei und

„Vornehmheit“ entweder abgestoßen — die Kluft zwischen den Ständen wird also vergrößert —, oder er schnappt die Fremdbrocken auf, um nun seinerseits auf andre damit Eindruck zu machen, spricht sie aber vielleicht fehlerhaft aus oder gebraucht sie falsch und verfällt dadurch der Lächerlichkeit. Wir sollten Goethes Wort beherzigen: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Wer daneben auch fremde Sprachen gründlich gelernt hat und wirklich beherrscht, der zeigt wahre Bildung gerade dadurch, daß er als Deutscher zu Deutschen nur deutsch redet.

Untersuchen wir nun auch die Gründe, mit denen das Fremdwort von seinen Anhängern verteidigt wird. Es soll in vielen Fällen klarer und bestimmter („präziser“) als der entsprechende deutsche Ausdruck sein. In Wahrheit ist es nur zu oft unbeholfener und schwerfälliger, stets jedoch weniger bildhaft und volkstümlich und daher minder wirksam. Man vergleiche nur einmal: finanzielle Situation und Geldlage, hypsometrische Daten und Höhenzahlen, internationales meteorologisches Zentralbüro und Weltamt für Wetterkunde, Projektionsapparat und Bildwerfer, Universitätsprofessoren und Hochschullehrer, Abiturientenexamen und Reifeprüfung, fakultativ und wahlfrei, Evakuierung und Räumung, Präliminarfriede und Vorfriede, horrende Summe und Heidengeld, Rekonvaleszenz und Genesung, die Priorität besitzen und älter sein, konsolidieren und festigen, Schülermaterial und Schüler, Filtrationsapparat und Filter, Blumenarrangement und Strauß, Marmelade und Mus.

Wie steht es ferner mit der vielgepriesenen „Schönheit“ der Fremdwörter? Wohl ist zuzugeben, daß z. B. das Italienische durch seinen Reichtum an Selbstlauten weicher und einschmeichelnder klingt als das Deutsche. Aber dieses ist vielleicht mit seinen herberen, männlichen Tönen in seiner Weise nicht minder schön als irgendeine andere Sprache. Jedenfalls ist der „Wohlklang“ einer sehr großen Zahl von Fremdwörtern mindestens sehr zweifelhaft. Liegt wirklich Musik in Ausdrücken wie mystifizieren, Reziprozität, Assoziation, Exzentrizität, Periodizität, Exemplifikation, Gichtiker, Balladiker, Studiker, Lagerist, Alpinist und Alpiniker, Konfektionöse, nationalistisch, Neurastheniker, Obskurantismus, pestilenzialisch, Stenotypist, Transsubstantiation, unqualifizierbar? Unverdorbene deutsche Ohren und Zungen lehnen solche „Wortschönheiten“ ab.

Das schwerste Geschütz, das die Verteidiger des Welschwortes gegen die Sprachreiniger auffahren, bildet die immer wiederholte Behauptung, zahllose Fremdwörter seien unentbehrlich; denn sie seien unersetzbar und unübersetzbar, keine der vorgeschlagenen Verdeutschungen „decke“ sich

mit dem fremden Ausdruck. Gerade um diese Frage ist der Kampf in unsrer Zeit entbrannt. Der bedeutendste, unerschrockene Vorkämpfer in der Gegenwart, Eduard Engel [1]), hat sich heftige Angriffe wegen seines angeblichen Purismus gefallen lassen müssen [2]). Vor allem wird von den Welschwortfreunden auf die nicht zu leugnende Schwierigkeit hingewiesen, zu manchen Hauptwort-Verdeutschungen die entsprechenden Eigenschaftswörter zu bilden. So könne man zwar zur Not „Tropen" durch „Wendekreise" (eigentlich: Wendekreisgebiet) wiedergeben; aber gegenüber „tropisch" versage die Verdeutschungskunst. Ebenso stehe es z. B. mit äquatorial, vulkanisch, chaotisch, telephonisch und ungezählten andern fremden Eigenschaftswörtern. Andere Verdeutschungen sucht man dadurch lächerlich zu machen, daß man auf geschmacklose Zusammensetzungen hinweist, die sich unter Umständen ergeben würden. Wenn man z. B. Pol mit Dreh- oder Angelpunkt übersetze, so werde aus einer Polarexpedition eine Drehpunktfahrt und aus einem Polarfuchs ein Angelpunktfuchs. Von andern angeblich unersetzlichen Fremdwörtern seien genannt: Pathos, Dimension, Milieu, Fanatismus, Krise, Illusion, Klassiker, Lyrik, Politik, Parlament, Problem, Phantasie, Saison, sensuell, aktuell, ideal, neutral. — Weiter wird getadelt, daß selbst ein so großer Sprachmeister wie Engel bisweilen für eine ganze Reihe verschiedener Fremdwörter immer ein- und dieselbe Verdeutschung vorschlage, z. B. für Tenor, Sopran und Diskant — Hochstimme, für sanguinisch und cholerisch — heißblütig, für Technik, Virtuosität, Bravour und Routine — Fertigkeit, für gigantisch, immens, pyramidal, herkulisch, enorm und kyklopisch — riesig, für homolog, adäquat, konform, kongruent und analog — entsprechend. Auf solche Weise gehe viel von den „Herrlichkeiten unsrer Bildungssprache" (!) verloren, aus der sich doch „ein besonderer Kronschatz gewinnen und formen" lasse.

Auf welcher Seite der Reichtum und auf welcher Seite die Armut liegt, darüber kann für jeden, der sich ernstlich und vorurteilfrei mit unsrer Muttersprache beschäftigt, kein Zweifel bestehen. Im übrigen können die Ansichten darüber, ob jedes einzelne „Weltwort" durch ein „Heimwort" ganz zu ersetzen ist, auseinandergehen. Freiheit und Duldsamkeit sind auch in diesen Dingen wünschenswert. Aber der gute Wille, deutsch zu reden, sollte bei allen deutsch Empfindenden vorhanden sein. Dann wird ein jeder leicht an sich selbst die Beobachtung machen, wie er durch

[1]) Ed. Engel, Sprich Deutsch! — Entwelschung (Verdeutschungswörterbuch). — Deutsche Stilkunst. Leipzig, Hesse und Becker.

[2]) Al. Moszkowski, Das Geheimnis der Sprache. Hamburg und Berlin 1920.

den Fortgang der Sprachentwicklung auf manches Fremdwort verzichten lernt, das ihm zuvor als unentbehrlich erschien. An vielen Beispielen läßt sich nachweisen, daß Verdeutschungen, die heute zum festen Bestande unsrer Muttersprache gehören und deren frühere, fremde Bezeichnung jetzt kaum noch bekannt ist, bei ihrem ersten Auftauchen mit Entrüstung zurückgewiesen oder verlacht worden sind. Wie wurde Jahn vor hundert Jahren mit seiner deutschen Turnsprache verspottet! — Und mit welchem Hohn wurden Campes Verdeutschungen von Zeitgenossen überschüttet! Campe selbst getraute sich kaum, Demoiselle mit „Fräulein" zu übersetzen. Eine Zeitung schreibt i. J. 1805 wörtlich: „Kein Wort ersetzt die Benennungen Madame und Demoiselle, und jeder Vorschlag zu ihrer Ausscheidung grenzt ans Unmögliche." — Daß einstmals jedermann in Deutschland von „polierten" Völkern sprach, möchte man heutzutage vielleicht für einen Scherz halten; als aber kein Geringerer als Goethe seinerzeit wagte, die Verdeutschung „gesittete" Völker vorzuschlagen, da wurde die Neuerung zunächst als unannehmbar bezeichnet. Derselbe Goethe freilich hielt es für eine ungeheuerliche Kühnheit, Akteur und Aktrice durch Schauspieler und Schauspielerin ersetzen zu wollen. Ebenso hielt er Agent provocateur für unersetzlich; und doch hat sich seit einigen Jahrzehnten dafür die Bezeichnung „Lockspitzel" eingebürgert. — Als Reinhard i. J. 1812 in einem Briefe an Goethe für „Tournee" die Campesche Übersetzung „Rundreise" anwendete, da kam ihm das so neu und spaßig vor, daß er es für nötig befand, sich wegen seines „Campisierens" noch besonders zu entschuldigen. Wer stößt sich heute noch an dem Wort „Rundreise"? — Gegen das im 18. Jahrh. aufkommende Wort Schriftsteller statt Autor zog sogar ein so deutsch gesinnter Mann wie Klopstock zu Felde mit den Worten: „Stellt man denn Schrift? Deutscher, zaudere nicht länger, das Wort zu verdammen!" Ebenso wandte sich Klopstocks Zeitgenosse, der berühmte deutsche Sprachgelehrte Adelung, gegen „Feldzug" für Campagne („In welches Feld zieht man, oder welches Feld zieht man?") und gegen „Gemeinort" oder „Gemeinplatz" für locus communis („Gemeinort ist eine buchstäbliche und daher sehr ungeschickte Übersetzung, noch verwerflicher ist Gemeinplatz"). — Über „Sternwarte" für Observatorium machte sich die Vossische Zeitung lustig mit den Worten: „Welch ein Unsinn! Wartet man dort auf die Sterne? oder wartet man dort der Sterne?" Ebenso fiel die Allgemeine Literaturzeitung über „Mundart" für Dialekt her mit der spöttischen Bemerkung: „Mundart ist lächerlich; Mundart kann nur eine Art des Mundes bedeuten, nicht eine Art der Sprache." — Als aus dem Konstabler ein

„Schutzmann“ werden sollte, da stieß die Neuerung auf erbitterten Widerstand der Fremdwortliebhaber. Und als vor 25 Jahren für concurrence illoyale die Übersetzung „unlauterer Wettbewerb“ auftauchte, sprach Professor Hans Delbrück entrüstet von „fürchterlichem, modernstem Kunstdeutsch“. — Man sei also vorsichtig mit seinem Urteil über neue Verdeutschungen; vielleicht hören auch sie auf, wunderlich zu klingen, wenn man sie nur erst häufig genug gehört und gelesen hat. Selbst Eduard Engels Gegner mußten zugeben, daß viele von dessen Verdeutschungsvorschlägen „Bereicherungen“ darstellen und Aussicht auf einen dauernden Platz in unsrer Muttersprache haben, z. B. differenzieren — feingliedern, aktuell — zeitwirksam, appetitlich — mundwässernd, korrekt — fadengerade, arrogant — dünkelfrech, ironisch — hohnwitzig, Emanzipation — Entjochung, Feminismus — Weibserei, Panik — Schreckflucht, Falsifikat — Gefälsch, Boudoir — Trautzimmer oder Lausche, Esprit — Sprühgeist, Schikane — Argwille, Futurist — Zukunftspinsler, Tautologie — Wortgedoppel.

Jedes Volk vermag alle seine Gedanken in seiner eignen Sprache auszudrücken. Unentbehrliche und unersetzliche Fremdwörter gibt es bei dem unermeßlichen Reichtum unsrer Muttersprache für das deutsche Volk am allerwenigsten. Nicht abzuweisen sind ausländische Ausdrücke wie Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Zebra, Lama, Elefant; denn sie sind mit den ausländischen Gegenständen zu uns gekommen und beseitigen kein einheimisches Wort. Das wahre Fremdwort wird eben nach Engels beachtenswerter Erklärung daran erkannt, daß es *ein deutsches Wort verdrängt*. Alle derartigen Fremdlinge sind nicht nur entbehrlich, sondern verwerflich. Wer noch daran zweifelt, daß die deutsche Sprache imstande ist, für alle Welschworte überreichen Ersatz zu bieten, der blättere in Engels Buch „Entwelschung“, das beispielsweise für Milieu 20, für düpieren 80, für Interesse 100 Verdeutschungen bietet.

Der deutschen Volksseele ist das Fremdwort stets fremd gewesen. Alle Gebiete, auf denen die Gefühle der Gesamtheit zum Ausdruck kommen, sind so gut wie völlig frei von undeutschen Wörtern: das Volkslied und alle echt deutsche Stimmungsdichtung, das Märchen und das Sprichwort, die Predigt und das Gebet. Schenkendorf sagt ganz richtig in seinem schönen Liede von der Muttersprache: „Aber soll ich beten, danken, geb' ich meine Liebe kund, meine seligsten Gedanken sprech' ich wie der Mutter Mund.“ Beherzigenswert ist auch Jahns Ausspruch: „Nur in der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle.“

Leider sind gerade die gebildeten Stände unsres Volkes von jeher die Hauptverfechter der Fremdtümelei gewesen. Der wechselvolle und oft dunkle Lauf der deutschen Geschichte mag diese Schwäche erklären. Die Gegenwart aber sollte jedem Deutschen die Augen geöffnet und gezeigt haben, daß das Liebäugeln mit dem Ausland, das sich auch in der Fremdwörterei kund tut, uns schlecht gedankt wird. Der Deutsche ist lange genug „Modenachtreter, Welschenanbeter, Fremdwortkneter" gewesen; darum gilt es jetzt, in echt vaterländischem Geiste mit zähem und ernstem Willen an die Reinigung unsrer Sprache zu gehen. Der beste Weg, zu einer reindeutschen Redeweise zu gelangen, ist nicht der, jedes sich aufdrängende Fremdwort sogleich zu übersetzen, sondern von vornherein deutsch zu denken und seine Gedanken in ein deutsches Gewand zu kleiden. Wer sich auf diese Weise daran gewöhnt hat, ganz deutsch zu reden, dem wird sich der nie auszuschöpfende Reichtum unsrer Muttersprache offenbaren. Er wird immer finden, was er sucht; er wird anstelle des tönenden welschen Erzes gediegenes deutsches Gold finden; er wird die Erfahrung machen, daß ihn erst der deutsche Ausdruck zu schärfster Erfassung des Gedankens zwingt und ihn zum wärmsten Ausdruck seiner Gefühle befähigt. Möge sich der Wunsch und die Hoffnung des ersten preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung im neuen Deutschland erfüllen, „daß künftig der Deutsche in allen Schichten des Volkes seine Muttersprache ebenso hegen, pflegen und beherrschen möge, wie der Franzose seine Sprache liebt, beherrscht und pflegt, damit endlich die ungeheure Sprachverderbnis ein Ende finde und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde."

E. Ausblick.

Die Weltgeltung der deutschen Sprache. Unsre Muttersprache nimmt nach der Zahl derer, die sie reden, unter den Kultursprachen der Menschheit den dritten Platz ein. An der Spitze stehen die Englischsprechenden mit 150 Millionen, an zweiter Stelle kommt das Russische mit über 100 Millionen. Auf die Deutschen (90 Millionen) folgen die Franzosen und Spanier mit je 50 und die Italiener mit fast 40 Millionen.

Im Deutschen Reiche wird unsre Muttersprache von fast sämtlichen Bewohnern, also von etwa 60 Millionen Menschen geredet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohnen gegen 9 Millionen Deutsche, davon 800000 in Neuyork und 500000 in Chikago; leider sprechen die meisten dieser „Deutschamerikaner" fast nur noch Englisch. Das neue Deutsch-Österreich zählt etwa 6½ Millionen Deutsche. Der böhmisch-slowakische Staat hat 3½ Millionen, Polen gegen 2½ Millionen deutsche Bewohner. Je 2 Millionen Deutsche wohnen in der Schweiz und in Rußland, 1½ Millionen in Frankreich, 1 Million in Rumänien, ¾ Million im Staate Südslawien, je ¼ Million in Luxemburg, Italien, Ungarn und in den baltischen Staaten, 100000 in Belgien und 50000 in Dänemark. — Außerhalb Europas sind Deutsche, abgesehen von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, am stärksten vertreten in Kanada (⅓ Million) und in Südamerika (Brasilien 400000, Argentinien 100000, Chile 30000). Auch in Australien und in Südafrika sind viele Tausende unsrer Landsleute ansässig. Am schwächsten ist deutsches Volkstum in Asien vertreten.

Wir dürfen also sagen, daß das Deutschtum über den ganzen Erdkreis verbreitet ist. Leider aber entspricht dieser zahlenmäßigen Verbreitung der Deutschen die Weltgeltung der deutschen Sprache keineswegs. Gerade der Deutsche ist nur zu sehr geneigt, im Auslande seine Muttersprache aufzugeben und sich der fremden Umgebung möglichst schnell und weit anzupassen. Es kommt in der Gegenwart die jedes deutsche Herz betrübende Tatsache hinzu, daß infolge des für uns verlorenen großen Krieges der Deutsche und seine Sprache fast überall im Auslande einen sehr harten Stand haben. Von den zahlreichen deutschen Schulen, die zum großen Teil dank der Rührigkeit des Deutschen Schulvereins (Vereins für das Deutschtum im Auslande) in fremden Ländern aller Weltgegenden vor dem Kriege bestanden — ihre Zahl belief sich auf mehr als 5000 —, haben sehr viele geschlossen werden müssen. Auch in Nordamerika gibt es eigentliche deutsche Schulen längst nicht mehr. Als Unterrichtssprache herrscht dort das Englische; das Deutsche wird nur als

Fremdsprache behandelt. Wenn unsre Landsleute, die nach Amerika hinübergegangen sind, dafür gesorgt hätten, daß ihren Nachkommen die deutsche Sprache erhalten blieb, so gäbe es heute in den Vereinigten Staaten nicht 9, sondern vielleicht 30 Millionen Deutsche. Denn die Sprache bestimmt mehr als alles andere das völkische Empfinden des Menschen. Daß übrigens unsre Muttersprache im Auslande nicht dauernd ausgeschaltet werden kann, ist bereits jetzt aus gewissen Anzeichen erfreulicherweise zu erkennen, so wird z. B. in den höheren Schulen Japans das Deutsche neuerdings stärker betrieben als selbst vor dem Kriege.

Die Zukunft unsrer Muttersprache. „Die deutsche Zukunft wird davon abhängen, wieviel Menschen dereinst auf der Erde deutsch reden", hat Heinrich von Treitschke gesagt. Wie stark das Gemeinschaftsgefühl der Völker durch gemeinsame Sprache und Bildung beeinflußt wird, haben wir während des Weltkrieges erfahren. Wo in aller Welt hatten wir in jener bitteren Zeit Freunde, oder wo sind Völker wenigstens nicht unsre ausgesprochenen Feinde gewesen? In Holland mit seiner niederdeutschen Sprache; in den Gebieten der Schweiz, wo deutsche Zeitungen erscheinen; in den Gegenden Amerikas, wo deutsch gesprochen wird, und in den Teilen der spanischen Welt, die stärker unter deutschem als unter englischem Kultureinfluß stehen. Dagegen waren die französisch redenden Belgier von vornherein auf der Seite unsrer Feinde, ebenso die Rumänen, die das Französische geradezu als zweite Schriftsprache haben; auch Griechenland mit seiner stark von Frankreich beeinflußten Bildung konnte trotz aller Abneigung gegen England sich letzten Endes nur für den Anschluß an den Bund unsrer Gegner entscheiden.

Es gab eine Zeit, in der wir Deutsche davon träumten, daß unsre Sprache einmal die Welt beherrschen würde. Heute scheinen wir weiter denn je von diesem Ziele entfernt zu sein. Ist es überhaupt möglich, daß eine der vorhandenen Kultursprachen die Bedeutung einer Weltsprache erreichen wird? Kann das nicht allein eine künstliche Weltsprache leisten? Bekanntlich hat man versucht, solche „Weltsprachen" zu schaffen: das Volapük wurde von dem badischen Priester Schleyer und das Esperanto von dem russischen Arzte Samenhof zusammengestellt. Aber gegen diese Kunstsprachen muß man schon als Deutscher schwere Bedenken haben; denn der ganze Aufbau und Wortschatz dieser neueren Schöpfungen ruht auf romanischem Grunde. Im Volapük war immerhin ein germanischer Einschlag erkennbar. Schon der Name entstammt dem Germanischen; Vola geht auf engl. world = Welt zurück

und pük auf engl. speak = sprechen (also: „Weltsprache"). Aber das jetzt weiter verbreitete Esperanto, die „Sprache der Hoffnung", ist zu zwei Dritteilen romanisch. Sollte es wirklich einer solchen Kunstschöpfung gelingen, Gemeingut aller Völker zu werden, so würde sie sich doch nicht lange halten können; denn nach den Gesetzen sprachlichen Lebens würde sie doch allmählich wieder in Mundarten und Einzelsprachen zerfallen. Auch die in neuster Zeit auftauchende Zahlen-Weltsprache, das „Timerio" des Architekten Tiemer, ist schließlich nur eine Spielerei und wird keinesfalls wirklich gesprochen werden können.

Wenn eine Weltsprache nötig und möglich ist, so dürfte doch wohl eine der bereits vorhandenen natürlichen Sprachen am meisten Aussicht auf diese Würde besitzen. Ist die deutsche Sprache hierzu ihrem innern Wesen nach überhaupt fähig? Es gibt nicht wenige Sprachenkenner, die das verneinen oder doch bezweifeln. Man weist darauf hin daß besonders das Englische durch die Einsilbigkeit vieler seiner Wörter, durch die Einfachheit seiner Zusammensetzung und durch die Dürftigkeit seiner Wortbeugung ein gewaltiges Übergewicht über das Deutsche habe. Es muß zugegeben werden, daß unsre Sprache „schwerer" ist als die englische. Man denke an die Dreigeschlechtigkeit unsres Dingwortes gegenüber dem einfachen „the" der Engländer und selbst gegenüber den zwei Artikeln le und la der französischen Sprache! Man denke ferner an die vier Fallformen des Deutschen, an die doppelte Abwandlung des Eigenschaftswortes (die starke und die schwache), an die verschiedenartige Mehrzahlbildung und an die mannigfaltigen Gesetze der Zeitwortabwandlung (Unterscheidung von starker und schwacher Abwandlung, zwei Aussageweisen, Ablaut und Umlaut innerhalb einer Zeitform u. a. m.). Was uns selbst als Reichtum und Schmuck unsrer Sprache gilt, erschwert doch für den Ausländer ihre Erlernung.

Aber müssen solche Schwierigkeiten, die vielleicht der Ausbreitung unsrer Muttersprache entgegenstehen, denn für alle Zukunft bestehen bleiben? Dem denkenden Beobachter der Entwicklung unsrer Sprache kann es nicht verborgen bleiben, daß eine Vereinfachung sich bereits anbahnt. In der Abwandlung des Zeitworts gewinnt die schwache Form der starken immer mehr Gelände ab. Der Wesfall des Hauptwortes ist in den Mundarten schon fast ganz verschwunden und gerät auch in der Schriftsprache ins Wanken. Diese Entwicklung wird schwerlich aufzuhalten sein. Wer weiß, ob nicht einmal die Zeit kommt, wo die Endungen, die wir jetzt noch zur Beugung des Hauptwortes und des Eigenschaftswortes benutzen,

verschwunden sind, so daß vielleicht nur eine Mehrzahlendung zur Unterscheidung von der Einzahl übrig bleibt wie im Englischen? Man erinnere sich daran, daß die weiblichen Hauptwörter, die im Mhd. noch eine besondere Endung für den zweiten und dritten Fall aufwiesen, im Nhd. in der ganzen Einzahl unabgewandelt bleiben, und man übersehe nicht, daß die Mundarten und die Umgangssprache in zunehmendem Maße zum Abstoßen von Endungen schreiten (z. B. die Füß statt die Füße; sogar: mit die Füß). Wohl mögen den Freund unsrer Muttersprache solche Erwägungen und Aussichten mit Unbehagen erfüllen; aber was ihm zunächst als Verschlechterung und Verstümmelung erscheint, kann bald durch die Gewohnheit geheiligt werden, und es darf nie vergessen werden, daß die Sprache in unaufhaltsamem Fluß begriffen ist. Jedenfalls muß man der deutschen Sprache grundsätzlich ebenso wie der englischen oder der französischen die Fähigkeit zuerkennen, Weltsprache zu werden.

Aber wird das deutsche Volk, das durch die unglücklichen Ereignisse der jüngsten Zeit wenigstens auf Jahrzehnte hinaus zu staatlicher Ohnmacht verdammt zu sein scheint, überhaupt noch die Kraft haben, das Einflußgebiet seiner Sprache zu vergrößern? Wie soll das Deutsche sich neben dem übermächtigen Englisch und selbst neben der französischen Sprache in der Welt behaupten? Noch vor wenigen Jahrhunderten gab es doppelt so viel Deutsche als Engländer; heute ist umgekehrt die Zahl der Englischsprechenden doppelt so groß wie die der Deutschredenden. Es scheint sich das stolze Wort der Engländer bewahrheiten zu sollen: „Bald wird die ganze Welt englisch reden." — Und dennoch gibt unsre augenblickliche staatliche Machtlosigkeit unserm Volke kein Recht, an der werbenden Kraft seiner Muttersprache zu verzweifeln. Die Weltgeschichte lehrt, daß der scheinbar Schwache sehr wohl zum Sieger über die Großen und Mächtigen werden kann. Die größten Siege werden nicht mit dem Schwerte erfochten; das Volk, das der Menschheit eine höhere Bildung und mit ihr seine Sprache bringt, wird zum Sieger im Wettkampf der Völker. Das kleine Athen trägt seine Bildung und Sprache über die halbe Welt des Altertums; und als später die Römer Griechenland unterworfen haben, da erlangt die griechische Sprache und Kultur vollen Einfluß auf das Römertum. Rom wird von den Germanen bezwungen; aber die germanischen Sieger unterliegen der höheren römischen Kultur. So kann heute und in der Folgezeit unser deutsches Volk, nachdem ihm das Schwert aus der Hand gewunden ist, mit friedlichen Waffen den Kampf um seine Weltstellung und Weltgeltung mutig und vertrauensvoll fortführen. Es

braucht uns nicht der Gedanke zu beseelen, gegen andere Völker kämpfen zu wollen, wir müssen nur mit aller Entschiedenheit für unser eignes Volkstum eintreten. „Das erste und wichtigste Kampfmittel aber in solchen Feldzügen", sagt Lamprecht in seiner „Deutschen Geschichte", „ist die Sprache. Engländer und Franzosen verfügen über eine gewaltige Millionenzahl von Köpfen, die in den Begriffen ihrer Sprachen denken, die in den Lauten ihrer Sprachen reden. Die deutsche Sprache ... darf hinter ihnen nicht zurückbleiben .... Ihre allgemeine Verbreitung als Weltsprache mindestens neben Englisch und Französisch muß das Ziel sein. Nicht zweisprachig, dreisprachig vielmehr und, wenn bloß zweisprachig, dann jedenfalls auch deutschsprechend sei der Gebildete der Zukunft." Zur Erreichung dieses hohen Zieles sollten sich einmütig alle Menschen auf dem Erdenrund zusammenfinden, in denen der deutsche Gedanke lebt durch die Sprache, die sie von der Mutter lernten. Jede Erhöhung der deutschen Bildung vermehrt auch die Werbekraft unsrer Muttersprache in der Welt. Und es bleibt bei den Worten Eduard Engels: „Die Zukunft des deutschen Volkstums blüht oder welkt mit der Zukunft der deutschen Sprache." Darum: Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

*

Benutzte und empfehlenswerte Schriften über unsre Muttersprache.

H. Paul, Deutsches Wörterbuch. Halle 1897.
Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1915.
P. J. Fuchs, Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage. Stuttgart 1898.
E. Wasserzieher, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1919.
Fr. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte. Leipzig 1920.
O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. Straßburg 1916.
L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig 1918.
W. Fischer, Die deutsche Sprache von heute. Leipzig 1919.
O. Weise, Unsre Muttersprache. Leipzig 1919.
O. Weise, Unsre Mundarten. Leipzig 1919.
R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule. Leipzig 1920.
O. Händel, Führer durch die Muttersprache. Dresden 1919.
Steinthal, Der Ursprung der Sprache. Berlin 1888.
L. Sütterlin, Wesen und Werden der Sprache. Leipzig 1913.
R. N. Fink, Sprachstämme des Erdkreises. Leipzig, Teubner.
O. Schrader, Die Indogermanen. Leipzig 1911.
W. Braune, Gotische Grammatik. Halle 1905.
W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. Halle 1891.
H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik. Halle 1904.
M. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Leipzig 1897.

Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing. Straßburg 1904.
O. Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Leipzig 1899.
L. Sütterlin, Die Lehre von der Lautbildung. Leipzig 1916.
O. Bremer, Deutsche Lautkunde. Leipzig 1918.
Th. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache. Köln 1910.
F. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Berlin 1911.
R. Block, Wortgeschichten. Leipzig 1913.
E. Wasserzieher, Leben und Weben der Sprache. Berlin 1920.
E. Wasserzieher, Bilderbuch der deutschen Sprache. Berlin 1921.
A. Waag, Bedeutungsentwicklung unsres Wortschatzes. Lahr 1915.
Fr. Söhns, Wort und Sinn. Leipzig 1911.
H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin 1886.
Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde. Leipzig 1894.
A. Richter, Deutsche Redensarten. Leipzig 1910.
G. Büchmann, Geflügelte Worte. Berlin 1914.
Fr. v. Lipperheide, Spruchwörterbuch. Berlin 1907.
L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unsrer heutigen deutschen Sprache. Leipzig 1904.
R. M. Meyer, 400 Schlagwörter. Leipzig 1900.
E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Nordhausen 1872.
A. Heintze, Die deutschen Familiennamen. Halle 1914.
G. Kleinpaul, Die deutschen Personennamen. Sammlung Göschen.
Fr. Kluge, Deutsche Namenkunde. Leipzig 1917.
Mentz, Deutsche Ortsnamenkunde. Leipzig 1920.
F. Tetzner, Namenbuch. Leipzig, Reclam.
Khull, Deutsches Namenbüchlein. Verdeutschungsbücher des Allg. Deutschen Sprachvereins.
E. Wasserzieher, Hans und Grete. 500 Vornamen erklärt. Berlin 1920.
K. Andresen, Deutsche Volksetymologie. Leipzig 1899.
J. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle 1912.
Fr. Petri, Handbuch der Fremdwörter. Leipzig 1909.
E. Engel, Sprich Deutsch! Leipzig 1917.
E. Engel, Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch. Leipzig 1918.
E. Engel, Gutes Deutsch. Leipzig 1918.
E. Engel, Deutsche Stilkunst. Leipzig 1916.
H. Dunger, Engländerei in der deutschen Sprache. Berlin 1909.
Fr. Düsel, Verdeutschungen. Braunschweig 1918.
Verdeutschungswörterbücher des Allg. Deutschen Sprachvereins (Siehe die Aufzählung auf S. 167).
Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1914.
G. Schmidt, Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens. Jena 1917.
O. Trietsch, Deutsch als Weltsprache. Charlottenburg 1916.
H. Fehlinger, Deutsche in der Fremde. Leipzig 1920.

FÜR DEN DEUTSCH-UNTERRICHT

Methodisches Handbuch der deutschen Literatur. Ein Hilfsbuch zur Vorbereitung auf den Unterricht im Deutschen. Von Schulrat R. Lippert. 496 Seiten. Gebunden M. 17.40

„Das ‚Methodische Handbuch der deutschen Literatur' zeichnet sich durch geschickte Auswahl und übersichtliche Anordnung des literarischen Stoffes aus, der mit der ahd. Periode beginnend besonders die Zeit von Klopstock bis zur Gegenwart berücksichtigt; sprachliche und sachliche Erläuterungen, ästhetische und ethische Erwägungen dienen zum Verständnis der Dichtungen und zur Verwertung für den Unterricht." Literar. Zentralblatt.

Deutsche Dichtung. Eine Einführung von Prof. Dr. Friedrich Lienhard. 160 Seiten. Gebunden M. 6.75

„Unter allen volkstümlichen Darstellungen und Betrachtungen der Literaturgeschichte kenne ich keine einzige, die auch nur annähernd in jeder Beziehung so vorzüglich wäre, wie das vorliegende Bändchen. Alle die Lehrenden, die ich hierauf aufmerksam machte, waren gleich mir davon begeistert." Höhere Mädchenschule.

Deutsche Dichtung. Von Schulrat R. Lippert. Bearb. von Direktor Prof. W. Oppermann. 5. vollständig umgearbeitete Auflage. 279 Seiten.

„Der Verfasser sucht, von dem Gedanken ausgehend, daß Lektüre und Literaturgeschichte beim Unterricht in engster Wechselbeziehung stehen müssen, den literaturgeschichtlichen Leitfaden und Kommentar in eins zu verschmelzen. Die Auswahl und Anordnung des literaturgeschichtlichen Stoffes ist wohlerwogen, die Entwicklung bis zur Gegenwart verfolgt. Dem Lehrer wird das Buch gute Dienste leisten." Blätter für das Gymnasialschulwesen.

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. Von Oberlehrer J. Holtz und Prof. Dr. W. Deetjen. 181 S. Geb. M. 6.—

„Der in der Einleitung ausgesprochene Plan: Die großen Erscheinungen der deutschen Literatur nicht nur als Frucht des schöpferischen Geistes der Dichter, sondern auch in ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit, in ihrer Bedeutung für die eigene Zeit und in ihrer Wirkung auf spätere Geschlechter zu behandeln, ist geschickt durchgeführt." Lehrproben und Lehrgänge.

Schweizer Dichter. (W. u. B.) Von Professor Dr. A. Frey. 2. verb. Auflage. 111 Seiten. Gebunden M. 6.75

„Ein feines reizvolles Buch, keine lückenlose Literaturgeschichte, aber eine Galerie mit reifer Kunst durchgeführter Porträts. Schon beim flüchtigen Blättern kommt uns zum Bewußtsein, wie eng unser geistiges Leben mit dem der Schweiz verknüpft ist." Die Post.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Kleine deutsche Verslehre. (D. B.) Von Dr. R. Blümel. 72 Seiten. Geheftet M. 2.—

Verfasser will in die Welt der deutschen Verse einführen, nicht in die gepriesene Buchstabenwelt, sondern in die klingende der lebenden, gesprochenen Verse. Eine Ergänzung zu jedem Lesebuch.

Grundriß der Deutschen Poetik. Von Schulrat R. Lippert. 3. Aufl., bearbeitet von Dir. Prof. W. Oppermann. 33 Seit. Kartoniert M. 1.—

Der kleine Führer trägt dazu bei, daß bei der Beschäftigung mit den Dichtwerken außer ihrem Inhalt auch die poetische Form mit Bewußtsein aufgefaßt und als ein nicht unwesentlicher Teil des schönen Ganzen genossen wird.

Altgermanische Religionsgeschichte. Von Professor Dr. R. M. Meyer. 665 Seiten. Gebunden M. 42.—

„Eine ungemein schätzbare und anregende zusammenfassende Behandlung des gesamten schwierigen Gebiets. Es muß jedem Germanisten und Anglisten wärmstens empfohlen werden und gewährt nicht nur sachlich und inhaltlich, sondern auch in der Darstellungsform des beispiellos vielseitig belesenen Verfassers hohen Genuß." Ztschr. f. engl. u. franz. Unterricht.

Germaniens Götter. Von Rudolf Herzog. 226 Seiten. Gebunden M. 6.—

„Rudolf Herzogs schöpferische Dichterphantasie erweckt die altnordischen Götter- und Heldensagen zu neuem, frischpulsierendem Leben. Mit markiger Sprache hält die dahinstürmende Erzählung den Leser in Spannung, so daß er von Anfang bis zu Ende durch den Zauber Herzogscher Dichtkunst gebannt ist." Die schöne Literatur.

Das deutsche Volkslied. (D. B.) Von Dr. O. Böckel. 103 S. Geheftet M. 1.60

„Das Bändchen gehört in die Hand unserer Schüler und Gymnasiasten, denen es zeigen kann, welch reiches Leben in unserm Volksliede geblüht hat und noch blüht. Manche Züge aus dem Leben unserer Zeit sind eingeflochten." Kölnische Volkszeitung.

Hildebrandslied, Ludwigslied u. Merseburger Zaubersprüche. (D. B.) Von Geheimrat Professor Dr. F. Kluge. 83 Seiten mit Tafeln. Geheftet M. 2.80

Eine Einführung in die wichtigsten Reste deutscher Dichtung der Karolingerzeit. Übersetzungen und Erläuterungen sowie ein Bild der Überlieferung werden geboten. Zu empfehlen zur Benutzung in höheren Lehranstalten, zur Vorbereitung für Lehrer und Studenten mit gemeinsamer Beschaffung im Seminarunterricht.

Das Märchen. (W. u. B.) Von Professor Dr. F. v. d. Leyen. 2. Auflage. 154 Seiten. Gebunden M. 6.75

„Der Verfasser gehört zu den feinsten Kennern dieses Literaturgebietes. Er führt uns durch die Märchenschätze der Kultur- und Naturvölker, läßt uns einen Blick tun in die Geschichte und die Aufgabe der Märchenforschung. Er zeigt uns die Entstehung des Märchens aus den Vorstellungen, dem Glauben und den Einrichtungen der Urzeit. Ein besonders interessantes Kapitel ist dem deutschen Märchen gewidmet." Berliner Morgenpost.

Das deutsche Märchen. (D. B.) Von Prof. Dr. F. v. d. Leyen. 40 Seiten. Geheftet M. 1.20

„Unser Büchlein zeigt einen Weg, den man nur zu gehen braucht, um dem Märchen ohne Gefährdung gesunder Erziehungsgrundsätze sein Recht widerfahren zu lassen: es ist der Weg der tieferen Besinnung und der taktvollen Belehrung über die Entstehungsweise der Märchenmotive." Südwestdeutsche Schulblätter.

Deutsche Heldensage. (D. B.) Von Prof. Dr. E. Mogk. 48 S. Geheftet M. 1.20

„Da leider noch immer unsere Jugend über die Heldensage anderer Völker besser unterrichtet ist als über die unserer Vorfahren, muß diese wohlfeile, knappe, aber in ihrer sachlichen Gedrungenheit erschöpfende und wissenschaftlich zuverlässige Darstellung freudigst begrüßt werden." Die Post.

Deutsche Altertümer im Wandel der Jahrhunderte. (D. B.) Von Professor Dr. O. Lauffer. 45 S. Geheftet M. 1.60

Auf wenigen Seiten gibt hier unser bester Kenner der deutschen Altertümer in geschichtlichen Querschnitten eine Übersicht über das ganze Gebiet. Das Heftchen eignet sich wie die Deutschkundliche Bücherei überhaupt für den Schulunterricht und Volkshochschulkurse.

Deutsche Sitte. (D. B.) Von Professor Dr. O. Lauffer. Geheftet M. 3.—

Eine Sittengeschichte im Abriß, die das Wichtigste vom germanischen Erbe in Ehe und Brautstand erzählt, von den freieren Einwirkungen und von dem, was im geschichtlichen Wandel bis heute daraus geworden.

Der Sagenkreis der Nibelungen. (W. u. B.) Von Prof. Dr. G. Holz. 3. Auflage. 142 Seiten. Gebunden M. 9.—

„Dem jungen Studiosen, der sich zum ersten Male mit den Fragen vertraut machen will, die sich an das Nibelungenlied anknüpfen, dürfte es eine ebenso willkommene Gabe sein wie dem Schulmanne, der vor der Lektüre des Liedes mit seinen Zöglingen das Bedürfnis fühlt, in wenigen Stunden auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete vor sich vorüberziehen zu lassen." Neuphilologische Blätter.

Lessing. (W. u. B.) Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner †. 2. Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski. 144 Seiten mit einem Bildnis. Gebunden M. 6.75

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird R. M. Werners kurze Lessingbiographie sein. Den mutigen, eisernen Charakter, den kraftvollsten Autor unserer Literatur lernen wir kennen in dem geradezu spannend geschriebenen Buche, das uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal gewidmet haben."

Monatsschrift für höhere Schulen.

Das klassische Weimar. (W. u. B.) Von Prof. Dr. F. Lienhard. 4. Auflage. 148 Seiten. Gebunden M. 9.—

„In großen Linien zeichnet er den Entwicklungsgang, den Aufstieg von Friedrich dem Großen und Klopstock bis zur Vollendung in Goethe, und legt den Wert und die Bedeutung der Führer in ihren Besonderheiten dar." Der Tag.

Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. 300 S. mit zahlreichen Tafeln, Faksimiles und künstlerischem Buchschmucke von A. Weßner. Herausgegeben von Dr. A. Weldler-Steinberg. Gebunden M. 11.60

„Wie im Drama die Spannung von Szene zu Szene wächst, so zwingt auch die künstlerisch geschlossene Anordnung der Briefe den Leser bis zum Eintritt der Katastrophe zu immer wärmerer Teilnahme. So ist diese Briefsammlung nicht nur biographisch von höchstem Interesse, sondern sie ist zugleich ein wertvoller Beitrag zur Zeit- und Kulturgeschichte der napoleonischen Ära in Deutschland." Deutsche Lehrerzeitung.

Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne. Von Professor Dr. A. Jolles. Mit einem Vorwort von Geheimrat Dr. L. Pallat. 148 Seiten. Geheftet M. 8.80 Gebunden M. 10.80

Dies Buch weist die Wege zur Reform unseres Theaterwesens. Es will das Theater aus seiner Über- und Unkultur wieder zu dem machen, was es einmal war, zur Stätte echter Volkskunst. Vom heutigen Schauspiel müssen wir zurück zum alten Drama. Von hier führt der Weg zum Theater des Volkes.

Die Hauptrichtungen im deutschen Geistesleben der letzten Jahrzehnte und ihr Spiegelbild in der Dichtung. Von Oberlehrer E. Lemke. 133 Seiten. Geheftet M. 4.—

„Ein umfassendes Material auf engem Raume. In großen Zügen ist ein Bild der sich durchkreuzenden Strömungen und Richtungen gegeben. Der literargeschichtliche Teil unterrichtet rasch über die Vertreter unserer modernen Literatur und ihrer bedeutendsten Werke." Pädagogische Warte.

Einführung in Goethes Faust. (W. u. B.) Von Prof. Dr. F. Lienhard. 6. Auflage. 116 Seiten. Gebunden M. 10.—

„Auf eigenem Wege bahnt Friedrich Lienhard seinen Lesern den Zugang zum Innersten der Dichtung. Er erfaßt den Faust als Mysterium, als Erlösungswerk, leitet ihn aus dem religiösen Untergrund der Persönlichkeit Goethes ab, die er zuerst in ihrem Werden und Sein mit großen Linien zeichnet, und nennt den „Faust" glücklich ein Drama vom inneren Menschen." Das literarische Echo.

Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten. Von Professor Dr. O. Dittrich. 150 Seiten. Gebunden M. 7.60

„Eine bedeutsame programmatische Untersuchung zu den Grundfragen der Sprachpsychologie. Trotz der knappen Formulierung wird hier eine außerordentlich reichhaltige Menge von Anregungen und neuen Gesichtspunkten geboten. Dieses Buch verdient die ernste Beachtung der Sprachpsychologen wie der Philologen und Sprachforscher." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Werden und Wesen der Sprache. Von Professor Dr. L. Sütterlin. 177 Seiten. Gebunden M. 13.60

„Sütterlins prächtiges Büchlein versucht weitere Kreise mit den Grundtatsachen des Sprachlebens bekannt zu machen. Der Verfasser beschränkt sich durchweg auf das Wesentliche und trägt alles in äußerst lebendiger, hochinteressanter Weise vor. Aus jeder Zeile, jedem Worte spricht der Meister." Berliner Tageblatt.

Deutsche Lautlehre. Von Professor Dr. O. Bremer. 108 Seiten. Geheftet M. 4.— Gebunden M. 6.40

„Auf Grund solcher gründlicher Lautlehre wird es leichter werden, den Schülern ein Verständnis für die Lautverschiebungen zu vermitteln. Ein solches Werk muß tiefgehenden Einfluß auf den Sprachunterricht gewinnen. Das Bestreben, möglichst auch in den Fachausdrücken deutsch zu schreiben, ist hervorzuheben. Dtsch. Schule.

Deutsche Lautkunde. (D. B.) Von Professor Dr. O. Bremer. 82 Seiten. Geheftet M. 2.40

„Eine übersichtliche Darstellung, die ebenfalls Ernst macht mit der scharfen Scheidung von Buchstabe und Laut. Als Zusammenfassung, Beispielsammlung und Grundlage des im Unterricht anschaulich behandelten Stoffes aus diesem wichtigen Gebiete des deutschen Sprachunterrichts ein treffliches Hilfsmittel. Deutsche Schule.

Lautbildung. (W. u. B.) Von Prof. Dr. L. Sütterlin. 2. Aufl. 191 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 6.75

„Das Buch führt in die ganze zur Erforschung der Lautbildung bisher geschehene Arbeit ein. Durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, lernen wir den Apparat und Mechanismus der Sprechorgane kennen. Wenn man das Buch durchgelesen hat, muß man es bedauerlich finden, daß es noch heute Tausende von Lehrern gibt, die Lese- und Gesangunterricht erteilen, ohne von der Lautwissenschaft eine Ahnung zu haben." Pädagogische Zeitung.

Werden und Wachsen unserer Muttersprache von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 320 Seiten. Geb. M. 40.—

Eine in großem Zuge geschriebene Darstellung aus der Feder unsers Altmeisters deutscher Sprachwissenschaft. Während Kluge sonst nur in einzelnen Essays seine Forschungsergebnisse weiteren Kreisen vermittelt, wird hier eine zusammenhängende, erschöpfende Gesamtdarstellung geboten, die den Leser von der ältesten Sprachentwicklung bis zur Gegenwart führt.

Unser Deutsch. (W. u. B.) Einführung in die Muttersprache. Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 4. Aufl. 128 Seiten. Gebunden M. 6.75

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten, der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer genußreichen Form bietet." Südw. Schulblatt.

Wortforschung und Wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 191 S. Gebunden M. 14.—

„Es ist ein glücklicher Gedanke von Fr. Kluge, daß er seine Aufsätze zur deutschen Wortkunde jetzt in einem Bändchen vereinigt herausgegeben hat. So sind wir instand gesetzt, an zahlreichen Musterbeispielen die vortreffliche Methode der Wortforschung zu studieren, und können beobachten, wie der Gelehrte mit großem Geschick die zerstreuten Belege ordnet und verwertet, um uns anziehende und fesselnde Skizzen zu bieten." Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 5. durchgesehene Auflage. 318 Seiten. Geheftet M. 14.— Gebunden M. 20.—

„Das Buch ist bereits seit zwanzig Jahren nicht nur den Erforschern der deutschen Sprache und Theologen eines der vertrautesten Hilfsmittel, sondern auch für jeden Gebildeten, der für die Geschichte der deutschen Schriftsprache und für ihre Mundarten sich erwärmt, eine ungemein anregende Fundgrube belehrender und anregender Tatsachen und Erscheinungen unserer Muttersprache. Tägliche Rundschau.

Die deutsche Gaunersprache und verwandte Gaunersprachen. Von Professor Dr. L. Günther. 256 Seiten. Geheftet M. 16.— Gebunden M. 18.—

Die Augen der Sprachforscher ruhen schon lange auf den unansehnlichsten und entlegensten Spracherscheinungen der Geheim- und Gaunersprachen. Diese sind nicht nur kulturhistorisch äußerst interessant, sondern auch sprachgeschichtlich wichtig, indem eine Fülle von Ausdrücken der Gaunersprache in unsere Gemeinsprache überging. Diesen ganzen Komplex von Problemen behandelt vorliegendes Werk. Die Darstellung ist grundsätzlich gemeinverständlich gehalten.

Deutsche Namenkunde. (D. B.) Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 2. Auflage. 45 Seiten. Geheftet M. 1.20

„Eine Darstellung von solcher Klarheit und Übersichtlichkeit, wie man sich's nicht besser wünschen könnte. Wie oft bietet sich auch in der Schule Gelegenheit, in der deutschen Sprache oder in der Geschichte einen Namen zu erklären, wenn man nur immer Herr des Stoffes wäre. Hier ist die Anleitung dazu." Württembergisches Schulwochenblatt.

Einführung in das Mittelhochdeutsche. (D. B.) Von Dr. R. Blümel. 27 Seiten. Geheftet M. 1.20

„An der Hand von neun Strophen aus dem Nibelungenliede führt der Verfasser, gleichsam auf dem Anschauungswege, ein in die grammatikalischen und metrischen Besonderheiten und Schönheiten des Mittelhochdeutschen gegenüber dem Neuhochdeutschen. In diesem Sinne kann das Schriftchen mit seinem billigen Preis auch in unseren Kreisen empfohlen werden." Schweizer Lehrerzeitung.

Deutschunterricht als Kulturkunde. Von Direktor Dr. Th. Lenschau. 101 Seiten. Geheftet M. 4.— Gebunden M. 7.—

„Hier redet ein Kenner des Lebens und der Schule . . . Was Lenschau selber bietet, ist vorbildlich an Solidität des Wissens und Herzhaftigkeit der Darstellung; ein gesunder niedersächsischer Humor liegt darüber gebreitet und vermeidet alle unnütze Schärfe. Lenschau versteht Echt und Unecht, Wesentlich und Unwesentlich zu scheiden. Auf eine Einleitung über die Notwendigkeit einer deutschen Kulturkunde und einer vertieften Vorbildung der Deutschlehrer folgen Abschnitte über Grammatik, Lektüre, Literaturgeschichte und Aufsatz im Dienst der Kulturkunde. Fast durchweg zeigt sich ein scharfer Sinn für das Erreichbare – und leider bisher so selten Erreichte!" Sokrates.

Wie unterrichtet man Deutsch? Ein Wegweiser von Geheimrat Dr. A. Biese. 108 Seiten. Gebunden M. 17.—

„Das Deutschtum wird von Alfred Biese, dem bekannten Literaturhistoriker und Schulmann, in seinem Buche: „Wie unterrichtet man Deutsch?" in seiner Verwurzelung in dem vaterländischen, durch Sitte, Recht, Klima und Bodenart reich und verschieden gestalteten Kulturboden geschildert. Die Durchdringung der Darstellung mit den Erkenntnissen und Erfahrungen einer langen pädagogischen und verwaltenden Tätigkeit an deutschen Gymnasien macht das Buch zunächst einmal dem Lehrer des Deutschen wichtig und wertvoll. Doch weiß Biese sich auch jedem anderen mitzuteilen, der mit der Begeisterung für alles Deutsche solides Bildungsstreben verbindet.

Der Tag.

Schule des Rechtschreibunterrichts. Von Schuldirektor A. Bargmann. 126 Seiten. Gebunden M. 5.20

„Das gründliche Werk, das sich in den Dienst einer schwierigen und anscheinend unlösbaren Unterrichtsfrage stellt, ist die reife Frucht reicher Erfahrungen in der praktischen Schultätigkeit, die auch an den einschlägigen methodischen Schriften nicht achtlos vorübergegangen ist. Besonders ausführlich ist der Rechtschreibeunterricht auf der Unterstufe bearbeitet. Das theoretisch-praktische Werk verdient fleißig studiert zu werden. Es gibt für die Praxis manch wertvolle Anregung."

Erziehung und Unterricht.

Führer durch den Rechtschreibunterricht. Von Dr. W. A. Lay. 4. vermehrte Auflage. 273 Seiten. Gebunden M. 11.—

„Die Hauptpunkte ihrer Aufstellung sind durch ihre Versuche wirklich bewiesen und verdienen zweifellos, in die pädagogische Praxis übergeführt zu werden."

Univ.-Prof. Münsterberg in Freiburg.

Anleitung zum Aufsatzbilden. Lehrplan und Anschauungsbeispiele. Von Schuldirektor A. Bargmann. 183 Seiten mit einem Abbildungsanhang. Gebunden M. 6.80

„Ein entzückendes Werkchen mit schlichtem Titel! Uns will es als Bestes auf dem Gebiete des Aufsatzunterrichtes erscheinen ... Das Buch bringt mehr, als der bescheidene Titel ankündet. Auf Schritt und Tritt begegnen wir frischer Selbständigkeit des Schülers und zielbewußtem Selbstschaffen. Das Kind ist befreit von dem marternden Gängelbande der Frage. Es findet selbst die Aufsatzthemen, die aus dem Lesestücke geradezu herausblühen!"

Aus der Schule — für die Schule.

Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze. Von Direktor Dr. K. Wehrmann. 304 Seiten. Gebunden M. 14.—

Eine solche Einführung, die sich nicht mit ein paar Dispositionen begnügen will, sondern versucht, ins einzelne zu gehen, ist besonders notwendig für alle, denen die Abfassung von Aufsätzen, die Bildung eigener Urteile und deren schriftliche Darstellung Mühe macht. Wie man dazu gelangt, in einen Gegenstand einzudringen, sich Urteile über ihn zu bilden und diese unbefangen darzustellen, dazu will dies Buch anleiten.

Zu den Preisen tritt nur der Teuerungszuschlag des Sortiments.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Deutsche Stämme Deutsche Lande

Deutsche Volkskunde in Einzeldarstellungen
Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich von der Leyen.

Die Sammlung soll überall die Erkenntnis der deutschen Heimat vertiefen, die Liebe zur deutschen Heimat von neuem wecken und stärken. Die ewigen Quellen unseres Werdens und Seins wollen diese Bände aufzeigen: Sprache, Sitte, Brauch, Glauben, Alltag und Feste, Kunst und Dichtung, lebendige Geschichte und lebendige Gegenwart, Antlitz und Seele unseres Volkes. Überall werden die Probleme der Volksbildung und Volksaufklärung auf den Boden der Wirklichkeit gestellt. Gerade nach den schweren Schlägen, die unser Volkstum erlitten hat, ist die Sammlung besonders geeignet, jedem echten Deutschen neue Zuversicht zu der unerschöpflichen Kraft des Deutschtums zu geben und auch die Deutschen im Auslande mit neuem unzerreißbarem Band an die Heimat zu fesseln. Eine überraschende, kaum zu erschöpfende, aber klar gegliederte Fülle der interessantesten Kulturbilder wird aus diesem Chor der deutschen Stämme aufsteigen, die Erkenntnis ihres Humors wird sie gegenseitig erfrischen und alle werden sich aus der großen schöpferischen Einheit deutschen Volkstums entwickeln.

Es erscheint:

Westfälische Volkskunde von Professor Paul Sartori

Badische Volkskunde von Professor Eugen Fehrle

Rheinische Volkskunde von Professor Wrede. 2. Auflage

In Vorbereitung befinden sich:

Hessische Volkskunde von Pfarrer Karl Spieß

Deutsch-Österreichische Volkskunde von Dr. Konr. Mautner

Sächsisch-Thüringische Volkskunde von Prof. Karl Reuschel

Bayrische Volkskunde von Konservator Dr. Heinr. Heerwagen

Ostdeutsche Volkskunde von Professor Karl Brunner

Schwäbische Volkskunde von Pfarrer Heinrich Höhn

Schweizerische Volkskunde von Dr. Hans Bächtold.

Die Sammlung wird fortgesetzt!

LIBRARY
APR
1971

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY